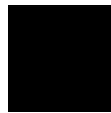


kassel
university



press

Zwischen Arbeit und Liebe

Eine empirische Studie zum Wandel der Geschlechterbeziehungen
in Ostdeutschland nach der Wende

Susanne Stolt

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Stolt, Susanne

Zwischen Arbeit und Liebe : Eine empirische Studie zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in Ostdeutschland nach der Wende / Susanne Stolt. - Kassel : kassel univ. press, 2000. - V, 285 S.

Zugl.: Kassel, Univ., Diss. 2000

ISBN 3-933146-39-9

© 2000, kassel university press GmbH, Kassel

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsschutzgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: 5 Büro für Gestaltung, Kassel

Druck und Verarbeitung: Zentraldruckerei der Universität Gesamthochschule Kassel

Printed in Germany

*Dieses Buch ist meinen Eltern
Käte Stolt und Richard Stolt
gewidmet.*

Danksagung

Die Entstehung dieses Buches wäre ohne die Unterstützung vieler anderer nicht möglich gewesen. Danken möchte ich vor allem:

Christel Eckart, die als Doktormutter die Arbeit inhaltlich betreut hat und der ich wesentliche theoretische Impulse verdanke; *Cornelia Ott*, mit der ich die Gesamtkonzeption diskutieren konnte und die wichtige Hinweise zur Überarbeitung des vierten Kapitels gab; *Gabriele Hanke*, *Carmen Plonka-Dreier*, *Christina Schulz*, *Cornelia Hennig*, *Birgit Völker*, *Bärbel Lübke*, *Carmen Paulo* und *Wolfgang Schönit*, die mir in unterschiedlichen studentischen Arbeitsgruppen bei der Auswertung halfen; den *Frauen meines Doktorandinnen-Kolloquiums* und der *IAG-Frauenforschung* der Universität Kassel; *Jörn Ritter* und *Susanna Olmedo-Budde*, die mich in besonderer Weise persönlich unterstützt haben; *Günther Behrendt* und *Alfred Lücke*, die mir bei der Korrektur und stilistischen Überarbeitung halfen; *Angelika Jäck*, die mir bei der Fertigstellung des Druckmanuskriptes half; meinen *Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern* und

ganz besonders *Max Behrendt*, der mir die ganze Zeit über ein wichtiger Diskussionspartner war, dem ich viele inhaltliche Hinweise und auch viel von der inneren Kraft verdanke, die zur Vollendung einer Promotion notwendig ist.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung und Fragestellung: Ostdeutsche Geschlechterbeziehungen zwischen Kontinuität und Wandel	3
 <i>Teil I: Über die Arbeit hinaus. Neue Ansatzpunkte für eine Analyse der Geschlechterverhältnisse in der DDR</i>	
1. Geschlechterverhältnisse und Geschlechterordnung in der DDR	15
<i>Die realsozialistischen Lebensverhältnisse für Frauen</i>	16
<i>Analysen zu den Geschlechterverhältnissen in der DDR</i>	23
2. Die Dominanz der Erwerbsarbeit	49
3. Arbeit versus Fürsorge. Die Anerkennungstheorie als erweiterter Erklärungsansatz	64
<i>Das Paradoxon der Anerkennung</i>	67
<i>Geschlechterpolarität und Herrschaft</i>	73
<i>Verweigerte Anerkennung und instrumentelle Vernunft</i>	86
<i>Die realsozialistische Arbeitsutopie als Ausdruck instrumenteller Vernunft</i>	93
<i>Intersubjektivität - ein Paradigmenwechsel von der Arbeit zur Beziehung</i>	100
 <i>Teil II: Umgestaltungen im Alltag und in den Beziehungen ostdeutscher Frauen und Männer nach der Wende</i>	
4. Forschungsfragen und die theoretisch-methodische Anlage der Studie	103
<i>Forschungsfragen und Forschungsdesign</i>	103
<i>Theoretische Vorannahmen und der theoretische Interpretationsrahmen</i>	108
<i>Das Sample, der Zugang zum Feld und Voruntersuchungen</i>	109
<i>Erhebung und Erhebungsinstrumente</i>	112
<i>Die Auswertung</i>	113
5. Alltägliche Geschlechterbeziehungen im Wandel. Die hermeneutische Auswertung der Interviews mit drei Ehepaaren	119
<i>Das Paar Ebert</i>	122
<i>Das Paar Koch</i>	143
<i>Das Paar Oswald</i>	170
<i>Zusammenfassung der Ergebnisse der hermeneutischen Analyse</i>	204
<i>Epilog</i>	216
6. Zwischen Autonomie und Bindung. Inhaltsanalyse der Interviews mit neun Frauen	219
<i>Drei Muster der Handlungsorientierung als Typologie: beziehungs-, autonomie- und balanceorientiert</i>	220
<i>Im Zweifelsfall die Familie (Der beziehungsorientierte Handlungstypus)</i>	224

<i>Die Suche nach Selbstverwirklichung und Anerkennung zwischen Beruf und privaten Beziehungen. (Der balanceorientierte Handlungstypus)</i>	230
<i>Zusammenfassung der Ergebnisse der Inhaltsanalyse</i>	260
7. Resümee	270
Anhang	279
Literaturverzeichnis	280

Ostdeutsche Geschlechterbeziehungen zwischen Kontinuität und Wandel

Am Anfang der hier vorgestellten empirischen Untersuchung stand die Frage, wie sich das Leben und der Alltag von ostdeutschen Frauen seit der Wende und Vereinigung verändert haben, und zwar von Frauen, die in einer Partnerschaft leben und Kinder haben. Das Untersuchungsziel bestand darin, die Brüche und Kontinuitäten im Leben und Alltag von Frauen zwischen Familie und Beruf aufzuspüren und ihre Handlungs- und Reaktionsweisen zu erforschen sowie ihre Erfahrungen sichtbar werden zu lassen. Letzteres erschien umso notwendiger angesichts eines allgemeinen Diskurses, welcher ostdeutschen Frauen im Vereinigungsprozeß einzig eine Opferrolle zugestand. Es war jedoch davon auszugehen, daß jenseits des vielfach beklagten Verlustes von Erwerbsarbeitsmöglichkeiten für Frauen eine Fülle weiterer Veränderungen, Probleme und Konflikte im Alltag wirksam geworden waren.

Die Erforschung der Bewältigungsweisen von Frauen im Transformationsprozeß, das Verstehen und Nachvollziehen ihrer Handlungen und Erfahrungen sowie deren Veränderung sollten zugleich in Beziehung gesetzt werden zu den vom Lebensalltag in der DDR geprägten und von dorthier mitgebrachten Erfahrungen, Handlungsweisen und Deutungsmustern. Dadurch würden sich, so die Annahme, nicht nur die heutigen Handlungen und Erfahrungen besser verstehen lassen. Darüber hinaus zielte diese Bezugnahme zur Vergangenheit darauf, die Umgestaltungen in den Geschlechterverhältnissen und in der Geschlechterordnung in Ostdeutschland anhand des Wandels von alltäglichen Handlungsweisen im Konkreten nachvollziehbar zu machen.

Diese ursprüngliche Fragestellung wurde im Verlaufe der Forschungsarbeit modifiziert. Aus forschungspraktischen Gründen rückte die Frage nach dem Wandel der alltäglichen Geschlechterbeziehungen in den Partnerschaften stärker als anfangs beabsichtigt in den Vordergrund.

Zunächst aber standen die Alltagsveränderungen für Frauen mit Familie im Vordergrund. Dabei schien es wichtig und interessant zu sein, vor allem den Lebenszusammenhang von Familie und Beruf ins Zentrum der Betrachtung zu stellen. Insbesondere in diesem sozialen Feld waren gravierende Veränderungen zu erwarten, weil die sozialpolitischen Leistungen der DDR-Politik zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie durch die Regelungen im deutsch-deutschen Einigungsvertrag stark eingeschränkt wurden. Darüber hinaus war durch die steigenden Leistungsanforderungen im Beruf, durch Konkurrenz und soziale Unsicherheit grundsätzlich von einer zunehmenden Unvereinbarkeit beider Lebensbereiche auszugehen.

Mit der Eingrenzung der Forschungsperspektive auf den Lebenszusammenhang von Familie und Beruf war zugleich eine erste theoretische Prämisse verknüpft. Eine zentrale Erkenntnis der Frauenforschung ist nämlich, daß die in modernen Gesellschaften üb-

liche Form von Erwerbsarbeit ohne den Bezug zur privaten Reproduktionsarbeit in Haushalt und Familie nicht möglich wäre. Im Haushalts- und Familienbereich haben all jene Arbeiten, Tätigkeiten und Bedürfnisse ihren Ort gefunden, für die in der formal-rationalen Struktur des Erwerbs kein Raum blieb. Die Institution der bürgerlichen Familie und Ehe wurde geschaffen, damit trotz formal-rational organisierter Produktion die Befriedigung der leib-seelischen Bedürfnisse des Menschen, einschließlich der generativen Reproduktion, einen Ort behielt. Die hierarchische Sphärentrennung und Arbeitsteilung zwischen Haus und Betrieb, zwischen Privatem und Öffentlichem, zwischen Produktion und Familie ist demnach konstitutiv für moderne industrielle Gesellschaften, ebenso für die Ausgestaltung der modernen Geschlechterordnung. Die soziale Organisation moderner Gesellschaften ist eng mit der Geschlechterordnung, wie wir sie kennen, verzahnt. Keins ist ohne das andere denkbar. Frauen sind innerhalb dieser Ordnung diejenigen, die sich um das alltägliche Leben in Familie und Ehe hauptsächlich kümmern. Darüber hinaus aber sind sie gleichzeitig immer Teil des Erwerbssystems gewesen (Ekkart 1988; Willms 1983). Zudem sind sie es, die den Lebenszusammenhang zwischen Erwerbsarbeit und privater Lebensführung durch die *"Arbeit des Alltags"* (Jurzyk/Rerrich 1993) für die Familienmitglieder und sich selbst erst herstellen. Der Zusammenhang von Familie und Beruf spielt also für die Lebenslage von Frauen eine zentrale Rolle.

Diese strukturellen Bedingungen waren in Grundzügen auch für die sozialen Verhältnisse der DDR bestimmend, trotz der vielen Unterschiede in der konkreten Ausprägung der Geschlechterverhältnisse. In der DDR waren Frauen ebenso wie im Westen die Hauptzuständigen für das Leben in der Familie, trotz ihres Rechts und ihrer Pflicht zur Erwerbsarbeit. Die fast ausschließlich auf Frauen ausgerichtete Sozialpolitik der DDR erleichterte ihnen diese Doppelzuständigkeit, war aber auch ein Garant dafür, daß sie überwiegend allein für die Familie Sorge trugen. Typisch für die DDR-Verhältnisse war die voll erwerbstätige Mutter.

Jenseits dieser strukturell fundierten Kontinuität in den Geschlechterverhältnissen zwischen Ost und West hat sich aber in der konkreten Alltagsrealität für Frauen im Osten seit der Wende sehr viel verändert. Statt der früheren staatlich gesicherten Parallelität von Familie und Beruf befinden sich ostdeutsche Frauen heute in einer sozialen Situation, die einer solchen Parallelität entgegensteht und vielmehr ein "Entweder - Oder" impliziert. Es ist dieser Konflikt zwischen Familie und Beruf im Leben von Frauen, in dem sich die Folgen der Vereinigung für sie konzentrieren. Ostdeutsche Frauen sahen sich damit konfrontiert, auf ganz neue Weise zwischen den institutionell abgetrennten Bereichen Familie und Beruf vermitteln und sich entscheiden zu müssen. Ihre etablierten und eingespielten Lebensstile, Handlungsmuster und Machtstrategien haben im neuen System vielleicht eine andere Bedeutung und Wirkung, eventuell wurden sie in Frage gestellt, auch entwertet, und mußten dann verändert oder neu definiert und durchgesetzt werden. Hier waren also die größten Auswirkungen auf das Leben von Frauen zu erwarten, diesen Ausschnitt sozialer Realität galt es daher näher zu untersuchen. Wie stellen Frauen seit der Vereinigung den Lebenszusammenhang von Familie und Beruf her? Was genau hat sich verändert und wodurch? Welche Auswirkungen haben die heutigen Bedingungen für die *"Arbeit des Alltags"* von Frauen in Partnerschaft-

ten und Ehen? Was waren die Bedürfnisse und Interessen hinsichtlich Beruf und Familie vor der Wende und wie wurden sie realisiert? Inwiefern verändern sich jetzt die Chancen zu ihrer Realisierung? Oder sind diese Bedürfnisse und Interessen selbst Gegenstand von Veränderungen?

Die Fokussierung der Forschungsfragen auf den Lebenszusammenhang von Familie und Beruf zielte also auf die eigentliche Basis eines sozial definierten "*weiblichen Lebenszusammenhangs*" (Prokop 1976), der auch für die DDR galt, und der Frauen zu "*Grenzgängerinnen zwischen Produktions- und Reproduktionsbereich*" macht. (Eckart 1990; 11) Ich habe damit bewußt eine Abgrenzung zu Untersuchungen gesucht, die sich entweder ganz bzw. vorrangig auf die Erwerbsarbeit oder sich überwiegend auf die Familie konzentrierten.¹ Auch wenn diese Untersuchungen meist auf die jeweilig andere Sphäre eingehen, ist ihnen die Frage nach der sozialen Notwendigkeit, beides in einen lebberen Zusammenhang zu bringen, weniger wichtig.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen und Fragestellungen war es folgerichtig, Frauen zu befragen, die in einer Partnerschaft oder Ehe lebten und immer noch leben und mindestens ein Kind haben. Für alleinlebende Frauen stellt sich das Problem des Lebenszusammenhangs von Familie und Beruf nicht so deutlich, deshalb wurden sie im Forschungsdesign nicht berücksichtigt. Auch alleinerziehende Mütter wurden nicht in die Untersuchung einbezogen, und zwar um das Untersuchungsfeld einzugrenzen. Außerdem existierten hierzu bereits Untersuchungen.²

Von Anfang an war es beabsichtigt, die Beziehung zum Partner in die Untersuchung einzubeziehen. Männer stehen eigentlich genauso wie Frauen vor dem Problem, ihre Berufsarbeit mit ihren privaten Lebensbedürfnissen in Zusammenhang zu bringen. Nur lösen sie dieses Problem meist dadurch, daß sie die notwendigen Tätigkeiten und Arbeiten, die dem Herstellen dieses Lebenszusammenhangs dienen, an Frauen delegieren. Wenn Männer nicht aktiv mit Familie beschäftigt sind, so ist dies letztlich auch ein Ausdruck von Herrschaft und Dominanz im Geschlechterverhältnis (vgl. dazu Krüger 1995). Theoretisch folgte dieser Forschungsansatz auch der Erkenntnis einer "*Geschlechterdifferenz in Relation*" (Becker-Schmidt 1991, 392). Danach werden die beiden Geschlechter vor allem in Relation zueinander definiert und konstruiert. Durch institutionelle und normative Vorgaben werden Handlungsräume für die Geschlechter abgesteckt, die sie als soziale Genus-Gruppen voneinander abgrenzen und zugleich wieder in eine komplementäre und hierarchische Beziehung zueinander setzen.

Jenseits dieser strukturellen bzw. institutionalisierten Bestimmung einer Rollendifferenz in Partnerschaften war es jedoch wichtig zu untersuchen, aus welchen Gründen Frauen und ihre Männer unter den sozialen Verhältnissen in der DDR an herkömmlichen Rollenmustern festgehalten oder aber diese in Frage gestellt haben. Gerade im Hinblick auf die sich verändernden sozialen Bedingungen erschien es wichtig, der Interaktion in Paarbeziehungen nachzugehen und dabei nachzuvollziehen, wie sich die Geschlechterbeziehungen im Alltag transformiert haben oder gleichgeblieben sind, wie

¹ Z.B. Nickel 1993, Hampele/Naevecke 1993, Gensior 1995, Bütow 1992 für die Erwerbsarbeit von Frauen; B. Bertram 1995, H. Bertram 1992, Meyer/Schulze 1995 für die Familie.

² Siehe z.B. Drauschke/Stolzenburg 1996.

sich bereits vorhandene Formen und Muster der Interaktion fortgesetzt haben oder aber auch unter Veränderungsdruck geraten sind. Es ging also darum zu erforschen, ob und wie sich vor der Wende hierarchische Geschlechterbeziehungen in Partnerschaften reproduziert haben, in welchen beide Partner erwerbstätig waren, und wie sich diese Partnerschaften unter den neuen sozialen Verhältnissen umgestaltet bzw. in die neuen Verhältnisse eingefügt haben.

Die auf Partnerschaften ausgerichtete Forschungsperspektive legte es nahe, nicht nur Frauen, sondern nach Möglichkeit auch deren Männer zu interviewen. Dabei war aber anfangs geplant, die Interviews mit den Männern mehr zur Ergänzung und Kontrolle zu führen, statt als eigenständige Beispiele für die Veränderungen im Lebensalltag zu nehmen. Tatsächlich ist es aber nur in drei Fällen gelungen, die Partner für ein Interview zu gewinnen. Zwar wurden alle Männer schriftlich um ein Interview gebeten, doch die meisten haben sich dennoch nicht dazu bereit erklärt. Im Ergebnis lagen so - neben den Interviews mit zwölf weiteren Frauen - Interviews mit drei Frauen und drei Männern vor, die jeweils zusammen in einer Partnerschaft lebten. Parallel zur Erhebung fanden die ersten Auswertungen statt. Diese bestätigten, daß die Paarbeziehung bzw. die Interaktionen als Paar ganz besonders interessant und relevant zur Beantwortung der entwickelten Forschungsfragen waren. Diese Erfahrungen haben mich - neben anderen Gründen³ - dazu geführt, die Interviews mit den drei Ehepaaren für eine ausführliche hermeneutische Auswertung auszuwählen und so ein Schwergewicht auf die Paarbeziehung zu legen. Die übrigen Interviews wurden dagegen einer inhaltsanalytischen Auswertung unterzogen. Auch dabei stellte ich die Paarbeziehung in den Mittelpunkt der Betrachtung, allerdings ohne daß ich auf die Aussagen des Partners zurückgreifen konnte. Letztlich hat sich so aus den Erfahrungen der forschungspraktischen Arbeit ergeben, daß die Paarbeziehungen stärker als ursprünglich beabsichtigt in den Vordergrund der Untersuchung getreten sind. Im Mittelpunkt dieser Untersuchung stehen deshalb nicht mehr wie ursprünglich gedacht allein die Folgen der Wende für ostdeutsche Frauen, sondern darüber hinausgehend die Frage nach dem Wandel von Geschlechterbeziehungen.

Als weiteres Eingrenzungskriterium für das Untersuchungsfeld wurde eingangs Elternschaft genannt. Bei Elternschaft nehmen die Reproduktionsanforderungen in der Familie erheblich zu, wodurch der Spagat zwischen den widersprüchlich strukturierten Lebensbereichen erheblich zunimmt. Deshalb habe ich Paare ausgewählt, die mindestens ein Kind im gemeinsamen Haushalt haben. Dabei sollte wenigstens ein Kind bereits vor der Wende geboren sein, um den Vergleich im Hinblick auf Veränderungen seit der Wende herstellen zu können.

Die Auswahl von Frauen in Partnerschaften mit Kindern entsprach aber nicht nur theoretischen Vorüberlegungen, sondern ebenso einer gesellschaftlichen Praxis von "Normalität" in der DDR: Die überwiegende Mehrheit aller DDR-Bürger hat geheiratet oder in heterosexuellen Partnerschaften gelebt und sich auch für Elternschaft entschieden. Noch 1989/90 betrug der Anteil von Frauen in Ostdeutschland, die im Laufe ihres

³ Diese Gründe werden im Methodenkapitel (Kapitel 4) näher erläutert.

Lebens mindestens ein Kind zur Welt gebracht hatten, 90 Prozent (Winkler 1990, 27). Bei der Konzeption des Forschungsprojektes ging es mir auch darum, gerade diese mehrheitlich gelebte Form des Alltags zum Ausgangspunkt zu nehmen. Mich interessierten die Motive und Bedürfnisse, die mit der Wahl dieser Form privater Lebensführung verknüpft waren, und wie sich diese Motive und Bedürfnisse bei Frauen und Männern unterscheiden. Die Institution der Ehe und Familie und die ihr inhärente Norm der Heterosexualität gilt ja in vielerlei Hinsicht als zentrales Element zur Fundierung der modernen, hierarchischen Geschlechterordnung. Und ihr Erhalt bzw. ihre Förderung in der DDR wird vielfach als wesentliches Element für das Fortbestehen der Geschlechterhierarchie in der DDR betrachtet.⁴ Ungeachtet der Berechtigung einer solchen Interpretation der objektiven Wirkung der Familienförderung in der DDR sollte jedoch zunächst untersucht werden, welche Bedeutung die Familie für das individuelle Leben der befragten Frauen und Männern selbst hatte.

Ein zentraler theoretischer Ausgangspunkt läßt sich aus dem bisher Dargelegten entnehmen, nämlich daß es beim Übergang von der realsozialistischen zur bürgerlich-kapitalistischen sozialen Ordnung nicht zu einer grundlegenden, qualitativen Veränderung in den Geschlechterverhältnissen gekommen ist, sondern zur Transformation einer hierarchischen Geschlechterordnung⁵ in eine andere. Diese Vorannahme entsprach dem Stand der Forschung (Nickel 1990; Dölling 1991; Beer/Chalupsky 1993) und war auch Ergebnis eigener Untersuchungen (Stolt 1990). Es wurde bereits dargelegt, daß die Trennung und Institutionalisierung der Lebensbereiche Familie und Beruf wie auch die Sozialpolitik der DDR mit ihrer einseitigen Vereinbarkeitspolitik für Frauen die Basis für strukturelle Übereinstimmungen in den Geschlechterverhältnissen zwischen Ost und West bildeten, ungeachtet aller Unterschiede in den konkreten Ausprägungen.

Wie die sozialen Strukturen, die das Geschlechterverhältnis ausmachten, sich dabei in den Handlungen wiederfinden und welche Bedeutung sie für das Leben von Frauen (und Männern) hatten, ist jedoch kontingent und mußte erst durch die empirische Arbeit herausgefunden werden. Hier galt es auch, die Lebenspraxis von Frauen als eigensinnige und potentiell widerständige freizulegen, denn in einer dominant männlichen Kultur bleibt diese Seite der weiblichen Lebenspraxis meist unsichtbar (vgl. Becker-Schmidt/Bilden 1991, Diezinger 1991, 12).

An dieser Stelle wird auch die Frage nach den spezifischen Ausprägungen der Geschlechterverhältnisse in der DDR bedeutsam. Schließlich gab es in der DDR eine ausdrückliche Förderung der Berufarbeit von Frauen, gepaart mit einer Sozialpolitik, die die Gleichzeitigkeit von Familie und Beruf ermöglichte. Welche Auswirkungen hatte diese andere Geschlechterordnung für die Frauen und die im Alltag gelebten Geschlech-

⁴ Vgl. dazu Beer u. Chalupsky 1993, 206; Dölling 1994, 32; Diemer 1994, 215 u. 217.

⁵ Beim Begriff *Geschlechterverhältnisse* beziehe ich mich auf die Definition von Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp (1995, 18), nach der Geschlechterverhältnisse "*das gesamte Feld*" sozialer Regelungen in einem sozialen Gefüge umfassen, die die differenten Handlungsräume und Identifikationsmuster für die Geschlechter sowie deren Beziehungen zueinander abstecken und definieren. Mit diesem Begriff werden also die *strukturellen Grundbestimmungen* der Geschlechterbeziehungen angesprochen. Der Begriff der *Geschlechterordnung* ist dagegen auf einer dazu untergeordneten Ebene angesiedelt und meint die kultur- bzw. historisch-spezifische Ausprägung der Geschlechterverhältnisse.

terbeziehungen? Wie hat sich beispielsweise die berufliche Integration von Frauen auf die Paarbeziehungen im privaten Leben ausgewirkt? Haben sich Frauen in ihren Beziehungen zu Männern untergeordnet oder war eher ein gleichberechtigter Umgang miteinander festzustellen? Wie haben sie angesichts der Sozialpolitik ihr Leben gestaltet und welche Motive und Bedürfnisse kamen dabei zum Tragen? Mit welchen Problemen und Konflikten waren die Frauen in der DDR trotz aller Förderung konfrontiert? Inwiefern sind durch die Besonderheiten in den Lebensverhältnissen Erfahrungen und Lebensansprüche geprägt worden, die auch heute noch ihre Relevanz entfalten?

Meine zentrale Ausgangsthese ist also, daß es sich bei dem Wandel in Ostdeutschland um die Transformation einer Geschlechterhierarchie in eine andere Form handelte. Diese Grundannahme führte zu der hypothetischen Überlegung, daß die Veränderungen im konkreten Leben der einzelnen komplexer und subtiler Natur sein mußten, von vornherein in sich widersprüchlich, ohne Eindeutigkeiten im Sinne eines "Mehr" an Gleichberechtigung gegenüber einem "Weniger". Das legte eine differenzierte Betrachtung des Wandels nahe, ohne sich vorschnell auf die scheinbar eindeutige Perspektive festzulegen, in welcher Frauen wegen der Einschränkung ihrer Erwerbsmöglichkeiten allein als Verliererinnen der Vereinigung in Erscheinung treten.

Im Gegensatz zu meinen theoretischen Vorannahmen wurde jedoch der allgemeine Diskurs über die Folgen der Vereinigung für ostdeutsche Frauen immer mehr von einer Verliererinnen- und Verlustperspektive bestimmt. So war die Rede davon, daß sich das "Rad" hinsichtlich der Gleichberechtigung zurückdrehe (Geißler 1991; Böckmann-Schewe u.a. 1995), vom "geschlechterpolitischen Rollback in Ostdeutschland" (Beer, Chalupsky 1993), von den Frauen als "Einheitsverliererinnen" (Meyer 1991) oder vom Verlust eines "Gleichstellungsvorsprungs" (Geißler 1991; Nickel 1995a; Meyer/Schulze 1995). Zwar ist angesichts der schnell steigenden Arbeitslosigkeit von ostdeutschen Frauen nach der Wende und ihrer im Vergleich zu Männern überproportionalen Betroffenheit die Interpretation des Wandels für Frauen in dieser einseitig oder überwiegend negativen Weise durchaus verständlich und nachvollziehbar. Der Nachteil ist jedoch, daß unter dem Druck dieser unbestreitbar negativen Entwicklungen für Frauen auf dem Arbeitsmarkt die Perspektive eingeengt wird auf die Frage nach den Teilnahmechancen an der Erwerbsarbeit, während alle anderen Aspekte und Anforderungen an eine differenzierte Betrachtungsweise nachrangig oder unwesentlich erscheinen. So zeigte sich im Umgang mit dem Thema auf politischer und wissenschaftlicher Ebene die Tendenz, die hierarchisierten Geschlechterbeziehungen und -verhältnisse in der DDR nicht mehr zu berücksichtigen.

Die Geschlechterverhältnisse in der DDR haben - unzweifelhaft abzulesen an den soziostrukturellen Daten - eine erhebliche soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern hervorgebracht, die der Ungleichheit in Westdeutschland nur in wenigen Aspekten nachstand.⁶ Nimmt man diese Tatsache nicht ernst oder argumentiert mit ei-

⁶ Siehe hierzu z.B. Nickel 1990; Dölling 1991; Beer/Chalupsky 1993; Kohli 1994; Klenner 1992; Gerhard 1994; Geißler 1991; Ochs 1993. Es zeigt sich, daß in diesem Punkt die Positionen und Interpretationen oft auseinandergehen. Während sich beispielsweise für Ute Gerhard (1994) die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern in der DDR (hinsichtlich des Lohns, der Verteilung von Leitungspositionen, des Zugang zu Berufen, des

nem "Trotzdem" oder "Immerhin", wie z.B. Geißler, dann kann es sehr schnell passieren, daß die Forschungsergebnisse nur das reproduzieren, was von vornherein gedacht war: Die Frauen sind Verliererinnen der Vereinigung, insbesondere weil sie stärker vom Arbeitsmarkt verdrängt werden als Männer und damit wieder stärker in Abhängigkeit von einem Familienernährer zu geraten drohen.⁷

Auch wenn der Verlust der Erwerbsarbeit tatsächlich von vielen Frauen als Bedrohung ihrer Selbständigkeit erlebt wird, läßt sich nicht verleugnen, daß arbeitende Frauen in der DDR tendenziell trotzdem von Männern ökonomisch abhängig geblieben waren.⁸ Ebenso ist die Tatsache zu berücksichtigen, daß die Asymmetrie im Geschlechterverhältnis in der DDR auch eine Basis dafür abgab, daß ostdeutsche Frauen auf dem Arbeitsmarkt seit der Wende benachteiligt werden. Ich halte es für sinnvoller, sich die Frage zu stellen, wo denn neben den Brüchen auch Kontinuitäten in diesem Wandel der Geschlechterverhältnisse und -beziehungen liegen, anstatt allein damit zu argumentieren, daß jetzt alles noch viel schlimmer komme. Ein Umgehen dieser Fragen führt dazu, daß das Verständnis des derzeit ablaufenden Wandels in den Geschlechterverhältnissen in Ostdeutschland schmalspurig bleibt.⁹

Die Frage nach den Gründen für die Fortexistenz von sozialer Ungleichheit und Hierarchie zwischen den Geschlechtern in der DDR ist also nicht marginal, sondern wissenschaftlich (und politisch) von zentraler Bedeutung. Ohne eine Auseinandersetzung mit dieser Frage können die heutigen Veränderungen nicht wirklich verstanden und nachvollzogen werden. Darüber hinaus ergibt sich in der Auseinandersetzung mit dieser Frage die Chance, ungeklärten Zusammenhängen in den Geschlechterverhältnissen der DDR auf die Spur zu kommen.

Die Frage, ob es nun einen Gleichstellungsvorsprung gab oder nicht und wie dieser dann zu bewerten wäre, ist aus meiner Sicht also noch nicht beantwortet. Vor allem aber impliziert eine solche Wertung sofort die Frage, woran Gleichstellung sich überhaupt messen läßt. Empirisch zu klären wäre ebenso, ob und wie sich dieser unterstellte Gleichstellungsvorsprung empirisch bei den Subjekten wiederauffinden läßt.

An anderer Stelle habe ich aufgezeigt, daß der Maßstab, an dem der Wandel in Ostdeutschland und der dort angeblich erreichte Gleichstellungsvorsprung gemessen wird, explizit oder implizit fast immer erwerbszentriert ist (Stolt 1995). Allein die Möglichkeit von Frauen zur Teilnahme an der Berufsarbeit wird zum Bezugspunkt genommen, um die frühere und jetzige Lebenssituation von ostdeutschen Frauen zu analysieren oder

politische Einflusses) denen in der Bundesrepublik ähneln, geht Rainer Geißler davon aus, daß die "*Emanzipation von oben*" Frauen in der DDR zwar "*keine Gleichstellung gebracht*" (23) hat, diese dennoch stärker abgebaut werden konnten als in der Bundesrepublik. Er spricht deshalb auch von einem "*Gleichstellungsvorsprung*" und davon, daß sich das "*historische Rad der zunehmenden Gleichheit (...) vorübergehend wieder etwas zurückdrehen*" (24) werde mit der Vereinigung. Und während Christine Eifler von der "*Auflösung der Frauenfrage in der DDR*" (Eifler 1992) spricht, ist Hildegard Nickel der Meinung, daß es sich um eine "*patriarchale Gleichberechtigung*" (Nickel 1994a) handelte, aber immerhin um eine Gleichberechtigung.

⁷ Viele der empirischen Untersuchungen laufen auch wirklich genau auf diese Perspektive hinaus, z.B. Drauschke u. Stolzenburg 1996; Meyer u. Schulze 1995.

⁸ Siehe Beer/Chalupsky 1993, 206.

⁹ Zur Kritik eines auch theoretisch unreflektierten Umgangs mit den Veränderungen im Geschlechterverhältnis der ehemaligen DDR bei ostdeutschen Forscherinnen vgl. Dölling 1996, 194 ff.

politisch zu bewerten.¹⁰ Eine erwerbszentrierte Perspektive wird jedoch der Konflikthaftigkeit und Widersprüchlichkeit der Situation von ostdeutschen Frauen nicht gerecht. Das zeigen jedenfalls die Ergebnisse meiner Untersuchungen. Sehr deutlich klagen die Frauen beispielsweise auch darüber, daß seit der Wende kaum noch Zeit für ein befriedigendes Privatleben übrigbleibt. Und ihre Erfahrungen mit der Wende sind viel widersprüchlicher und ambivalenter, als es sich mit einer am Erwerb allein ausgerichteten Verlustperspektive nachvollziehen läßt.

So zeigten die ersten Gespräche und Interviews, die ich zur Sondierung und Vorbereitung der Forschungsarbeit durchführte,¹¹ daß die befragten Frauen sich nicht in einer negativen Beurteilung der Veränderungen einig waren. Meist waren die Meinungen zwiespältig, wenn auch bei einzelnen die kritische Beurteilung überwog. Die Frauen äußerten sich nicht nur voller Bedenken zu den veränderten Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt. Zugleich begrüßten sie den Zuwachs an Möglichkeiten, z.B. sich zu bilden oder ihren Berufsweg individuell gestalten zu können, ebenso wie die Möglichkeiten zur freien politischen Äußerung und Organisation. Auch die gewonnenen Gestaltungsspielräume im privaten Leben, insbesondere hinsichtlich der Bedürfnisse ihrer Kinder, wurden von ihnen positiv hervorgehoben.¹² Zwiespältigkeit und Ambivalenz sowohl gegenüber den neuen wie auch den alten Verhältnissen - der erdrückenden Fülle an Fakten über die Lage von Frauen auf dem Arbeitsmarkt zum Trotz -, so lassen sich die Eindrücke und Ergebnisse aus den Voruntersuchungen zusammenfassen.

Im Rahmen der Frauenforschung existiert eine kritische Auseinandersetzung mit erwerbszentrierten Sichtweisen, wie sie der These vom Gleichstellungsvorsprung zugrunde liegt, schon lange (vgl. Prokop 1976; Kontos 1981; Kramer u.a. 1986; Eckart 1987 u. 1990). Im Zentrum dieser Kritik steht die Erkenntnis, daß unter der Maßgabe einer einseitig erwerbszentrierten Lebensführung ein männliches Lebensmuster zum Muster für alle erhoben wird. Daran gemessen werden jedoch Frauen stets benachteiligt bleiben, weil sie nicht in gleicher Weise wie Männer auf eine Person zurückgreifen können oder wollen, die sie von der privaten Reproduktion entlastet. Auch innerhalb des symbolischen Bezugs- und Wertesystems bleiben Frauen unter dieser Maßgabe stets defizitär definiert.

¹⁰ Dazu gehören auch die Analysen, die die *"anhaltend hohe Berufsorientierung"* (DIW 1992) von ostdeutschen Frauen in den Vordergrund stellen. Siehe ebd.

¹¹ Dabei handelte es sich um Expertengespräche mit Frauen einer Beratungsstelle und einer Arbeitsloseninitiative sowie um unstrukturierte Interviews mit zwei Frauen, die den Auswahlkriterien entsprachen.

¹² So schilderte eine Frau - verheiratet, zwei Kinder - im Interview, daß sie erst jetzt die Möglichkeit habe, Jura zu studieren, was ihr vorher wegen ihrer christlichen Orientierung immer verwehrt worden war. Eine andere war trotz voraussehbarer Arbeitslosigkeit zuversichtlich, eine neue Stelle zu finden, und freute sich auf die Möglichkeit, für ein paar Monate während der bezahlten Arbeitslosigkeit Zeit für sich zu haben. Eine Frau, die in einer Fraueninitiative tätig war, hielt die Möglichkeit der Selbstorganisation von Frauen für einen unschätzbaren Fortschritt, um etwa Themen wie Gewalt gegen Frauen in der Ehe öffentlich zu machen. Frauen einer Arbeitsloseninitiative, die sich sonst sehr kritisch zu den Veränderungen äußerten, problematisierten den Umgang mit Kindern in der DDR: In den Zeitstrukturen der Erwerbsarbeit für alle habe es für ihre Bedürfnisse zu wenig Raum gegeben, was erst jetzt richtig ins Bewußtsein gelange - eine Erfahrung, die mir später bei fast allen Interviews mit Frauen wieder begegnete. Siehe dazu auch Stolt 1995.

Die "männliche Normalbiographie" setzt die Komplementärrolle der Frau für die Reproduktion so selbstverständlich voraus, daß sie als subjektive Leistung (...) aus deren individuellem Bewußtsein weitgehend verdrängt ist... (...) Wird umgekehrt der Maßstab einer "normalen Berufsbiographie" von Männern, aus der die Reproduktionsarbeit herausdestilliert ist, dann an die Lebensläufe von Frauen angelegt, muß die Reproduktionsarbeit stets wie eine Bremse auf dem Weg zur vermeintlichen Normalität erscheinen. Sie ist jedoch eine gesellschaftlich und individuell unverzichtbare Lebensgrundlage und auch Voraussetzung für die Berufstätigkeit, die zum Maßstab über sie erhoben wurde. (Eckart 1993, 174)

Gemessen an der Vorgabe männlicher Lebensführung können Frauen immer wieder nur auf einer defizitären Position landen, indem sie selbst bei den eigenen Bedürfnissen und im eigenen Leben Abstriche machen müssen bzw. trotz aller Anstrengungen nicht das erreichen, was allgemein zum Ziel gemacht wurde.

Auf die Problematik, die in einer einseitig auf Erwerbsarbeit ausgerichteten Frauenpolitik steckt, hat neuerlich auch Nancy Fraser (1994b) aufmerksam gemacht. Sie geht der Frage nach, wie die Gleichheit der Geschlechter am besten zu erreichen sei, und stellt dazu zwei verschiedene Modelle, die in der Praxis bereits Anwendung finden, gegenüber: das "*Modell allgemeiner Erwerbstätigkeit*" und das "*Modell der Gleichstellung der Betreuungsarbeit*". Das erste Modell bestimme die Visionen der meisten Feministinnen und sei auch für die früheren staatssozialistischen Länder prägend gewesen. Es ziele darauf, Geschlechtergleichheit durch die Förderung der Berufstätigkeit von Frauen zu erreichen. "*Das Ziel ist, Frauen in einer Institution mit Männern gleichzustellen, die sie traditionell benachteiligt hat.*" (360) Entscheidendes Element dieser Politik sei "*die Schaffung von Einrichtungen, die die Berufstätigkeit von Frauen ermöglichen*". Kulturelle Umorientierungen würden in die Richtung gehen, die Berufsarbeit und die damit verknüpfte, neue Rolle von Frauen als selbstverständlich zu akzeptieren. Fraser überprüft den Erfolg, den dieses Modell haben kann, anhand von fünf normativen Kriterien (Bekämpfung der Armut, Bekämpfung der Ausbeutung, Gleichheit hinsichtlich Einkommen, Freizeit und Achtung, Bekämpfung der Marginalisierung und Bekämpfung des Androzentrismus). Sie kommt zu dem Schluß, daß das Modell der allgemeinen Erwerbstätigkeit nur sehr begrenzte Erfolge haben könne, vor allem weil das normative Maß der sozialen Gleichheit männlich definiert bleibt und Frauen wegen ihrer anderen Bindung an die Familie benachteiligt werden. Weder gleiche Achtung, noch die Überwindung der Marginalisierung und des Androzentrismus sei aus diesen Gründen möglich. Es gebe in diesem Modell auch keine Anreize für die Gleichverteilung der Erziehungs- und Hausarbeit zwischen den Geschlechtern, weil nur der Erwerbsarbeit hohe Bedeutung zugemessen werde.

Die traditionelle weibliche Haus- und Betreuungsarbeit wird dagegen instrumentell behandelt; man muß sich ihrer entledigen, um erwerbstätig zu werden. Ihr selbst wird kein sozialer Wert zuerkannt. (...) Der idealtypische Bürger ist hier der Normalverdiener, der jetzt formell geschlechtsneutral ist. Aber inhaltlich ist dieser Status männlich geprägt. (Fraser 1994b, 364)

Ebenso müsse das andere Modell der *"Gleichstellung der Betreuungsarbeit"* begrenzt bleiben, weil es die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, vor allem in der Familie, nicht in Frage stellt. Es verhindere so die Mitwirkung von Frauen in anderen Lebensbereichen und enthalte nicht die Option der Gleichverteilung aller Arbeiten. Allein in der Kombination beider Modelle sieht Fraser eine Lösungsmöglichkeit für die Geschlechterfrage. Das würde bedeuten, sowohl weibliche Berufsarbeit zu fördern, als auch die Betreuungsarbeit abzusichern und anzuerkennen und für beide Geschlechter zu verallgemeinern. *"Bei dem dritten Modell ist der springende Punkt, daß die Männer dazu gebracht werden sollen, in einem stärkeren Maße so zu werden, wie die Frauen heute sind."* (370) Diese Gleichverteilung der Arbeit sei an andere und reduzierte Arbeitszeitstrukturen im Erwerbsleben gebunden, in denen die Ausübung von Betreuungsarbeit durch alle Arbeitnehmer als normal ansehen würde, in denen darüber hinaus aber auch Zeiträume für die Mitwirkung am politischen Leben und für das Engagement in der Zivilgesellschaft selbstverständlich sein sollten.

Aufgrund dieser Überlegungen bin ich in meiner Forschungsarbeit von der Hauptthese ausgegangen, daß die tiefere Ursache für die männliche Dominanz in der DDR in der einseitigen Ausrichtung der Gleichstellungspolitik auf die Erwerbsarbeit und in der generell von Produktion und Arbeit dominierten Kultur der DDR-Gesellschaft zu suchen ist. Da die Erwerbsdominanz, so meine Argumentation, sehr eng mit der männlichen Hegemonie verwoben und verwachsen ist, kann eine Gleichstellungspolitik wie in der DDR letztlich nur zur Reproduktion von Geschlechterhierarchie beitragen und kaum zu deren Auflösung. Im Grunde genommen kann die Frauenpolitik der DDR als empirisches Beispiel dafür dienen, auf welche Barrieren eine einseitig auf Arbeit zentrierte Politik stoßen muß.

Erst vor diesem Hintergrund lassen sich meiner Ansicht nach die Veränderungen für ostdeutsche Frauen und in den Geschlechterbeziehungen seit der Wende erklären und verstehen. Zwar erscheint der Wandel angesichts des Arbeitsplatzverlustes für Frauen und des Verlustes der infrastrukturellen Unterstützung ihrer Berufsarbeit (eine Unterstützung, die ja im Westen erst noch erreicht werden müßte) zunächst vor allem als Rückschritt für Frauen, und im begrenzten Rahmen eines *"Modells allgemeiner Erwerbstätigkeit"* (Fraser) ist dies auch nicht zu bestreiten. Aber mir geht es im Kern darum zu zeigen, daß dieses Modell Grenzen hat und daß uns die DDR diese Grenzen auch deutlich vor Augen führt, wenn wir bereit sind, mehr als nur den Arbeitsplatzverlust für Frauen wahrzunehmen. Mit der erwerbszentrierten Perspektive verfängt man sich nämlich in der Dominanz des Seienden und reproduziert männliche Normen. Statt dessen muß es darum gehen, aus dem Bezugs- und Normensystem der Arbeit auszubrechen, die letztlich nur Herrschaft - und nicht nur Geschlechterherrschaft - hervorbringt. Denn die Ausrichtung der industriellen Arbeitsgesellschaften vor allem auf Arbeit verhindert eine *"existentielle Autonomie"*, anstatt sie zu befördern: *"...die Emanzipation der Individuen, ihre freie Entfaltung und die Neuzusammensetzung der Gesellschaft haben die Befreiung von der Arbeit zur Voraussetzung."* (Gorz 1989, 149)

Die allgemeine Diskussion um die Veränderungen für ostdeutsche Frauen und der "Verlustdiskurs" haben mich dazu bewegt, mich stärker als ursprünglich beabsichtigt

der Frage zuzuwenden, aus welchen Gründen in der DDR die Hierarchie im Geschlechterverhältnis trotz aller Veränderungen und Verbesserungen für Frauen nicht überwunden werden konnte. Theoretisch führte das dazu, daß ich mich unter der Maßgabe der Kritik an erwerbszentrierten Sichtweisen mit vorhandenen Analysen zu den Geschlechterverhältnissen der DDR auseinandergesetzt habe. Es ging mir darum zu klären, wo diese Analysen begrenzt bleiben und wie sie sich im Hinblick auf eine Kritik an der Erwerbsdominanz erweitern lassen (Kapitel 1). Im Anschluß daran habe ich versucht, jene theoretischen Überlegungen und Analysen der Frauenforschung zusammenzufassen und zu bündeln, die die Dominanz der Erwerbsarbeit zum Gegenstand haben, und zu zeigen, wie sie mit den Geschlechterverhältnissen verwoben ist (Kapitel 2). Dabei folgte ich vor allem einer These, nämlich daß die männliche Hegemonie in modernen Industrie- und Arbeitsgesellschaften zunehmend strukturell und institutionalisiert über die Dominanz der Erwerbsarbeit ihre Wirksamkeit entfaltet. Dieser Sachverhalt ist meines Erachtens ganz wesentlich, um erklären zu können, weshalb die hierarchische Struktur in den Geschlechterverhältnissen der DDR bestehen blieb, obwohl dort sehr früh jene Barrieren für die persönliche Unabhängigkeit von Frauen beseitigt wurden, deren Überwindung zum Teil heute noch Gegenstand der Frauenpolitik in Westdeutschland ist.

Von der Erwerbsdominanz als Strukturelement männlicher Hegemonie ausgehend war es dann fast zwingend zu fragen, welche Perspektiven in theoretischer Hinsicht weiterführend sein könnten, also Perspektiven, die über eine bloße Kritik an der Erwerbsdominanz hinausgehen. Wenn die Arbeit nicht mehr im Mittelpunkt stehen soll, was dann? Insbesondere auch für die Interpretation und Analyse des empirisch Vorgefundenen war diese Frage wichtig: Wenn ich die Handlungen der Frauen und Männer nicht mehr allein im Hinblick auf Erwerbsziele betrachte, wie dann? Hier half mir der Bezug zur Fürsorge- und Moraldebatte weiter,¹³ insbesondere aber der intersubjektivitätstheoretische Ansatz von Jessica Benjamin. Anhand ihrer Theorie läßt sich rekonstruieren, daß ein zentrales Element von Geschlechterherrschaft nicht nur in der strukturellen Dominanz von Erwerbsarbeit liegt, sondern ebenso in der Verleugnung von Abhängigkeit und in der Idealisierung von Autonomie. Das öffnete meinen Blick dafür, daß die gesellschaftliche und kulturelle Vorherrschaft von Erwerbsarbeit einen wesentlichen Bezug im Leben jedes einzelnen Menschen scheinbar unbedeutend macht, nämlich den auf Bindungen und Liebe. Bereits mit der Auswertung der ersten Interviews beschäftigt, konnte ich endlich auch erkennen - der Schritt dahin war mit Widerständen gepflastert, die aus meiner eigenen erwerbszentrierten Sichtweise herrührten -, daß es den Frauen und Männer nicht allein und manchmal auch gar nicht darum ging, sich beruflich zu etablieren und damit die Grundlage für eine eigenständige Existenz zu sichern. Darüber hinaus standen sie immer auch vor der Frage, wie sie ihre Bedürfnisse nach Liebe, verlässlichen Bindungen, Fürsorge und Sexualität realisieren und in ihr Leben integrieren konnten.

¹³ Hierbei insbesondere: Eckart 1990, 1993 und 1995; Gilligan 1984; Benjamin 1982, 1985 und 1990.

Im dritten Kapitel werde ich daher die sozialpsychologische Theorie Jessica Benjamins skizzieren und deutlich machen, daß die Hierarchie in den Geschlechterverhältnissen nicht allein von der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern abhängt, sondern darüber hinaus durch die gesellschaftliche Marginalisierung von Bindungen hervorgebracht und reproduziert wird. Die These Benjamins von der Polarisierung von Autonomie und Bindung als Basis für moderne androzentristische Kulturen und Gesellschaften lieferte gleichzeitig den Interpretationsrahmen für die sich anschließende Analyse des Interviewmaterials. Danach läßt sich die Lebensrealität der von mir interviewten Frauen und Männer als Suche nach Anerkennung verstehen, also als Suche nach einer Verbindung zwischen den sich scheinbar ausschließenden Bedürfnissen nach Selbstbehauptung und Bindungen.

Die Darstellung der empirischen Ergebnisse¹⁴ (Kapitel 5 und 6) ist, analog den beiden Auswertungsschritten, in zwei Teile gegliedert. Zunächst werden die Ergebnisse der hermeneutischen Analyse der Interviews von jeweils drei Frauen und Männern, die in einer Partnerschaft leben, dargelegt. Gegenstand des nächsten Abschnitts sind die Ergebnisse der Inhaltsanalyse der restlichen neun Interviews mit Frauen unter ausgewählten Aspekten. Dem darstellenden Teil geht ein Methodenkapitel (Kapitel 4) voraus. Abschließend werden die Ergebnisse resümierend zusammengefaßt.

¹⁴ Die empirischen Ergebnisse sind in kürzerer Fassung in zwei Aufsätzen bereits veröffentlicht: Stolt 1999 und 2000.

**TEIL I: ÜBER DIE ARBEIT HINAUS. NEUE ANSATZPUNKTE FÜR EINE ANALYSE
DER GESCHLECHTERVERHÄLTNISSE IN DER DDR**

**1. Geschlechterverhältnisse und Geschlechterordnung
in der DDR**

In diesem Kapitel geht es darum, die vorhandenen Analysen zur Struktur und Verfaßtheit der Geschlechterverhältnisse in der DDR einer kritischen Betrachtung zu unterziehen, um zum einen eine Basis zur Beschreibung der abgelaufenen Veränderungsprozesse in Ostdeutschland zu gewinnen. Zum anderen soll herausgearbeitet werden, wo bisherige Analysen im Hinblick auf die eingangs formulierte Kritik an der Erwerbsdominanz begrenzt bleiben. Die These lautet, daß sich bisherige Blockaden, Widersprüchlichkeiten oder Unvereinbarkeiten in diesen Analysen überwinden lassen, wenn deren inhärente Erwerbszentrierung überwunden wird.

Theoretische Analysen zur Verfaßtheit der Geschlechterordnung und zu den Geschlechterverhältnissen in der DDR sind nach wie vor meist bruchstückhaft und auf die Erklärung einzelner Phänomene ausgerichtet. Es liegen nur wenige Analysen vor, die überhaupt den Anspruch erheben, gesellschafts- und strukturtheoretische Erklärungen zu liefern.¹ Es gibt praktisch auch keine wissenschaftliche Diskussion um die Frage, wie die Geschlechterverhältnisse in der DDR theoretisch zu erklären sind und ob und wie Analysen, die sich für die Verhältnisse im Westen bewährt haben, sich auch auf die DDR übertragen lassen. Dies mag zum einen daran liegen, daß die Forschung vor Ende 1989 vielfach blockiert war und seitdem offenbar mehr die Phänomene der Veränderung für Frauen interessieren, wobei es auch immer wieder - wie schon erwähnt - zu einer Verklärung der vergangenen Verhältnisse kommt (Dölling 1994, 29). Zum anderen ergeben sich auch Blockaden daraus, daß ostdeutsche Forscherinnen sich dagegen wehren, von der westlichen Frauenforschung vereinnahmt zu werden, und dabei offenbar über das Ziel hinausschießen, indem sie sich völlig gegenüber westlichen feministischen Theorien abgrenzen, ohne deren Produktivität ernsthaft zu prüfen (Dölling 1996). Es existiert also kein *"ausgereiftes theoretisches Konzept"* (ebd.) zur Analyse der Geschlechterverhältnisse in der DDR, und ich stimme mit Irene Dölling (1994, 29) überein, daß dieses erst fortlaufend zu erarbeiten ist. Vielleicht ist der Anspruch auf ein *"ausgereiftes Konzept"* auch zu hoch gegriffen - ein solches liegt ja auch für die westlichen Verhältnisse nicht vor. Trotzdem ist im Hinblick auf die Geschlechterverhältnisse in der DDR im Vergleich ein noch größeres Defizit der wissenschaftlichen Aufklärung festzustellen.

Ute Gerhard bringt das Phänomen, um das es mir in diesem Kapitel geht, gut auf den Punkt: *"Im Vergleich der Lebenslagen von Frauen aus der alten BRD und der DDR ist*

¹ Siehe dazu Beer/Chalupsky 1993, die dieses Defizit für die ost- und westdeutsche Frauenforschung beklagen. Sie legen zugleich selbst eine der wenigen strukturtheoretischen Analysen vor. Zu den Defiziten in der ostdeutschen Frauenforschung siehe auch Dölling 1996.

bemerkenswert, daß sich trotz der unterschiedlichen Gesellschaftssysteme die 'sozialen Tatsachen' und damit entscheidende Strukturen im Geschlechterverhältnis über alle Maßnahmen [hinweg] ähneln." (Gerhard 1994, 394) Die Ähnlichkeiten auf der Phänomenebene, von denen hier die Rede ist, wurden bereits angesprochen: Lohnungleichheit, Diskriminierung und geschlechtsspezifische Segregation und Segmentation in der Erwerbssphäre, die Unterrepräsentation von Frauen in wirtschaftlichen und politischen Leitungspositionen, und zwar um so deutlicher, je höher diese Funktionen angesiedelt waren, Ungleichverteilung der Rollen und der Arbeitsbelastung in der Familie. Was aber machte den Unterschied in der Lebenssituation von ostdeutschen Frauen im Vergleich zu Westdeutschland aus? Wodurch war die Geschlechterordnung in der DDR als differente von der in der Bundesrepublik zu unterscheiden? War der Unterschied hauptsächlich durch die von Ute Gerhard angesprochenen sozialpolitischen Maßnahmen geprägt oder auch darüber hinaus? Bevor ich mich also den eigentlichen theoretischen Analysen zum Geschlechterverhältnis zuwende, geht es zunächst noch um eine Beschreibung der konkreten Lebensverhältnisse für Frauen im DDR-Sozialismus.

Die realsozialistischen Lebensverhältnisse für Frauen

Das eigentliche Ziel der Frauenpolitik der DDR war die möglichst weitreichende, sowohl in quantitativer als auch qualitativer Hinsicht, Integration von Frauen in das Berufsleben - im DDR-Sprachgebrauch formuliert: ihre *"Einbeziehung in die sozialistische Produktion"*. Dieses Ziel war von der Vorstellung bestimmt, daß sich der Mensch allein über die Arbeit in der öffentlichen Sphäre der sozialistischen Produktion - in der Entfremdung aufgehoben sein sollte - entwickeln und entfalten könne (vgl. Eifler 1992; Trappe 1995, 53ff.)². Ebenso galt die Produktion als die Sphäre - zumindest grundsätzlich -, in der eine gesellschaftliche Integration auf eine qualitativ neue Weise gelingen sollte: Über ihre Integration in die sozialistische Produktion sollten die Bürger aktiv teilhaben an der Gestaltung der Gesellschaft und an der Lösung ökonomischer, politischer und gesellschaftlicher Fragen. Damit folgte die Politik der DDR marxistischen Grundüberzeugungen der Arbeiterbewegung (vgl. Gorz 1994, 42ff.).

Die Schaffung gleicher Rechte für Frauen und Männer und die Aufhebung aller Gesetze - vor allem im Familienrecht -, die die Eigenständigkeit von Frauen und ihre Erwerbsarbeit verhinderten, waren erste Schritte zur Umsetzung der Frauenpolitik zu Beginn der DDR-Geschichte nach dem zweiten Weltkrieg. Frauen sollten ökonomisch unabhängig werden und selbst über ihre beruflichen Angelegenheiten entscheiden. Desweiteren wurden konkrete Maßnahmen eingeleitet, um die Gleichstellung von Frau-

² Folgendes Zitat mag beispielhaft für viele Äußerungen stehen, die in der DDR zu diesem Thema gemacht wurden: *"Das Recht auf Arbeit (...) erweist sich beim Stande und der Weiterentwicklung der modernen Produktivkräfte immer mehr als das für die volle Entfaltung der Persönlichkeit entscheidende Menschenrecht für beide Geschlechter. Wird den Frauen dieses Recht durch Minderqualifizierung, Minderbezahlung, Minderberechtigung, Teilarbeit und jahrelange Arbeitslosigkeit eingeschränkt oder durch Verbannung in einen immer funktionsärmer werdenden Haushalt ganz verweigert, so ergeben sich ernste Gefahren für ihre persönliche Charakterentwicklung."* (Schmidt 1981, 110)

en im Berufsleben zu erreichen: Aufhebung und Lockerung von Beschäftigungsverboten, die Einführung gleicher Entlohnung für gleiche Arbeit, Qualifizierungen für Frauen, Abbau von Vorurteilen gegenüber der Frauenbeschäftigung, wozu auch Kampagnen zur Abwertung der Hausfrauenrolle gehörten. Die Maßnahmen zur beruflichen Förderung wurden schrittweise im Verlaufe der Zeit ausgebaut, indem u.a. Frauenförderpläne, Frauensonderlehrgänge und Frauensonderstudiengänge geschaffen und Qualifizierungsoffensiven durchgeführt wurden (Enders 1984; Trappe 1995, 46 ff.; Obertreis 1986, 145ff.). Weniger bekannt ist, daß die Abtreibung zunächst legalisiert wurde, um 1950 aus bevölkerungspolitischen Gründen dann wieder verboten zu werden. (Hennig 1984, 124ff.) Sozialpolitische Regelungen, die auf die Ehe als Versorgungsinstitution ausgerichtet waren, wie Unterhalt nach einer Scheidung oder Witwenrente, wurden auf Frauen, die nicht arbeitsfähig waren, beschränkt. (Obertreis 1986, 12 u. 119; Trappe 1995, 56) Diese Regelungen machen die in der DDR geltende Pflicht zur Arbeit deutlich.

Ab 1972 wurde eine neue Frauenpolitik eingeleitet, die ausdrücklicher als zuvor die *"Einheit von Frauen- und Familienförderung"* (Grandke³ 1978, 249) betont und zum Ausgangspunkt genommen hat. Hintergrund für diesen Paradigmenwechsel in der Frauenpolitik waren die zunehmenden Schwierigkeiten, die sich aus der vernachlässigten Reproduktion ergaben: Geburtenrückgang, hohe Scheidungszahlen, der Rückgang von Eheschließungen, gesundheitliche Probleme bei Frauen und Kindern. Zwar begann man nach dem Krieg sogleich mit dem Ausbau von Kinderbetreuungseinrichtungen und subventionierten Dienstleistungen mit dem langfristigen Ziel, die hauswirtschaftliche Arbeit und Kinderbetreuung zu vergesellschaften. Aber das Angebot an Kinderbetreuungsmöglichkeiten hinkte dem Bedarf weit hinterher. Erst in den achtziger Jahren wurde eine fast vollständige Bedarfsdeckung erreicht (Trappe 1995, 57; Enders 1984). Der Ausbau von hauswirtschaftlichen Dienstleistungen geriet dagegen mit der Zeit ins Stocken. Die Vorstellung der weitgehenden Vergesellschaftung der Hausarbeit verlor immer mehr an Bedeutung. Im Gegenzug erfuhr die Institution Familie sukzessive eine Aufwertung (Enders 1985; Obertreis 1986; Trappe 1995, 62 ff.).⁴ Mit der neuen Frauenpolitik ging es jedoch nur mittelbar um die Entlastung von Frauen. Das eigentliche Interesse galt dem Bevölkerungsrückgang, der mit den neuen sozialpolitischen Maßnahmen aufgehalten werden sollte (vgl. Trappe 1995, 65 ff.).

Eine Reproduktionskrise führte also zur bekannten "Vereinbarkeitspolitik", die bis in die 80er Jahre hinein schrittweise ausgebaut wurde. Die dazugehörigen Maßnahmen wie das bezahlte Babyjahr, Verkürzung der Arbeitszeit für Mütter, Geburtenprämien, großzügige Ehekredite etc. sind im einzelnen bekannt und brauchen deshalb hier nicht weiter ausgeführt zu werden.⁵

Vielfach wird argumentiert, daß dieser Paradigmenwechsel in der Frauenpolitik Anfang der 70er ein Abrücken von dem Prinzip beruflicher Integration von Frauen bzw.

³ Anita Grandke war Professorin für Familienrecht in der DDR.

⁴ Es existiert meines Wissens noch keine historisch-wissenschaftliche Arbeit, die sich mit den genauen Gründen des Abrückens der SED von der Idee der Vergesellschaftung der Hausarbeit beschäftigt hat.

⁵ Eine Übersicht hierzu und einen Vergleich zu den westdeutschen Regelungen ist beispielsweise zu finden in Bäcker/Steffen 1990. Siehe auch Ochs 1990.

einen Rückschritt in der Gleichberechtigungspolitik bedeutet habe.⁶ Gegen diese Interpretation der Vereinbarkeitspolitik spricht, daß es weiterhin vielfältige Maßnahmen zur beruflichen Förderung von Frauen gab (Trappe 1995, 72). Und auch weiterhin wurden Versuche von Frauen, sich stärker als im vorgegebenen Rahmen der Familie zuzuwenden, bewußt beschränkt: durch die Behinderung von Teilzeitarbeit und durch die Lohnpolitik, die zwei Einkommen zum Unterhalt einer Familie weiterhin notwendig machte. Ebenso läßt sich die Tatsache, daß mit der Einleitung dieser neuen Politik zugleich die Abtreibung wieder legalisiert und die Pille kostenlos abgegeben wurde, nicht mit der These eines Rückschrittes in der Frauenpolitik zusammenbringen. Die neue Sozialpolitik war ein gesellschaftliches Zugeständnis an die reproduktiven Belange und Probleme, unabhängig davon blieb jedoch die berufliche Integration von Frauen als wesentliches Ziel bestehen. Die sozialpolitischen Maßnahmen sollten den Frauen helfen, ihre niemals wirklich in Frage gestellte Hauptverantwortung für Haushalt und Elternschaft⁷ besser mit den beruflichen Anforderungen verbinden zu können, um so ihre berufliche Integration weiter zu fördern. In den Jahren zuvor war dem Konflikt zwischen Familie und Beruf lediglich wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Statt dessen stand die berufliche Integration von Frauen im Mittelpunkt. Anfang der 70er Jahre dagegen wurde die Gleichzeitigkeit von Familie und Beruf für Frauen ins Zentrum der Politik gerückt.⁸ Mit der neuen Frauenpolitik sollten die beiden sich widerstreitenden Ziele in Einklang gebracht werden, nämlich einerseits eine hohe Frauenerwerbsquote zu erreichen und zu halten, andererseits aber zugleich eine hohe Geburtenrate zu erzielen.

Die neue Politik zeigte auch schnell Erfolge. Nicht nur die Geburtenzahlen stiegen, sondern auch die Berufstätigkeit von Frauen nahm quantitativ zu und verstetigte sich (Trappe 1995, 123 ff.). Die Sozialpolitik hatte so eine ambivalente Wirkung. Denn wenn sie einerseits den Frauen wirklich große Erleichterungen brachte und tatsächlich auch deren berufliche Integration förderte (vgl. Nickel 1994a; Dölling 1994), so wurde andererseits durch diese Politik eine traditionelle Rollen- und Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern weiter befestigt. Fast alle sozialpolitischen Maßnahmen richteten sich allein an Frauen.

Welche Auswirkung hatten nun diese anderen sozialen Rahmenbedingungen auf die Lebensmuster und Lebensweisen von Frauen? Was hatte sich verändert im Vergleich

⁶ Z.B. Diemer 1994, 82 u. 213; Hausen/Krell 1993, 16.

⁷ Bereits in den ersten Texten zur Frauenpolitik in der DDR finden sich Formulierungen wie "Familienpflichten" von Frauen. Mutterschaft wurde als wesentliche und "natürliche" Aufgabe von Frauen definiert (vgl. Enders 1984). Im Familiengesetzbuch von 1965 wurde zwar eine Gleichverteilung der Familienverantwortung auf beide Geschlechter postuliert. Dem widersprachen aber gesetzliche Regelungen wie z.B. die zum Haushaltstag. Der Haushaltstag war ausschließlich für Frauen vorgesehen.

⁸ Nach Auffassung von Anita Grandke (1978) ergab sich im historischen Kontext die Notwendigkeit der sozialpolitischen Maßnahmen wegen der *"allmählich deutlicher hervortretenden Probleme"* (248/249) im Bereich der Familie. In einem Standardwerk zur Frauenpolitik der DDR schreibt sie: *"Aus der Sicht der Frauen war es auf der Grundlage einer gefestigten gesellschaftlichen Meinung zur gleichberechtigten Stellung der Frau, auf der Grundlage ihrer tatsächlichen Rolle im gesellschaftlichen Leben allgemein und speziell im Bereich der Arbeit möglich, sich direkter auf familiäre Aufgaben zu konzentrieren und auch von daher weitere Wege zu suchen, die die Vielfalt ihrer Aufgaben besser vereinbar machen."* (Grandke 1978, S. 248)

zu den Lebensweisen von Frauen im bürgerlich-kapitalistischen System der Bundesrepublik?

Für Frauen in der DDR war es eine Selbstverständlichkeit geworden, daß sie ihr Leben sowohl auf den Beruf als auch auf Familie ausrichteten (Nickel 1994a; Gysi/Meyer 1993). Sie waren viel weniger als Frauen im Westen gezwungen, sich entweder für das eine oder das andere zu entscheiden, den Kinderwunsch aufzuschieben oder die berufliche Arbeit für längere Zeit zu unterbrechen. Sie konnten beides gleichzeitig leben, wenn hierbei auch die fehlenden Alternativen und damit eine Hinnahme von starker (Doppel-)Belastung berücksichtigt werden müssen. Für DDR-Frauen war das Leben damit *"klarer und zuverlässiger planbar als in der BRD."* (Nickel 1994a, 8) Ehe und Familie dagegen hatten als alleinige soziale Integrationsform für Frauen in der DDR keine Bedeutung mehr, weil sie selbständig über ihre Berufsarbeit in die Gesellschaft integriert waren (Geissler 1991). Der Beruf war für Frauen zu einem Bedürfnis und zu einer Selbstverständlichkeit in ihrer Lebenskonzeption geworden (Gysi/Meyer 1993, 141). Gleichzeitig hatten Familie und Elternschaft für Frauen - aber auch für Männer - einen hohen, fast vorrangigen Stellenwert.⁹ Ein sehr hoher Prozentsatz von Frauen – ca. 90 % – entschied sich für Mutterschaft. Deshalb waren die ostdeutschen Frauen wohl auch bereit, im Hinblick auf die Bedürfnisse der Familie Kompromisse im Beruf zu schließen und weniger auf ihren qualifikationsgerechten Einsatz oder Aufstieg zu achten, als auf gute arbeitszeitliche Bedingungen, kurze Wegezeiten, angenehme KollegInnen (Gysi/Meyer 1993, 141; Trappe 1995, 156ff.).

Die Hauptverantwortung für die Familie blieb bei den Frauen, und sie akzeptierten diese Hauptzuständigkeit auch meist (Nickel 1993, 245; Böckmann-Schewe u.a. 1995), obwohl die hohen Scheidungszahlen und die große Zahl der Trennungen zugleich auf Konflikte verweisen. Einige Autorinnen gehen von einer gleichberechtigten Partnerschaft und hohen Selbständigkeit der Frauen aus, trotz der Ungleichverteilung der familiären Arbeit (z.B. Meyer/Schulze 1995). Andere wieder sprechen von der Fortsetzung alter Abhängigkeiten, weil die Lohndifferenz zuungunsten von Frauen nicht überwunden werden konnte (z.B. Beer/Chalupsky 1993).

Gleichwohl veränderten sich die mit der Familie verknüpften Lebensformen deutlich. Diese Entwicklung setzte auch viel früher ein als im Westen: die bereits genannten hohen Scheidungszahlen, eine hohe Anzahl alleinlebender Mütter, ein Anstieg nicht-ehelicher Lebensgemeinschaften sowie eine häufige Wiederverheiratung (vgl. Gysi/Meyer 1993, 150). Die Familienformen hatten sich also pluralisiert und der Umgang mit Familie hatte sich verändert, was auch die soziale Akzeptanz für nichttraditionelle Familienformen einschloß.

Während die bisher beschriebenen Lebensweisen und Lebensbedingungen von Frauen in der DDR sich auf die rechtlichen und sozialpolitischen Regelungen zurückführen lassen, gibt es noch weitere soziale Bedingungen, die für die Lebenssituation von ostdeutschen Frauen von Bedeutung waren, auf die aber selten gebührend eingegangen wird. Die konkreten Lebensbedingungen für Frauen wurden nicht allein von der inten-

⁹ Vgl. BMFJ 1991; Buchholz 1998, 7ff.

tionalen Politik bestimmt. Ebenso wichtig ist es, die allgemeinen Verhältnisse und dabei insbesondere die vielen Dysfunktionalitäten in Wirtschaft und Gesellschaft in ihren Auswirkungen auf das Alltagsleben zu berücksichtigen.

Die DDR-Wirtschaft litt unter schwerwiegenden funktionalen Mängeln (Kornai 1980). Diese haben nicht nur zu Unterversorgung an Konsumgütern geführt, sondern auch zu gravierenden Problemen und Defiziten in der Produktion: häufiger Produktionsstillstand und zahlreiche Produktionsausfälle, unerfüllbare Planvorgaben, niedrige Arbeitsproduktivität, veraltete und überholte Technik, schlechte Arbeitsbedingungen. Bekannt ist, daß diese Defizite nur dadurch kompensiert werden konnten, daß sich unterhalb der offiziellen Planwirtschaft eine zweite Struktur entfaltete. So entstand z.B. auf gesamtwirtschaftlicher Ebene ein Subsystem der Tauschwirtschaft, das die Probleme überbrücken half, jedoch gleichzeitig wieder zu deren Verschärfung beitrug. Und in den Betrieben war man auf die Mitwirkung der Beschäftigten dringend angewiesen, ohne deren Zustimmung und Bereitschaft zu zusätzlicher Arbeit die Planziele erst recht nicht zu erreichen gewesen wären. *"Planerfüllungspakt"* (Voskamp/Wittke 1990) und die *"Doppelstruktur planwirtschaftlichen Handelns"* (Heidenreich 1991) sind die Begriffe, mit denen diese Defiziterscheinungen der DDR-Wirtschaft auf der alltagspraktischen Ebene beschrieben und erklärt werden können (vgl. auch Kohli 1994). Zwar sollte die Produktion nach formal-rationalen Kriterien organisiert sein, aber aus den eben genannten Gründen gelang diese Organisationsweise nicht. Die vielen Lücken und Dysfunktionalitäten sowie die Verhandlungsmacht der Beschäftigten erlaubten, daß sich in den Betrieben statt formal-rationaler Kriterien auch lebensweltliche Kriterien und Bedürfnisse Raum verschafften. Bekannt ist, daß es in der DDR wesentlich besser möglich war, während der Arbeitszeit privaten Interessen und Bedürfnissen nachzugehen. So wurde zwar einerseits ein umfangreiches Sozial- und Dienstleistungsangebot von den Betrieben selbst angeboten, die es beispielsweise ermöglichten, Einkäufe und ähnliches während der Arbeitszeit zu erledigen. Zugleich wurde über diese betrieblichen Angebote hinaus die Arbeitszeit für Erledigungen, Arztbesuche und weitere Einkäufe genutzt. Es konnten zusätzliche und längere Pausen gemacht werden, und es gab genügend Zeit, um private Angelegenheiten mit Kollegen zu besprechen und die Beziehungen untereinander zu pflegen. Der Kontakt unter Kollegen und die Arbeitsbeziehungen waren nicht so stark von Konkurrenz geprägt wie unter marktwirtschaftlichen Bedingungen. Es läßt sich leicht vorstellen, daß es für Frauen aus diesen Gründen wesentlich leichter war, zwischen ihren privaten Belangen und den beruflichen Anforderungen zu vermitteln, allein schon weil die Anforderungen in Beruf und Familie sich nicht so stark widersprachen und sie ihre privaten Belange auch in ihre Berufswelt hineinbringen konnten.

Die planwirtschaftlichen Defizite haben u.a. auch zu einem unersättlichen Arbeitskräftebedarf geführt, der ein wesentlicher Grund dafür ist, daß die Politik der Berufsin-
tegration von Frauen so wichtig war und aufrechterhalten wurde. Der Arbeitskräftemangel bewirkte insgesamt eine starke Verhandlungsmacht der Beschäftigten, über den *"Planerfüllungspakt"* hinaus. Diese starke Position der Beschäftigten führte dazu, daß die auch in der DDR verfolgte tayloristische Arbeitsorganisation sowie die Anforderun-

gen hinsichtlich Leistung und Disziplin in der alltäglichen Praxis immer wieder ausgehöhlt werden konnten. Wenig Leistungsdruck, wenig Konkurrenz, wenig Druck und Streß - das waren Bedingungen, die zwar nicht gewollt waren, aber dennoch die Beschäftigten, auch die Frauen, deutlich entlastete. Ebenso blieben häufiges Krankschreiben oder Fehlen zur Pflege erkrankter Kinder aus diesen Gründen meist ohne große nachteilige Folgen. Arbeitskräftemangel bedeutete zugleich, daß Frauen niemals zu befürchten brauchten, irgendwann keine Erwerbsarbeit mehr zu finden. Das hieß u.a. auch, daß es Frauen keine großen Schwierigkeiten bereitete, den Arbeitsplatz zu wechseln, falls er nicht mehr mit den familialen Bedürfnissen zu vereinbaren war.¹⁰ Es war in der DDR nicht erforderlich, so wie jetzt seit der Wende, sich mit großem Nachdruck um einen Arbeitsplatz zu bemühen und dafür auch entsprechend Leistungsbereitschaft und Engagement zu zeigen oder vielleicht auch Nachteile in Kauf zu nehmen, weil man andernfalls um seine Chancen auf dem Arbeitsmarkt hätte bangen müssen.

Letztlich führten wirtschaftliche Dysfunktionalitäten in den Betrieben aber auch dazu, daß es häufig an Arbeitsmotivation mangelte.¹¹ Leistung und Einsatz lohnten nicht, auch weil die Auswahl für einen Aufstieg nicht nach fachlichen Kriterien, sondern nach Parteizugehörigkeit getroffen wurde.¹² Wer sich nicht eindeutig zum Staat bekannte, dem waren viele Wege versperrt, der berufliche Einsatz lohnte sich dann nur bis zu einem gewissen Maße.

Aus diesen Gründen macht Kohli (1994) darauf aufmerksam, daß die in der DDR festgestellte hohe Orientierung auf den Betrieb und Beruf nicht verwechselt werden sollte mit einer starken Orientierung auf die Arbeitstätigkeit. Die Betriebe waren zwar die "Vergesellschaftungskerne" der DDR-Gesellschaft, u.a. weil die Pflicht zur Arbeit bestand, weil Arbeit in der DDR ideologisch aufgewertet wurde und weil soziale Einbindung, der Lebensunterhalt und die Verteilung von materiellen Gütern vor allem über die Betriebe erfolgte (Kohli 1994, 43). Aber unterhalb dieser politisch gewünschten und gesteuerten Zentrierung auf die Arbeit und den Betrieb war der Bezug zur Arbeit ein stark lebensweltlich geprägter.

Jedenfalls war die Zentralität der Arbeitsbeziehungen für die Individuen keinesfalls mit einer Orientierung auf die Arbeitstätigkeit gleichzusetzen. Die höhere Bedeutung der Arbeitssphäre in den Wertorientierungen, die in manchen Umfragen für die DDR (bzw. die neuen Länder) konstatiert wird, dürfte eher als Orientierung auf den Betrieb als Lebenswelt denn als Orientierung auf Arbeitsinhalte und Arbeitsvollzug zu interpretieren sein. (Kohli 1994, 50)

Den Beschäftigten ging es bei der Arbeit um Kommunikation, soziale Beziehungen und sozialen Austausch, sowie um die Realisierung privater Interessen, die sich durch die

¹⁰ Trappe 1995, 159ff. zeigt, daß das eine gängige Strategie zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf war.

¹¹ "Die (...) durch eine Vielzahl von betrieblichen Beispielen belegten Verhaltensweisen der Leistungsverweigerung, der Abwehr von Verantwortung, der weitverbreitete Schlendrian hinsichtlich Arbeitszeit, Materialeinsatz, Termintreue, Verarbeitungsqualität signalisieren einen inneren Rückzug der Beschäftigten aus der Arbeit: Man orientierte sich auf Schonung der eigenen Kräfte, günstige Arbeitsbedingungen und ein funktionierendes, gegenüber der Leitung geschlossen agierendes Kollektiv, investierte in die Arbeit aber nicht unbedingt mehr als gefordert." (Voskamp/Wittke, zit. nach Kohli 1994, 50. Siehe auch Stolt/Syben 1996).

¹² Siehe dazu Solga 1996.

Einbindung in die Betriebe besser verwirklichen ließen.¹³ Die Orientierung auf fachliche und inhaltliche Aspekte der Arbeit, auf Leistung, Aufstieg und Selbstverwirklichung hatte dagegen oft einen geringeren Stellenwert, schon deshalb, weil sie unter den Mängelbedingungen oder den beschränkten Aufstiegsmöglichkeiten¹⁴ keinen Sinn machte (Kohli 1994, 50; Krömmelbein 1996; Böckmann-Schewe u.a. 1995).

Sicherlich ist bei all diesen Erscheinungen zu differenzieren zwischen einzelnen Betrieben, Branchen, Einrichtungen, Arbeitsplätzen und -aufgaben. Nicht für alle und auf allen Ebenen waren die Funktionsmängel gleich wirksam. Dennoch spielten sie eine große Rolle, und es wäre meiner Ansicht nach nötig, noch intensiver zu untersuchen, welche Bedeutung sie speziell für die Berufsarbeit von Frauen hatten. Auf jeden Fall existierten die "Poren" des sozialistischen Alltags (Nickel 1993, 252) im Betrieb, die die Menschen mit ihren Interessen und Bedürfnissen ausgefüllt haben. Nicht zuletzt gibt es auch in meinen empirischen Befunden genug Hinweise auf diese Lücken. Daß Frauen die Lücken vielfach dazu genutzt haben, um sich hinsichtlich ihrer familiären Belastungen einen Ausgleich zu schaffen, darauf machen auch Böckmann-Schewe u.a. aufmerksam (1995). Sie suchten sozialkommunikative Bedürfnisse und Bezüge mit ihrer Berufsarbeit zu befriedigen. So war für DDR-Frauen die Erwerbsorientierung häufig mit "Harmonie, Geborgenheit und Gemeinschaftlichkeit" (Böckmann-Schewe u.a. 1995, 220) verknüpft und nicht mit Konkurrenz und Leistung. Private Probleme und Angelegenheiten wurden oft im Arbeitskollektiv besprochen, teilweise konnte das Kollektiv auch bei der Lösung von Problemen helfen (auch: Meyer/Schulze 1995). Es ist leicht vorstellbar, mit welchen Schwierigkeiten die Umstellung auf die Marktwirtschaft vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen verbunden gewesen sein muß oder immer noch ist.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Balance zwischen Familie und Beruf für Frauen sich unter diesen speziellen Bedingungen anders und wahrscheinlich auch einfacher¹⁵ gestaltete als in Marktwirtschaften, für die eine stärkere Polarisierung zwischen den beiden Bereichen Erwerb und Familie kennzeichnend ist.¹⁶ Ein wichtiger Entlastungsfaktor wird gewesen sein, daß die Frauen zwischen den unterschiedlichen Logiken und Anforderungen in Beruf und Familie leichter vermitteln konnten. Betrieb und privates Leben, formal-rationale Systemzusammenhänge auf der einen und auf Beziehungen bzw. unmittelbare Bedürfnisse ausgerichtete private Lebenswelten auf der anderen Seite klafften nicht so weit auseinander wie in einem marktwirtschaftlichen System.

Ein weiterer Aspekt der Dysfunktionalität des politischen und gesellschaftlichen Systems war, daß sich viele Menschen nicht vollständig in das totalitäre System integrieren lassen wollten. Der Anspruch des Staates und der SED, die "objektiven Interessen"

¹³ So war man über den Betrieb besser in das Tauschsystem eingebunden, zudem wurden knappe Konsumgüter bevorzugt in den Betrieben verkauft. Vgl. Kohli 1994.

¹⁴ Daß sich die soziale Mobilität und damit die Aufstiegchancen im Verlaufe der DDR-Geschichte deutlich verringert haben, darauf macht Kohli (1994, 53) aufmerksam.

¹⁵ Dieser Ansicht ist auch Nickel (1993, 252).

¹⁶ Dabei sollte nicht vergessen werden, daß die DDR wesentlich längere Arbeitszeiten hatte als in Westdeutschland üblich und daß selbst mit den Verkürzungen für Mütter mit Kindern eine Regelarbeitszeit von 40 Stunden bestand. Siehe Winkler 1990, 81.

der Mehrheit der Bevölkerung und den Fortschritt allgemein zu verkörpern, war nicht zu erfüllen und wurde von den meisten Menschen auch abgelehnt. Totalität bedeutete Steuerung von oben in politischer wie auch ökonomischer Hinsicht, fehlende Öffentlichkeit, Behinderung von Eigeninitiative und Individualität. Viele Menschen suchten deshalb im Privatleben ihre sonst behinderten und negierten individuellen Vorstellungen und Ideen, ihre Kreativität und Eigeninitiative auszuleben. Der besonders hohe Stellenwert von Familie ist nicht zuletzt dadurch zu erklären (vgl. Gysi/Meyer 1993, 151; Dölling 1994, 32). Wahrscheinlich bedeutete dies jedoch auch, daß Frauen, die ja die größte Sorge für die Familie trugen, damit auch eine relative Macht besaßen, wobei es sich allerdings nur um eine reaktive Macht handelte.¹⁷ Das Interesse von Frauen an der Familie und an einer starken Position darin könnte vor dem Hintergrund dieses Gedankens vielleicht besser verstanden werden. Viel zu wenig ist bisher auf diesen möglichen Zusammenhang geachtet worden, weil die bisherigen Arbeiten immer nur von den Machtpotentialen ausgehen, die mit der Berufsarbeit verknüpft sind.

Hervorzuheben ist, daß die Lebensführung und Lebensmuster von Frauen in der DDR eben nicht allein von der Politik bestimmt wurden. Die Berufsarbeit war von anderen Kriterien durchdrungen, die Orientierung auf den Beruf von anderen Wünschen und Bedürfnissen geprägt, als dies im Westen der Fall war und ist. Zugleich hatte die Familie einen besonders hohen Stellenwert, weil Öffentlichkeit und Individualität behindert wurden. All das macht deutlich, daß die Doppelorientierung von DDR-Frauen auf Familie und Beruf einen anderen Hintergrund hatte und auf anderen Bedingungen basierte als in bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftssystemen.

Analysen zu den Geschlechterverhältnissen in der DDR

Nach dieser deskriptiven Bestandsaufnahme der Lebensverhältnisse von Frauen und der Geschlechterbeziehungen geht es im Folgenden um die Struktur der Geschlechterverhältnisse in der DDR. Dabei greife ich auf einige der vorliegenden Analysen zu den Geschlechterverhältnissen in der DDR zurück. Die Frage ist, inwiefern diese Analysen erklären können, weshalb die Geschlechterhierarchie in der DDR trotz der sehr frühen rechtlichen Gleichstellung und trotz der expliziten Frauenförderung dennoch weiterexistiert hat. Im Hinblick auf die eingangs entfalteten Fragestellungen und Perspektiven ist es zugleich wichtig herauszuarbeiten, wie in diesen Analysen mit dem Problem der erwerbszentrierten Strukturen in der DDR umgegangen wird.

In zahlreichen Arbeiten beschäftigt sich Hildegard Maria Nickel mit der Lage von Frauen in der DDR und den Ursachen für die Weiterexistenz sozialer Ungleichheit zwischen den Geschlechtern. Grundsätzlich sieht sie es als einen Fortschritt an, daß Frauen in der DDR ein Recht auf Berufsarbeit hatten und die Hälfte aller Berufstätigen ausmachten.

¹⁷ Die Idee, die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern in der Familie unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten, habe ich von Martina Ritter übernommen, die sich mit der Umgestaltung von Öffentlichkeit in Rußland im Zusammenhang mit den Geschlechterbeziehungen beschäftigt. Siehe Ritter 1997.

(Nickel 1990b, 39). Positiv bewertet sie auch, daß der Unterschied im beruflichen Qualifikationsniveau zwischen den Geschlechtern beseitigt wurde. Dennoch sei die vom Staat und der SED propagierte Gleichberechtigung ein Mythos gewesen, denn *"Männer und Frauen hatten - bei allen Erfolgen, die Frauen für sich erringen konnten - in der Realität weder die gleichen Bedingungen in der Berufsarbeit noch gleiche Chancen und Ressourcen für berufliche Qualifikation und berufliche Karrieren."* (ebd.) Die Ursache für diese Ungleichheit sieht Nickel vor allem darin, daß in der DDR an der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung festgehalten wurde (1990a; 1990b; 1993). Die Anfang der 70er Jahre konzipierte Sozialpolitik setzte einseitig auf die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf, anstatt auf Elternschaft und Beruf, und schuf dadurch *"neue Diskriminierungen und Benachteiligungen"* (Nickel 1990b, 39) für Frauen. Sie sind vor allem *"zur Reproduktions- und Dienstleistungsarbeit in Gesellschaft und Familie verpflichtet"* (ebd.) gewesen. So haben sie den Großteil der Haus- und Reproduktionsarbeit allein bewältigen müssen und sind allein dem Dilemma zwischen Beruf und Hausarbeit ausgesetzt gewesen (Nickel 1990a, 1990b). In der Folge suchten sie Entlastung in der Teilzeitarbeit bzw. in Jobs, die ihnen die Vereinbarkeit erleichterte. Die Vereinbarkeitspolitik betrachtet Nickel als eine Reaktion auf die *"doppelte Orientierung des weiblichen Geschlechts"*. So wurden Entlastungen für Frauen geschaffen, die sich jedoch als *"Schutz für und Begrenzung von Frauen zugleich"* auswirkten. (1994, 8) *"Zugunsten einer lebenslangen Berufstätigkeit von Frauen und Müttern wurde sozialpolitisch interveniert, ohne damit allerdings die Struktur der Arbeitsteilung nach dem Geschlecht auch nur ansatzweise aufzubrechen oder zu problematisieren."* (ebd.)

DDR-Frauen wurden *"als berufstätige Mütter hochgepriesen"*, real wurden sie jedoch *"vor allem im Erwerbsleben gerade wegen ihrer Mutterschaft immer zugleich auch in eine 'natürliche' Zweitrangigkeit gestellt"* (1993, 234). Das Beschäftigungssystem war von einer deutlichen Segmentation und Segregation nach Geschlecht gekennzeichnet (1990a; 1993). Vielfältige Mechanismen verhinderten, daß Frauen in der Erwerbssphäre die gleichen Chancen hatten wie Männer. Frauen wurden in schlechter bezahlte 'frauentypische' Berufe gelenkt und sind aus den lukrativen, stark technisierten oder männerdominierten Berufen ausgeschlossen worden (1990a, 12). Es sind also *"nicht primär individuelle oder ideologische Vorbehalte"*, die der Berufswahl der Mädchen zugrundelagen, *"sondern objektive Strukturen in der sozialistischen Planwirtschaft."* (ebd.)

Ein wichtiges Strukturelement dieser Arbeitsteilung nach Geschlecht war der Einkommensunterschied zwischen den Geschlechtern. Da Männer in der Regel mehr verdienten als Frauen - die Lohndifferenz betrug 25 bis 30 % -, ist es bereits vorgegeben gewesen, daß sie die Hauptverdienerrolle übernahmen, ihre Frauen also oft nur dazu verdienten. Männer konnten es sich aber so gar nicht leisten, *"auf Erwerbsarbeit zugunsten von Hausarbeit zu verzichten."* (1990b, 41)

Kulturell ist diese Arbeitsteilung nach Geschlecht von Stereotypisierungen der Geschlechter abgestützt worden. So orientierten sich Männer und Frauen an traditionellen Bildern und Mustern, die ihnen die jeweiligen Rollen in Familie und Beruf vorzeichneten. Vor dem Hintergrund der gleichzeitig propagierten Gleichberechtigung, die als

bereits erreicht dargestellt wurde, *"konnte Mann ganz selbstverständlich an der traditionellen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern festhalten und geflissentlich die sozialen Differenzen und das Machtgefälle zwischen Frauen und Männern übersehen."* (1993, 234) Aber auch Frauen wurden so blind gegenüber ihren realen Benachteiligungen. Sie waren *"dankbar für eine Sozialpolitik, die 'Vater Staat' ihnen zuteilte, die sie sozial absicherte und versorgte."* (1993, 235) Statt ihre durch die *"paternalistisch-patriarchale"* (234) Gleichstellungspolitik etablierte Abhängigkeit in Frage zu stellen, haben sie *"sich eingerichtet und mit den Verhältnissen arrangiert."* (235)

Eine große Bedeutung weist Nickel in diesem strukturellen Gefüge, das die traditionellen Geschlechterverhältnisse aufrechterhielt, der Geschlechtersozialisation zu. Mädchen orientierten sich an Stereotypen und überkommenen Rollenmustern für Frauen, weil sie sonst um ihre Anerkennung als Frau fürchten mußten. Sie glaubten von sich, *"gut mit kleinen Kindern umgehen zu können, bei Handarbeiten geschickt"* zu sein und vor allem soziale Fähigkeiten zu besitzen (1990a, 18). Von ihren technischen Fähigkeiten dagegen waren sie nicht überzeugt. *"Mädchen wissen beinahe instinktiv, daß sie auf dem Heiratsmarkt nicht an Wert gewinnen, wenn sie allzu großen Ehrgeiz auf technischem Gebiet entfalten."* (1990b, 43; vgl. auch 1992)

All diese Gründe zusammengenommen haben letztlich dazu geführt, daß sich *"soziale Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern seit Mitte der 70er Jahre¹⁸ zunehmend perpetuierten"* und auch die *"soziale Polarisierung zwischen den Geschlechtern"* befördert wurde (1994a, 8).

Um die Erfolge auf der einen, die weiterhin bestehende Diskriminierung auf der anderen Seite zu berücksichtigen, benutzt Nickel den Terminus *"patriarchale Gleichberechtigung"* (1990b, 39; 1994a, 10). Sie geht davon aus, daß DDR-Frauen trotz aller Diskriminierungen einen *"Gleichstellungsvorsprung"* gegenüber den Frauen in der alten Bundesrepublik hatten, der jetzt nach der Wende verlorengehe, und schließt sich damit der (eingangs zitierten¹⁹) Position von Geißler an (1994a, 9; 1995a, 26). Diesen Verlust macht sie vor allem daran fest, daß Frauen vom Arbeitsmarkt verdrängt werden und die Bedingungen zu ihrer Teilnahme an Erwerbsarbeit sich drastisch verschlechtern haben. *"Frauenerwerbsarbeit wird plötzlich legitimierungsbedürftig und zu einer hart umkämpften 'strategischen Ressource'."* (1995a, 26)

Hinsichtlich der Frage nach den Gründen für das Fortexistieren der sozialen Ungleichheit und Geschlechterhierarchie in der DDR geben die Arbeiten von Nickel wichtige Antworten. Kernpunkt ihrer Argumentation ist die Aufrechterhaltung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Frauen wurden für die Familienarbeit allein zuständig gemacht, anstatt hier eine Gleichverteilung anzustreben. Geschlechterspezifische Sozialisationsmuster taten ein übriges, um Frauen auf die Familienrolle vorzubereiten und festzulegen.

Die Analysen von Nickel stoßen jedoch meiner Meinung auch an Grenzen, die ich im Folgenden erläutern möchte. Ich erkenne die Grenzen dort, wo sie sich *nicht systematisch* mit der Tatsache beschäftigt, daß die ostdeutsche Frauenpolitik mit ihrer fast

¹⁸ Was heißt: seit der Einführung der sozialpolitischen Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

¹⁹ Siehe S. 8.

ausschließlichen Ausrichtung auf die Erwerbsbeteiligung von Frauen lediglich männlichen Normen gefolgt ist. Es gibt zwar immer wieder Stellen in ihren Texten, wo sie auf diesen Zusammenhang Bezug nimmt, z.B. wenn sie schreibt, daß "*männliche', vom häuslichen Ballast gereinigte Zeitverhältnisse (...) als Maßstab*" galten (1990b, 41). Oder an folgender Stelle:

Mehr noch, die patriarchale Konstruktion der Gleichberechtigungspolitik, der ihr innewohnende Androzentrismus, unterstellte Frauen einesteils männlichem Anpassungsdruck (der Maßstab für Gleichberechtigung und Persönlichkeitsentwicklung war männlich geprägt und orientierte sich vornehmlich an beruflichen Leistungen und Karrieren), andernteils entließ sie Männer beinahe gänzlich aus ihrer Verantwortung als Väter und Ehemänner und aus ihren Pflichten gegenüber der nachwachsenden Generation und den Müttern ihrer Kinder. (1993, 234)

Sie löst diesen Ansatz jedoch in ihrer Darstellung nicht wirklich ein, weil sie ihn weder ausführt, noch zum Ausgangspunkt für ihre Analysen und Überlegungen macht, schon gar nicht im Hinblick auf die seit der Vereinigung vollzogenen Veränderungen. Statt dessen mißt sie selbst die Erfolge für Frauen in der DDR allein an den Erwerbs- und Berufschancen, die sie dort hatten. Die Einbindung von Frauen in die Familie gerät in ihren Augen immer wieder zu etwas, was überwunden werden muß. Ebenso sind die jetzigen Veränderungen vor allem und allein deshalb negativ, weil sie Frauen an der Ausübung einer Erwerbsarbeit hindern. Ihre Perspektive bleibt somit erwerbszentriert und - wie ich später noch ausführen werde - damit implizit androzentristisch.

Ich will diese Kritik anhand von einigen Beispielen deutlich machen. Nickel analysiert die DDR-Sozialpolitik für Frauen als zwiespältig in ihrer Wirkung (1994a, 10). Aber je nach Argumentation verlegt sie sich mal auf die eine, mal auf die andere Auslegung: Mal ist die Politik patriarchal, an anderen Stellen hebt sie stärker die positive Wirkung hervor, weil sie die hohe Erwerbsbeteiligung von Frauen erst möglich gemacht habe, die nach der Wende weitgehend weggefallen ist. Im Rückblick wird die Sozialpolitik, die die Reproduktionsarbeit allein Frauen zuwies, nun doch wieder vor allem positiv, weil sie einen "Gleichstellungsvorsprung" ermöglicht habe (1995a, 26). Gerade diese Zwiespältigkeit der Sozialpolitik der DDR hätte der Ausgangspunkt sein können, um sich stärker mit der Tatsache auseinanderzusetzen, daß Reproduktionsarbeit "*die notwendige Kehrseite von Berufsarbeit*" (1990b, 41) ist. Aber dieser Notwendigkeit wird Nickel dann doch nicht gerecht. Es bleibt eine Lücke in ihrer Argumentation, weil sie selbst der Reproduktionsarbeit eine nachrangige Bedeutung beimißt. Das oberste Ziel bleibt auch bei ihr, Frauen in die Erwerbsarbeit zu integrieren, ohne eine wirkliche Antwort darauf zu geben, wie diese dann zu organisieren ist. Zwar findet man Verweise auf eine Aufteilung von Arbeit und Verantwortung für Familie zwischen Ehepartnern bzw. Eltern, die durch die Politik und die Strukturen in der DDR verhindert wurde. Dennoch - durch ihren erwerbszentrierten Blick auf die Gesamtproblematik bleibt sie selbst dem Muster verhaftet, daß die Orientierung auf Familie allein traditionell ist und daß die mit der Familie verknüpften Tätigkeiten und Lebensprozesse gegenüber der Berufsarbeit marginal sind. In ihrer Perspektive sind Selbstverwirklichung und soziale

Einbindung von Menschen nur über die Arbeit und den Beruf möglich. Familienarbeit und -verantwortung bringen dagegen nur Benachteiligungen und Lasten für diejenigen, die sie übernehmen, und deshalb sind Menschen möglichst davon zu befreien, indem Haus- und Erziehungsarbeit vergesellschaftet wird. Familienarbeit ist aus der Sicht Nickels ausschließlich etwas zu Überwindendes, Zweitrangiges, Traditionelles. Die Motive der Frauen, ihre Interessen und Bedürfnisse, die mit der Orientierung auf die Familie verknüpft sind, sind für Nickel allein mit strukturellen Zwängen und traditionellen Denk- und Verhaltensmustern verknüpft, die Frauen in Sozialisationsprozessen vermittelt wurden. Sie stehen also von vornherein als Ausdruck von Herrschaftsverhältnissen fest. So haben sich Frauen in Nickels Perspektive zu ihrem eigenen Nachteil in den Verhältnissen eingerichtet. *"Frauen und Mädchen in der DDR entwickelten subjektive Strukturen (Einstellungen, Verhaltensmuster), die ihnen das objektive Dilemma lebbar machten. Sie grenzten sich selbst aus bestimmten Bereichen beruflicher Entwicklung aus."* (1993, 246)

Dagegen muß man einwenden, daß es das Gesamtarrangement zwischen den Geschlechtern ist, was traditionell ist. Wenn Männer sich allein auf den Beruf beziehen, ist das genauso traditionell wie die vorrangige Ausrichtung von Frauen auf Familie. Beide Vereinseitigungen gehören zusammen und können auch nur zusammen verändert werden.

Die Hierarchisierung der gesellschaftlichen Sphären - vor allem die Dominanz des Erwerbsbereichs gegenüber der Institution Familie - spiegelt sich in der Hierarchie der Geschlechter wider. (...) Der Mann dominiert sowohl in der Erwerbssphäre als auch in der Familie, weil in beiden Sphären seine berufliche Arbeit die Verhältnisse und Beziehungen zwischen den Geschlechtern mitbestimmt. Die Minderbewertung der Hausarbeit gegenüber jeder wie auch immer professionalisierten Tätigkeit setzt sich fort in der Abwertung typischer Frauenlohnarbeit... (Becker-Schmidt/Knapp 1995, 10)

Das heißt, wenn diese Dominanz der Erwerbssphäre nicht grundsätzlich in Frage gestellt wird, läßt sich auch nur wenig am hierarchischen Geschlechterverhältnis ändern.

Unschwer ist bei Nickel das Muster der DDR-Frauenpolitik wiederzuerkennen, wo Hausarbeit als "barbarisch" (Lenin²⁰) und nicht persönlichkeitsfördernd galt, und nur Teilhabe an der "sozialistischen Produktion" als Voraussetzung für Gleichberechtigung und Emanzipation angesehen wurde. Und obwohl Nickel diese einseitige Ausrichtung an Arbeit an einer Stelle selbst kritisiert²¹, bezeichnet sie andererseits (Erwerbs- und Berufs-)Arbeit als *"den Kern der Gleichberechtigung"* (1995a, 25). Warum ein *"Modell*

²⁰ Meist bezog man sich in der DDR dabei auf folgende Äußerung Lenins: *"Die Frau bleibt nach wie vor Hausklavin, trotz aller Befreiungsgesetze, denn sie wird erdrückt, erstickt, abgestumpft, erniedrigt von der Kleinarbeit der Hauswirtschaft, die sie an die Küche und das Kinderzimmer fesselt und sie ihre Schaffenskraft durch eine geradezu barbarisch unproduktive, kleinliche, entnervende, abstumpfende, niederdrückende Arbeit vergeuden läßt. Die wahre Befreiung der Frau, der wahre Kommunismus wird erst dort und dann beginnen, wo und wann der Massenkampf... gegen diese Kleinarbeit der Hauswirtschaft oder, richtiger, ihre massenhafte Umgestaltung zur sozialistischen Großwirtschaft beginnt."* Lenin, *Die große Initiative*, in: Werke, Bd. 29, Berlin, S. 419. Siehe auch Eifler 1992.

²¹ Vgl. Nickel 1994, 9

einer allgemeinen Erwerbstätigkeit" (Fraser) für die Aufhebung des Machtungleichgewichts im Geschlechterverhältnis problematisch bleibt, habe ich mit Bezug auf Nancy Fraser (1994b) bereits ausgeführt. Es verringert zwar Armut und Ausbeutung von Frauen, ist jedoch nicht geeignet, wirkliche Einkommensgleichheit herzustellen, die "Zeitarmut" (Fraser 1994b, 357) von Frauen zu beseitigen, ihnen gleiche Achtung zu verschaffen oder ihre soziale Marginalisierung zu beseitigen.²²

Die Entwertung der Reproduktionstätigkeiten und damit auch der Frauen, die diese Tätigkeiten verrichten, ist bei Nickel nicht aufgehoben, sie kehrt vielmehr in den Formulierungen und Gewichtungen wieder, mit denen sie die unterschiedlichen Sphären und bestehende Unterschiede zwischen den Geschlechtern beschreibt. Die Handlungsmöglichkeiten, die in der privaten Sphäre gegeben sind und von den Frauen und Männern gesucht werden, nimmt sie nicht zur Kenntnis. So entgeht ihr aber auch, daß die Ehe bzw. Familie ein Macht- und Aushandlungssystem darstellt, daß von Frauen auch strategisch genutzt werden kann. Nichtzuletzt die hohen Scheidungszahlen verweisen auf diesen Zusammenhang.

Die Frage nach den Bedürfnissen und Wünschen, die mit Familienleben verknüpft werden, braucht in diesem statischen Verständnis der Privatsphäre gar nicht erst gestellt werden. Deshalb versteht Nickel Orientierungen von Frauen auf die Familie vor allem als Ausdruck von Herrschaft und Folge einer weiblichen Defizitsozialisation. So haben in ihren Darstellungen zur Geschlechtersozialisation nur Mädchen Mängel, Jungen hingegen vor allem Vorzüge.

Das macht sie daran fest, daß Mädchen vor allem an sozialen Fähigkeiten und Beziehungen orientiert waren, dagegen mit Technik, die ihnen den Zugang zu gutbezahlten Stellen im Erwerbssystem hätte erleichtern können, wenig zu tun haben wollten. Jungen dagegen sind aus ihrer Perspektive diejenigen, die den richtigen Weg eingeschlagen haben, indem sie durchsetzungsfähig wurden und sich an Technik orientierten. Sie hatten also im Gegensatz zu den Mädchen keine Sozialisationsdefizite (Nickel 1990, 43; 1992).

Demgegenüber wird in der feministischen Sozialisationsforschung diese einseitige und abwertende Interpretation weiblicher Sozialisationsprozesse längst als eine androzentristische Perspektive diskutiert. So gehen psychoanalytisch orientierte Ansätze von einem weiblichen "Selbst in Beziehung" aus (Chodorow 1985; Gilligan 1984; Benjamin 1993), das ein anderes, gegenwärtig jedoch sozial entwertetes Identitätsmuster darstellt. Sie plädieren dafür, diesen Unterschied überhaupt erst anzuerkennen und wahrzunehmen, jenseits eines Wertesystems, das Beziehungs- und Fürsorgeorientierungen hier-

²² Unverständlich bleibt mir, weshalb Nickel sich zwar auf diesen Aufsatz von Nancy Fraser bezieht (Nickel 1995a, 1995b), ihn jedoch so gründlich mißversteht. Sie schreibt von der "Vision der postindustriellen Gesellschaft" US-amerikanischer Feministinnen, in der das "Zeitalter des Familieneinkommens" vom "Zeitalter der allgemeinen Erwerbstätigkeit" abgelöst werde, und hält diese Vision den angeblich beschränkten Einsichten bundesdeutscher Feministinnen und mit Sozialpolitik beschäftigten Wissenschaftlern vor. Dabei geht es Fraser gerade darum, das Modell der allgemeinen Erwerbstätigkeit zu kritisieren. Sie plädiert statt dessen für ein "Integrations-Modell", in dem das Modell der allgemeinen Erwerbsarbeit und das Modell der Gleichstellung der Betreuungsarbeit zusammengeführt werden. In diesem Modell würden alle Menschen beides machen, sowohl Erwerbsarbeit als auch Betreuungstätigkeiten, und Menschen, die beides in ihrem Leben tatsächlich ausüben, zum Idealtypus des Bürgers avancieren. Vgl. Fraser 1994, 369 ff.

archisch unterordnet. Daß diese Prozesse der Subjektivierung von Frauen auch problematische Seiten haben, wie beispielsweise in der Tendenz zur Selbstverleugnung und Selbstaufgabe, wird auch in diesen Interpretationen nicht bestritten (vor allem Gilligan und Benjamin). Aber Probleme und Defizite sind ebenso in der männlichen Sozialisation zu erkennen: Sie definieren sich vor allem über Abgrenzung, die in einer Weigerung münden kann, die andere überhaupt als Eigenständige wahrzunehmen und als solche zu akzeptieren.

Auch in jüngeren deutschen Arbeiten wird die Defizitsicht weiblicher Sozialisation in Frage gestellt. Carol Hagemann-White beispielsweise schreibt, daß Mädchen kaum die Chance hätten, im Prozeß der Berufseinmündung Elemente ihrer Beziehungsorientierung wiederzufinden. Es gebe hierbei wie für die gesamte weibliche Adoleszenzentwicklung kaum symbolische Repräsentanzen, die der Herausbildung einer *"aktive[n], selbstbewußte[n] Weiblichkeit"* (Hagemann-White 1992, 79) förderlich seien. Sie weist die Vorstellung zurück, daß die kommunikativen und beziehungsorientierten Ansprüche von adolescenten Frauen nur mit Selbstaufgabe zu tun haben. Vielmehr sieht sie darin ebenso Potentiale für eine *"Aneignung von Welt"* oder um *"etwas Großartiges zu sein und zu leisten."* (ebd. 79) Arbeitsorientierungen, die aus dem weiblichen Lebenszusammenhang erwachsen, enthalten ein *"Potential zur Erweiterung und Vervollständigung des Berufskonstrukts."* (ebd.) Auch Regina Becker-Schmidt (1995) stellt die unterschiedlichen Identitätsfindungsprozesse von Jungen und Mädchen gegenüber. Vor dem Hintergrund der Tatsache, daß die erste Identifikationsfigur die Mutter, also eine Frau ist, gestaltet sich die Identitätsfindung für beide Geschlechter sehr unterschiedlich. Während der Junge sich von seiner frühen Identifikation mit der Mutter völlig ablösen und diese ausblenden muß, was eine rigide Geschlechtsidentität befördert, ist es dem Mädchen möglich, trotz Ablösung von der Mutter (über die Autorität des Vaters) die Identifikation mit ihr aufrechtzuerhalten. Mädchen halten so *"in ihrer Ich-Bildung eher an geschlechtsübergreifenden Suchbewegungen fest als Jungen."* Deshalb kann *"von einer defizitären Sozialisation (...) gerade nicht die Rede sein."* (Becker-Schmidt 1995, 240) Im Gegenteil: Während Männer *"unbeweglicher"* sind, weil sie ihre weiblichen Anteile ablehnen und verdrängen und sich so *"im Verlaufe ihrer Ich-Bildung eher in die Muster ein[passen], die ihnen durch die sozialen Konstrukte der Zweigeschlechtlichkeit vorgegeben werden"*, ist mit der flexiblen Identität von Frauen ein innovatives Potential verknüpft, *"gesellschaftlich gegensinnige Optionen in einem Lebensentwurf zu realisieren..."*. (ebd.)

Insgesamt läßt sich feststellen, daß Nickel sich mit den Defiziten der DDR-Geschlechterordnung, die sie selbst herausarbeitet, im Rückblick nicht mehr in einer systematischen Weise beschäftigt. Sie hebt die positiven Merkmale einer Gleichberechtigung hervor, die an anderer Stelle als Mythos (Nickel 1990b, 39) bezeichnet werden, und stellt diesen Erfolgen die Asymmetrien in den Geschlechterbeziehungen einfach gegenüber, ohne sich der Frage zu stellen, wieso beides zusammengehen kann: Patriarchat und Gleichberechtigung.

Bei allen Widersprüchen, Schief lagen und unbestreitbaren Belastungen bleibt aber dennoch das hervorstechende Merkmal der Emanzipation in der DDR: die

finanzielle und rechtliche Unabhängigkeit der Frauen von männlichen Partnern. (...) Wir können insgesamt also für die DDR zwar von einem Traditionalismus in den Geschlechterbeziehungen und -rollen ausgehen, von kultureller Polarisierung, die eine weitgehende Segregation der Geschlechter im Beschäftigungssystem und Asymmetrien in der Machtverteilung der Geschlechter implizierte, aber auch von einer relativen ökonomischen Egalisierung des Geschlechterverhältnisses, für das eine eher komplementaritätäre, aber vergleichsweise weniger hierarchische Struktur zutrifft. Auch das ist mit dem Begriff 'paternalistische Gleichberechtigung' gemeint. (Nickel 1994a, 10/11)

Nickel geht es in ihren neueren Arbeiten deshalb auch zunehmend darum, die Schäden, die sich seit den Umgestaltungen für ostdeutsche Frauen ergeben haben, zu begrenzen bzw. zu revidieren (Nickel 1995a, 26; 1995b, 23). Die Frage nach den Ursachen für Geschlechterhierarchie in der DDR interessiert sie weniger, obwohl sie andererseits deutlich macht, daß die ungelöste Frauenfrage in der DDR die Basis für einen relativ reibungslosen Übergang in eine neue asymmetrische Geschlechterordnung bildete.

Für die Analyse und Interpretation meiner empirischen Befunde eignen sich die theoretischen Arbeiten von Nickel nur bedingt. Zwar lassen sich strukturelle Ursachen benennen, weshalb die Arbeitsteilung im privaten Leben objektiv vorgegeben, also subjektiv nur schwer zu durchbrechen war: wegen des Einkommensunterschieds zwischen den Geschlechtern, wegen des diskriminierenden Umgangs mit weiblichen Arbeitskräften im Erwerbssystem, wegen der sozialpolitischen Regelungen, die Frauen für die Familie allein zuständig machten. Die subjektiven Motive von Frauen und Männern, also die Tatsache, daß sich Frauen trotz der Benachteiligungen auf Familie bezogen haben, oder die Bedürfnisse von Männern nach Partnerschaft und Familie, können damit nicht erhellt werden. Sie stehen als Ableitung der objektiven Strukturzusammenhänge bereits fest, weil Nickel vor allem die Orientierung an Erwerbsarbeit und erfolgreicher Berufstätigkeit zum Bezugspunkt für einen Fortschritt in den Geschlechterbeziehungen nimmt. In diesem Interpretationszusammenhang wäre beispielsweise die Tatsache, daß sich fast alle meine Interviewpartnerinnen gegen eine Teilung des Babyjahres mit ihrem Partner aussprachen, von vornherein als Sozialisationsdefizit zu verstehen.

In der Darstellung ihrer empirischen Forschungsergebnisse, die Nickel zum Wandel der Frauenbeschäftigung im Finanzdienstleistungsbereich präsentiert, taucht die erwerbszentrierte Perspektive ebenso auf. Sie problematisiert den Wandel seit der Wende in erster Linie als Verlust von Erwerbschancen für Frauen und als Verdrängung von Frauen aus bereits erreichten Positionen. So seien traditionelle weibliche Lebensmuster, die bereits in den mentalen Strukturen von Frauen existierten, durch die neuen sozialen Bedingungen (konkurrente Arbeitsverhältnisse, Wegfall sozialpolitischer Leistungen) und konservative Familien- und Frauenleitbilder bestärkt worden. Im Ergebnis pendelten weibliche Strategien *"zwischen gebremsten beruflichen Ansprüchen und häuslicher Anpassung, zwischen erwerbsbezogener Leistung und an emotionalen Gratifikationen orientierten Liebesdiensten für die Familie."* (Nickel 1993, 254) Die von DDR-Frauen *"zum Teil als Zwang erlebte Pflicht zur permanenten Doppelpräsenz"* in Beruf und Familie

...könnte in Handlungsstrategien (...) umschlagen, die sich in einer tendenziellen Abkopplung von erwerbszentrierten Lebenskonzepten ausdrücken und mit einer stärkeren Familienorientierung verbunden sind. Das muß nicht zu einer generellen Abkehr von Berufsarbeit führen, sondern könnte sich in der Vermeidung von beruflichem Aufstieg, in verstärkter Teilzeitarbeit, in der Akzeptanz traditioneller Geschlechterhierarchien usw. äußern. (ebd.)

Ich würde dagegenhalten, daß solche Handlungsstrategien von Frauen zunächst vor allem auf ein Defizit sozialer Organisation hinweisen, in der die Balance zwischen zwei strukturell hierarchisierten und sich gegenseitig ausschließenden Bereichen zu einer persönlichen Angelegenheit von Frauen gemacht wird.

Eine weitere wichtige Autorin und Wissenschaftlerin, die sich mit der Frage der Geschlechterordnung in der DDR befaßt, ist Irene Dölling. Sie hat sich in zwei Aufsätzen ausführlicher mit der Frage der spezifischen Verfaßtheit einer hierarchischen Geschlechterordnung in der DDR auseinandergesetzt (Dölling 1991 u. 1994). Sie hebt hervor, daß eine *"spezifische Verquickung von Staatssozialismus und Patriarchat (...) nicht nur krude Formen der 'Lösung der Frauenfrage', sondern auch die Ausbildung von Verhaltensweisen von Frauen und Männern beeinflusst"* hat, *"die sich jetzt für den Übergang in eine 'moderne Gesellschaft kapitalistisch-bürgerlichen Typs' als günstig und förderlich erweisen."* (1991; 408) Dölling geht also nicht von Fortschritten bei der Überwindung von Geschlechterasymmetrie in der DDR aus, vielmehr haben Männer Frauen nach wie vor dominiert, unterdrückt und ausgebeutet. (1991, 415) Die Frauenpolitik zielte vor allem darauf, Frauen zu billigen Arbeitskräften und Gebärerinnen zu machen, die *"als Zugabe zu ihrer Mutterschaft die unbezahlte Reproduktionsarbeit 'freiwillig' leisten."* (1991, 409) Die fast vollständige Integration von Frauen in die Berufswelt habe keinen Fortschritt gebracht, denn *"traditionale geschlechterspezifische Funktionsteilungen zwischen Berufs- und Hausarbeit"* (1991, 408) blieben unangetastet. So sei es nur *"zu einer Ausdehnung geschlechterspezifischer Funktionsteilungen auf die Sphäre der gesellschaftlichen Produktion"* (ebd.) gekommen.

Die Ursachen für diese Fortsetzung geschlechtshierarchischer Arbeits- und Funktionsteilungen sieht Dölling darin, daß die Dominanz des politischen Systems den Rückgriff auf traditionale kulturelle Formen notwendig machte (ebd.). Damit meint sie paternalistisch-patriarchale Prinzipien, die sich auch im proletarischen Antifeminismus wiederfänden, und eine herkömmliche symbolische Geschlechterordnung, in der die *"Zweitrangigkeit des weiblichen Geschlechts quasi 'selbstverständlich', 'natürlich' eingeschrieben ist."* (1991, 409) *"Die vormundschaftliche Politik (...) hat einerseits die geschlechterspezifischen Differenzen verdeckt und zugleich die kulturellen Alltagsvorstellungen geschlechterspezifischer Arbeitsteilungen, Befähigungen usw., die das Leben in Familie, Solidargemeinschaft usw. normieren, befestigt."* (1991, 412) Die Entmündigung von Frauen durch politische Repräsentation und das Fehlen jeder Form politischer Öffentlichkeit hat es Frauen unmöglich gemacht, ihre eigene Situation zu artikulieren und reflektieren sowie die Frauenfrage zum Gegenstand politischer Diskurse zu machen (409). Statt dessen wurde im Zuge der Proklamation einer *"von Interessenkonflikten*

freien Gesellschaft" (1991, 410) die Frauenfrage für erledigt erklärt, wie jegliche anderen sozialen Konfliktkonstellationen auch. Hinter einer Politik, die angeblich einem allgemeinen menschlichen Interesse folgte, standen bei genauerem Hinsehen männliche Interessen, an denen sich Frauen auszurichten hatten: Sie durften *"arbeiten wie ein Mann"*, hatten zugleich aber die unbezahlte Hausarbeit zu leisten.

Über mehrere Generationen haben Frauen in der DDR in und mit dem Widerspruch gelebt, daß von ihnen alle Leistungen und Verhaltensweisen gefordert wurden, die zur traditionellen Frauenrolle gehören, und daß zugleich von 'der Gesellschaft' wesentliche Aspekte der zu dieser Rolle gehörenden Fähigkeiten und Kompetenzen ignoriert bzw. als gesellschaftlich wenig bedeutsam abqualifiziert wurden. (Dölling 1991, 410)

Ganz wesentlich an der Argumentation Döllings ist, daß unter diesen sozialen Verhältnissen traditionale Verhaltensweisen vor allem bei Frauen konserviert worden seien. (1991, 407, 408, 410, 412) Diesem Aspekt geht sie auch im zweiten Aufsatz von 1994 nach, in dem sie nach dem Verhältnis von modernen und traditionellen Aspekten im Lebenszusammenhang von Frauen fragt. Sie stellt fest, daß moderne *"Elemente in den Handlungsstrukturen und den Identitäten von DDR-Frauen eine so friedliche, ja befriedete Symbiose mit traditionellen Elementen eingingen..."* (1994; 32). Im Gegensatz zum ersten Aufsatz geht Dölling hier nicht mehr von einer eindeutig patriarchalen Dominanz gegenüber Frauen aus, sondern sie betont hier *"spezifische Ambivalenzen"* in der Situation von DDR-Frauen. Dabei beansprucht sie, daß *"modern"* und *"traditional"* nicht wertende, vielmehr heuristisch verwendete Begriffe sind. Sie durchbricht die wertende Bedeutung der Begriffe jedoch nicht wirklich, weil allein schon die Fragestellung eine Bevorzugung moderner Handlungsweisen impliziert, wenn nach den Gründen für die Fortexistenz traditionaler Verhaltensweisen gesucht wird.

Moderne Verhaltensweisen waren mit der selbstverständlichen, allgemeinen und auf einem hohen Qualifikationsniveau stattfindenden Berufstätigkeit verknüpft. DDR-Frauen konnten so, im Verein mit der ausreichenden Versorgung mit Kinderbetreuungsplätzen, *"Elemente einer modernen individuellen Handlungsstruktur aus[...]bilden. Sie konnten dadurch eine traditionale, kulturell quasi durch Geschlecht mit der Geburt festgelegte Begrenzung auf bestimmte 'private' Handlungsräume tendenziell aufbrechen."* (1994, 31) Auf der anderen Seite existierten traditionale Verhaltensweisen weiter bzw. wurden neu ausgebildet, weil eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung existierte, Frauenarbeit entwertet wurde und Frauen sowohl symbolisch als auch strukturell in der Privatsphäre verortet wurden. Frauen haben, auch um der Doppelbelastung zu entkommen, *"in ihrem Selbstverständnis (...) auf das traditionale Muster der Nebenverdienerin"* (ebd.) zurückgegriffen und Aspekte einer vordefinierten weiblichen Rolle einfach akzeptiert (1994, 33). Als Ursachen für diese Vermischung von modernen und traditionellen Elementen in den Verhaltensweisen benennt Dölling wiederum jene, die ich bereits im Zusammenhang mit ihrem anderen Aufsatz ausgeführt habe: politische Entmündigung, das Festhalten an der symbolischen Geschlechterdifferenz und der Bezug auf 'natürliche' Geschlechterrollen, die zwiespältige Wirkung der Sozialpolitik und, ergänzend, die Erhaltung der Kleinfamilie als standardisierte Lebensform sowie die ge-

ringere Bedeutung von Geschlechterkonflikten angesichts mangelnder sozialer Differenzierung und Konkurrenz in der DDR (1994, 32/33).

Auch diese Analysen von Dölling sind hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse in der DDR wichtig und erhellend. Sie decken sich zum Teil mit denen von Nickel, indem die Aufrechterhaltung einer nach Geschlecht organisierten Arbeitsteilung deutlich gemacht wird, die gleichzeitig wichtigste Ursache für die Fortsetzung sozialer Ungleichheit darstellte. Darüber hinaus heben die Analysen Döllings die kulturellen und politischen Elemente der Geschlechterherrschaft heraus. Was Dölling von Nickel unterscheidet, ist eine deutlichere Kritik der vergangenen Verhältnisse für Frauen und das Festhalten an der Frage, weshalb die Geschlechterhierarchie nicht überwunden werden konnte. Dennoch ist auch ihre Argumentation nicht frei von einem auf den Erwerb zentrierten Blick. Dölling rekurriert auf die Fortexistenz traditionaler Verhaltensweisen vor allem von Frauen. Der Gedanke, daß die einseitige Orientierung von Männern auf den Beruf genauso traditional ist, taucht dabei nicht auf. Dabei macht die Weigerung von Männern, sich aktiv im Familienleben zu engagieren oder auch die strukturelle Behinderung dieses Engagements, die Mehrarbeit von Frauen in der Privatsphäre erst notwendig. Auch in Döllings Perspektive steckt implizit eine Abwertung von Reproduktionsarbeit und damit der gesellschaftlich notwendigen Arbeit, die vor allem von Frauen verrichtet wird. Obwohl sie in beiden Aufsätzen in Ansätzen eine allein am Erwerb ausgerichtete Perspektive als problematisch bezeichnet, wird dieser Gedanke auch bei ihr nicht systematischer Bestandteil der Auseinandersetzung mit den Strukturen im Geschlechterverhältnis der DDR. So kritisiert sie zwar *"das Modell von (männlicher) Erwerbsarbeit, dem sich Frauen angenähert haben"*, welches der These eines *"Modernisierungsvorsprungs"*²³ in der DDR zugrundeliege, indem in diesem Modell die reproduktive Arbeit einfach wieder nur vorausgesetzt sei (1994, 31). Wenn sie aber subjektive Freiheit und Selbstbestimmung von Frauen vor allem mit der Integration in die Berufsarbeit verknüpft, übergeht auch sie die Frage, wer denn den *Frauen* dabei den Rücken von reproduktiven Erfordernissen freihalten soll, so wie dies fast immer für Männer geschieht.

Und es sind ja nicht nur die Hausarbeiten, von denen Männer freigestellt sind und profitieren. Gleichzeitig suchen und bekommen Männer in der Ehe und Familie emotionale Zuwendung und körperliche Fürsorge, ein Gefühl von Geborgenheit und Umsorgtsein, also wichtige Ressourcen für ihre psychische Regeneration. Sie suchen in der Familie aber ebenso auch die Erfüllung von Lebenssinn. Wofür soll man(n) arbeiten? Nicht bei allen Menschen, wahrscheinlich sogar bei den wenigsten, decken sich die beruflichen Inhalte mit Lebenssinn. Männer sind also auch auf Ehe und Familie orientiert, sie sind jedoch im Gegensatz zu Frauen in diese Institution auf eine passive Weise eingebunden. Für Frauen dagegen bleibt der Wunsch nach Familie meist mit der alleinigen oder Hauptverantwortung für deren Existenz und das alltägliche Zustandekommen von

²³ An dieser Stelle bezieht sich Dölling auf die Aufsätze von Stefan Hadril, "Die 'objektive' und die 'subjektive' Modernisierung. Der Wandel der westdeutschen Sozialstruktur und die Wiedervereinigung" sowie von Rainer Geißler, "Die ostdeutsche Sozialstruktur unter Modernisierungsdruck", die beide in der Zeitschrift "Aus Politik und Zeitgeschichte", B29-30/1992 erschienen sind.

Familie verknüpft. Ein weiterer wichtiger Punkt ist, daß Männer sehr wohl angewiesen auf und abhängig von Ehe und Familie sind. Ihre Unabhängigkeit und Überlegenheit durch die stärkere Präsenz in der Berufssphäre ist zum großen Teil ein Schein - darauf verweisen die Interviews, die ich mit Männern durchgeführt habe. Die subjektive Freiheit und Selbstbestimmung, die als Gradmesser für Modernisierung auch von Dölling genommen wird, ist mit der Abhängigkeit von Frauen in der Familie auf das engste verknüpft.

Die Argumentation von Dölling bleibt, der Kritik an männlichen Maßstäben zum Trotz, selbst in diesen Mustern verfangen. So kann sie Orientierungen von Frauen auf Familie ausschließlich als problematisch und traditional bewerten, ohne die Motive, die in diesen Handlungswahlen von Frauen liegen, wirklich zu verstehen. Auch bei ihr ist die implizite Abwertung dessen, was Frauen tun und an Verhaltensmustern erworben haben, vorhanden. Männliche Defizite werden am Rande plaziert. Letztlich bleibt das männliche Lebensmuster - das auf der Unterdrückung und Benachteiligung von Frauen gründete und gründet - bei ihr ebenso wie bei Nickel der Bezugspunkt für die Analyse weiblicher Handlungsweisen, sowohl vor als auch nach der Wende.

Eine ebenfalls wichtige wissenschaftliche Arbeit zu den Geschlechterverhältnissen der DDR haben Ursula Beer und Jutta Chalupsky (1993) vorgelegt. Ihre Auseinandersetzung zielt auf eine struktur- und gesellschaftstheoretische Analyse (185, 194). Ausgangspunkt ist dabei, daß in der DDR die soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern nicht aufgehoben war und es mit der Vereinigung zu einer *"Transformation von Geschlechterungleichheit"* (193) gekommen ist. Gleichwohl sind Beer und Chalupsky der Meinung, daß es sich in Ostdeutschland um ein *"geschlechterpolitisches Roll-back"* (184) handele. Ihre Position ist also ebenso wie bei Nickel von einem Sowohl-als-auch geprägt: Einerseits konstatieren sie die Fortexistenz sozialer Ungleichheit zwischen den Geschlechtern in der DDR, andererseits gehen sie aber auch von einem Fortschritt bei der Gleichstellung der Geschlechter aus. Dieser Gleichstellungsvorsprung, den sie an die fortgeschrittene Integration von Frauen in die Erwerbssphäre geknüpft sehen, sei mit der Wende zum Teil wieder verlorengegangen.

Ihre Analyse der Geschlechterverhältnisse in der DDR gründet auf der marxistischen Anthropologie Godeliers und schließt an eine frühere Arbeit von Beer (1990) an. Dort erweitert Beer den Begriff von der Struktur der Produktionsweise um die Dimension der *"Bevölkerungsweise"* (194). Für kapitalistische bzw. industrialisierte Gesellschaften ist demnach kennzeichnend, daß sie sich in eine *"marktvermittelte Ökonomie (mit der zentralen Ausrichtung auf Kapitalverwertung und -akkumulation) und eine 'Versorgungsökonomie' (die der außermärklichen und weitgehend unentgeltlichen Reproduktion der Gesellschaftsmitglieder gilt)"* unterteilt ist. Diese Wirtschaftsweise ist von einer inneren Widersprüchlichkeit gekennzeichnet: Denn obwohl die marktvermittelte Ökonomie auf einen *"beständigen Zufluß an gesellschaftlichen Ressourcen angewiesen"* (194) bleibt, die ihr von der Versorgungsökonomie zur Verfügung gestellt werden, bleibt diese Vernutzung kostenlos und deshalb ohne Ausgleich in irgendeiner Form. Die Marktökonomie hat damit ein *"parasitäres Moment"*, sie *"zehrt (...) von ge-*

sellschaftlichen 'Inputs', indem ihr etwa Arbeitskraft gebrauchsfertig zur Verfügung gestellt wird" (195). Die kapitalistische Wirtschaft betreibt an dieser Stelle Raubbau an einer Ressource, die sie nicht selbst produzieren kann und stellt somit langfristig die Existenzgrundlage von Sozialgebilden in Frage. Der kapitalistischen Wirtschaftsweise ist ein "selbstdestruktives Moment" (195) inhärent.

Nun war der Realsozialismus zwar nicht mehr "systemimmanent" auf Kapitalverwertung und -akkumulation ausgerichtet. Dennoch konnte er sich der Logik der Kapitalverwertung nicht entziehen, weil er "im Außenverhältnis von kapitalistischen Vergesellschaftungsmustern abhängig" (ebd.) geblieben ist. Auf den darauffolgenden Seiten gehen Beer und Chalupsky auf die planwirtschaftliche Organisation ein und heben hervor, daß der DDR-Staat "seiner Bevölkerung Existenzgarantien einräumte" (197), wie sie in kapitalistischen Marktwirtschaften nicht möglich sind. Ich will hier nicht weiter auf diese Ausführungen eingehen, weil sie für den vorliegenden Zusammenhang nicht wesentlich sind. Darüber hinaus halte ich sie für ungenügend, angesichts der bereits seit langem vorliegenden Arbeiten zu den ökonomischen, sozialen und politischen Defiziten planwirtschaftlicher Systeme sowie der kritischen Analysen zum Realsozialismus.²⁴

Kernpunkt der Argumentation hinsichtlich des Geschlechterverhältnisses ist der, daß auch der Realsozialismus der "Versorgungsökonomie", die in der Familie stattfand, bedurfte (198). Die Versorgungsleistungen von Frauen in der Familie wurden jedoch als Ressource lediglich vernutzt, nicht in das System des ökonomischen Austauschs einbezogen. (202) Trotz dieser Übereinstimmung habe es ein differentes Muster der Vergesellschaftung der Geschlechter in der DDR gegeben: Frauen hatten dort, im Gegensatz zum kapitalistischen System, "die Staatsgarantie auf einen Erwerbsarbeitsplatz und damit ökonomische Existenzsicherheit." (199) Das Recht und die Pflicht zur Arbeit "befreit sie auf diese Weise von der ökonomischen Abhängigkeit von einem 'Familienernährer'." (ebd.) Daraus ergab sich zwar das Problem, daß die sozialen Reproduktionsbedingungen in Frage gestellt wurden, weil Frauen damit nur noch eingeschränkt für die Familienarbeit zur Verfügung standen. Aber dieses Problem wurde durch arbeits-, familien- und sozialpolitische Maßnahmen gelöst. "Das auch Frauen

²⁴ Angefangen bei Max Weber, der sich mit Planwirtschaften auseinandergesetzt hat, über die Arbeiten von Bahro (1980) oder Kornai (1980) bis zu Gorz (1994). Bahro und Kornai zeigen beispielsweise, daß die übergroße Nachfrage nach Arbeitskräften ein Ergebnis der funktionalen Defizite in der Ökonomie war. Schon von daher läßt sich eher von einer Pflicht zur Arbeit reden, statt eines Rechts auf Arbeit. Und daß es in der sozialistischen Utopie ursprünglich darum ging, den Menschen aus dem Reich der Notwendigkeit zu befreien (Marx), und daß dies eine Befreiung von zuviel Arbeit bedeuten würde, darauf machen sowohl Bahro als auch Gorz aufmerksam. Gorz stellt - in der Tradition der Kritischen Theorie - heraus, daß die Dominanz instrumenteller Vernunft in realsozialistischen Systemen die Entfremdung des Menschen nicht beseitigen konnte. Im Gegenteil - die Verdinglichung von Menschen hatte sich noch verstärkt. Angesichts dieser theoretischen Arbeiten ist es unhaltbar davon zu sprechen, daß in der DDR Menschen wichtiger waren als Dinge, oder daß der "Produktion von Leben" Vorrang eingeräumt wurde vor der "Produktion von Sachen" (Beer/Chalupsky 1993, 198). Die Produktion von Leben - und nichts zeigt das deutlicher als die Bevölkerungspolitik der DDR - war nur Mittel zum Zweck eines Sieges des Sozialismus. Die unbestreitbar menschenverachtende Politik, die in den realsozialistischen Systemen betrieben wurde, hatte in der instrumentellen Vernunft ihren Ursprung, einer Vernunft, die eng mit der Geschlechterhierarchie verwoben ist, wie J. Benjamin herausarbeitet. Siehe dazu Kapitel 3.

zugestandene Recht auf Erwerbsarbeit, umgekehrt die Pflicht zu deren Ausübung, findet seinen Niederschlag in einer Familien- und Bevölkerungspolitik, die zwei Kernpunkte aufweist: erstens Geburtenförderung, zweitens die Vereinbarkeit von Familie und Beruf." (201) Kritisch merken die Autorinnen dazu an, daß damit zwar eine Besserstellung für Frauen erreicht wurde, sie gleichzeitig jedoch nur zu Objekten dieser Politik gemacht wurden. Nur in einem begrenzten Sinne könne man so noch von Emanzipation sprechen (201).

Ob der entscheidende Unterschied zwischen Ost und West darin bestand, daß die DDR die ökonomische Existenzsicherheit von Frauen garantierte und damit ökonomische Unabhängigkeit gewährte, steht für mich in Frage. Denn abgesehen davon, daß die Autorinnen selbst später im Text diese Unabhängigkeit für eingeschränkt erklären (206), kann auch im Westen längst nicht mehr von einer vollständigen ökonomischen Abhängigkeit von Frauen gesprochen werden. Entsprechende rechtliche Regelungen, die die Abhängigkeit absicherten, sind seit 1977 beseitigt. Seitdem Frauen im Westen zunehmend erwerbstätig sind, betrifft die Existenzunsicherheit im marktwirtschaftlichen System generell beide Geschlechter, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Nicht zuletzt existieren zudem sozialpolitische Regelungen, die eine Abhängigkeit vom Ehemann deutlich abschwächen: Sozialhilfe, Unterhalt bei Scheidung, Arbeitslosenhilfe.²⁵ Dieser Einwand ist wichtig, weil es mir darauf ankommt herauszuarbeiten, daß die persönliche Abhängigkeit im Geschlechterverhältnis schon seit geraumer Zeit im Osten wie im Westen keine bedeutende Rolle mehr spielt, es vielmehr auf die in den Strukturen geronnene männliche Macht ankommt.²⁶

In der weiteren Argumentation stellen Beer und Chalupsky vor allem folgendes heraus: Im Realsozialismus existierte der *"Sekundärpatriarchalismus"* weiter, obwohl die soziale Vormachtstellung von Männern aufgrund ihrer alleinigen Verfügung über ein Erwerbseinkommen nicht mehr gegeben war. Begrifflich wird an dieser Stelle auf eine frühere Arbeit von Beer (Beer 1990) zurückgegriffen, in der der Begriff des Sekundärpatriarchalismus eine zentrale Rolle spielt. Beer erkennt diesen vor allem in einer *"Verallgemeinerung der Ehe- und Familienform"* in den bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften, *"die Männern, über Klassen- und Schichtungsgrenzen hinweg und damit abgelöst von der Verfügung über Eigentum, eine Ehefrau und deren Arbeitskraft familial-ehelich verfügbar macht."* (203) Voraussetzung dafür ist wiederum, daß die Erwerbsarbeit zur allgemeinen Form der Existenzsicherung geworden ist und berufliche Schließungsprozesse Frauen in der Erwerbssphäre diskriminieren, so daß vorzugsweise der Ehemann über ein Erwerbseinkommen verfügt. Das macht ihn zum Familienernährer und die Ehefrau ökonomisch abhängig, wodurch sie letztlich auf die Erledigung von Familienarbeit verpflichtet wird.

²⁵ Daß diese Regelungen von Frauen tatsächlich auch als Zugewinn an Unabhängigkeit gesehen werden, zeigt beispielsweise die Untersuchung von van Stolk und Wouters (1987). Siehe auch Texte zur Sozialpolitik in westlichen Wohlfahrtsgesellschaften, z.B. Fraser 1994 und Hernes 1990, in denen von einer Übertragung der Abhängigkeit von Frauen vom individuellen Ehemann auf "Vater Staat" die Rede ist.

²⁶ Siehe dazu das folgende Kapitel 2.

Die sozio-ökonomische Vormachtstellung eines Mannes gegenüber einer Frau war auf diese Weise bereits an die Verfügung über ein Erwerbseinkommen (und nicht mehr an 'Eigentum' in der originären Gestalt) gebunden und reicht bis in feinste Verästelungen des Sozialgefüges hinein, wie zum Beispiel das Sozial-, Unterhalts-, Arbeits- und Familienrecht... (204)

Daß dennoch auch in der DDR von einem Sekundärpatriarchalismus gesprochen werden kann, obwohl Frauen das garantierte Recht auf einen Erwerbsarbeitsplatz hatten, begründen Beer und Chalupsky mit mehreren Argumenten. Zunächst ist die Basis des Gesamtarrangements in der DDR erhalten geblieben, indem Erwerbseinkommen *"auch in diesem Sozialmodell als Mittel der Existenzsicherung"* diente. Indem aber *"auch diese Sozialform begehrte Erwerbs- und Lebenschancen im Rahmen einer Geschlechtsspezifität"* (204) vergab, also auch *"Schließungsprozesse gegenüber Frauen"* (ebd.) kannte, waren DDR-Frauen nicht gleichberechtigt an lukrativen und mit Macht ausgestatteten Positionen beteiligt. Desweiteren wurde an den *"komplementären Institutionen"* des Normalarbeitsverhältnisses und der bürgerlichen Normalfamilie festgehalten, so daß Erwerbseinkommen *"im geschlechtlichen 'Normalarrangement' des Familienernährers"* (205) zur Verfügung gestellt wurden. Was dies im konkreten bedeutet, wird leider nicht weiter erörtert,²⁷ vor allem nicht, welche Bedeutung das Normalarbeitsverhältnis hat. Auf die Konstruktion des *"Normalarrangements"* des Familienernährers wird dagegen wenig später eingegangen: Das Geschlechterarrangement hat durch die Erwerbstätigkeit von Frauen zwar eine erste Modifikation erhalten, und Frauen waren zu ihrer Existenzsicherung *"normativ und faktisch"* nicht mehr auf Ehe und Familie angewiesen. Männer verloren auch ihren Status als alleinige Familienernährer. Dennoch hielt man im Realsozialismus an der *"ehebezogene[n] Familie mit Kindern"* fest, *"verbunden mit der Erwerbstätigkeit beider Ehepartner"* (206). Und da die Höhe der Löhne so reguliert wurde, daß zwei Erwerbseinkommen zum Unterhalt einer Familie notwendig waren, bedeutete das *"eine gegenseitige ökonomische Abhängigkeit"* (206) der Ehegatten voneinander. Weil aber zudem noch geschlechtsspezifische Einkommensunterschiede zuungunsten von Frauen existierten, blieben Frauen teilweise vom männlichen Ernährer abhängig und der *"normative Gehalt des ideellen 'Familienernährers'"* verlor *"nicht vollständig seine Gültigkeit."* (206) Frauen blieben auf den Zuverdienerinnen-Status festgelegt und zuständig für die Familienarbeit, allerdings mit massiver staatlicher Unterstützung. Diese objektiven Strukturen, so resümieren Beer und Chalupsky, brachten für Frauen einerseits zwar eine größere Unabhängigkeit von Männern und vom Wirtschaftsgeschehen, andererseits aber blieben Versorgungsleistungen vor allem eine Sache von Frauen. Und zusätzlich sind Frauen diesen normativen Erwartungen auch freiwillig nachgekommen (207).

Diese Analyse von Beer und Chalupsky kann Zusammenhänge aufzeigen, wie die Geschlechterhierarchie trotz entscheidender Wandlungen in der Geschlechterordnung erhalten blieb. Das wesentliche Argument ist auch hier die Aufrechterhaltung der geschlechtlichen Arbeitsteilung und, damit verknüpft, die Hauptzuständigkeit von Frauen

²⁷ Beer und Chalupsky beziehen sich statt dessen auf die im selben Band erschienen Aufsätze von Goldmann und Hornung, ohne jedoch deren Analysen weiter auszuführen.

für die Familienarbeit. Dieser Zusammenhang wird durch ihre empirischen Befunde weiter abgestützt: Interviews mit Frauen zeigen, daß sie nach wie vor für die Familie zuständig waren und sich auch dafür zuständig fühlten (213 ff.).

Insbesondere der Gedanke, daß sich die männliche Herrschaft aus der bevorzugten Verfügung über Erwerbseinkommen ergibt, erscheint mir fruchtbar. Diese Argumentation der Autorinnen impliziert nämlich, daß die persönliche Abhängigkeit von Frauen in der DDR zwar generell aufgehoben war, dennoch durch die strukturell abgesicherte, bevorzugte Verfügung der Männer über Erwerbseinkommen zum Teil erhalten blieb. So wird angedeutet, daß die männliche Vormachtstellung an Strukturen gekoppelt ist und nicht mehr der unmittelbaren Unterdrückung und persönlichen Abhängigkeit einer Frau bedarf. Ein ganz zentraler Punkt scheint mir in Bezug auf die konkreten Verhältnisse in der DDR zu sein, daß die männliche Dominanz in den 1949 übernommenen Strukturen bereits eingelassen war, so daß die Beseitigung normativ-rechtlicher Regelungen zur Absicherung persönlicher weiblicher Abhängigkeit kaum noch eine befreiende Wirkung entfalten konnte. Auf diesen Zusammenhang werde ich ausführlicher im nächsten Abschnitt eingehen, aber das Hauptargument für diese Sichtweise ist schon deutlich geworden: Normalarbeitsverhältnisse, vor allem die darin enthaltenen Zeitstrukturen und -anforderungen, die für jeden Erwerbstätigen Gültigkeit besitzen und scheinbar geschlechtsneutral sind, sind in Wirklichkeit auf der Basis eines männlichen Modells von Erwerbstätigkeit entstanden, das durch die Ehefrau von der Reproduktionstätigkeit entlastet ist. Vor diesem Hintergrund sind Frauen immer benachteiligt, nicht nur, weil sie die Familienarbeit erledigen, sondern ebenso, weil ihnen nicht in gleicher Weise eine Person zur Verfügung steht, die sich um ihre individuelle Reproduktion kümmern würde. Hausmänner sind nach wie vor eine Rarität, in der DDR aber waren sie erst gar nicht zugelassen. Beer und Chalupsky sprechen diese, sich über eine konstruierte Normalität entfaltenden Herrschaftsverhältnisse zwar kurz an, aber auch sie gehen nicht wirklich darauf ein, welche Konsequenzen damit für die Lebenssituation von Frauen und die Aufrechterhaltung von Hierarchie zwischen den Geschlechtern verknüpft sind. Es bleibt bei Nennungen, wie dem *"geschlechtlichen 'Normalarrangement' des Familienernährers"* und dem *"Normalarbeitsverhältnis"* (205), ohne auf die hinter diesen Begriffen steckenden Zusammenhänge wirklich einzugehen.

Ob die Verwendung des Begriffs *"Sekundärpatriarchalismus"* für die Beschreibung der Geschlechterverhältnisse in der DDR angesichts einer vor allem strukturell verankerten männlichen Herrschaft sinnvoll ist, möchte ich in Frage stellen. Wenn man sich die dem Begriff zugrundeliegende Analyse von Beer näher anschaut, wird auch deutlich, daß sie damit einen Prozeß beschreibt, der Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts stattgefunden hat. Um erst einmal die Abhängigkeit von Frauen in der Ehe abzusichern, bedurfte es tatsächlich eines *"Patriarchalismus im Gegenstoß"* (Gerhard 1978), indem entsprechende Gesetze im bürgerlichen Gesetzbuch niedergelegt wurden (abgesehen von der praktischen Rechtsprechung, die schon davor, also vor 1900, in diese Richtung zielte, vgl. dazu Gerhard 1978). Aber sobald die Geschlechterrelation eines Haupternährers und einer abhängigen Hausfrau selbst Bestandteil der Strukturen werden, erübrigt sich die normative Festlegung persönlicher Abhängigkeit in der Ehe. In

der sowjetischen Besatzungszone und kurz nach der Gründung der DDR wurden ja nicht nur alle rechtlichen Regelungen, die die Erwerbsarbeit von Frauen behinderten, beseitigt. Darüber hinaus wurde die Frauenberufsarbeit auf vielfache Weise gefördert.²⁸ Um gleichwohl von beruflichen Schließungsprozessen sprechen zu können, braucht es daher einer deutlichen Differenzierung. Unmittelbare berufliche Diskriminierung war in der DDR, verglichen mit dem Westen, viel weniger wirksam.

Die Grenzen, an welche die berufliche Förderung von Frauen immer wieder gestoßen ist, hatten dagegen viel mit den Bedürfnissen der Frauen selbst zu tun. Offenbar wollten viele Frauen in der DDR sich nicht ausschließlich auf den Beruf konzentrieren, dort erfolgreich sein und Karriere machen. Darauf machen nicht nur meine eigenen empirischen Befunde, sondern ebenso andere aufmerksam.²⁹ Aber Beer und Chalupsky interpretieren diese Handlungsweisen von vornherein als Ergebnis struktureller Zwänge und verinnerlichter normativer Erwartungen:

Andere traditionelle Arrangements im Verhältnis der Geschlechter blieben erhalten: die Zuweisung von Versorgungsleistungen an Frauen, offensichtlich auch die Akzeptanz dieser normativen Erwartungen durch die Frauen selbst, ihre beruflich niedrigere Stellung im Vergleich zu Männern und, hierdurch bedingt, ihre Bereitschaft, im Fall von Elternschaft berufliche Interessen zurückzustellen, um die vom Staat letztlich geforderte Vereinbarkeit von Beruf und Familie einzulösen. (207)

Auch an einer anderen Stelle läßt sich verdeutlichen, daß Beer und Chalupsky die wirklichen Bedürfnisse von Frauen, die hinter ihrer Familienorientierung stecken, nicht zur Kenntnis nehmen wollen. Ein Hauptargument ihrer Analyse war ja, daß Frauen in der DDR trotz ihres Rechts auf Erwerbsarbeit von ihren Ehemännern ökonomisch abhängig blieben. Sie sprechen also auf der einen Seite davon, daß Frauen *"normativ und faktisch nicht mehr auf Ehe und Familie zur Existenzsicherung angewiesen"* (206) waren, und daß Männer *"umgekehrt ihren Status als alleinige 'Familienernährer'"* (ebd.) verloren haben. Aber um den empirischen Sachverhalt erklären zu können, weshalb sich Frauen in der DDR trotz dieser Unabhängigkeit auf Ehe, Familie und Mutterschaft orientiert haben, gehen die Autorinnen auf der anderen Seite davon aus, daß die Unabhängigkeit von Frauen nicht vollständig war, sondern daß durch die Differenz im Erwerbseinkommen zwischen den Geschlechtern eine Abhängigkeit teilweise erhalten blieb. *"Der normative Gehalt des ideellen 'Familienernährers' verlor nicht vollständig seine Gültigkeit, er wurde vielmehr abgeschwächt."* (ebd.) Offen bleibt bei dieser ökonomistisch verkürzten Argumentation jedoch, aus welchen Gründen Frauen trotz der Möglichkeiten, eine selbständige, von Familie und Ernährer unabhängige Existenz zu führen, dennoch überwiegend Familie und Mutterschaft als Lebensform gewählt haben. Strukturell betrachtet waren sie nicht dazu gezwungen, sich auf Ehe und Familie zu orientieren und

²⁸ Vgl. Penrose 1990; Trappe 1995.

²⁹ Siehe dazu vor allem die Ergebnisse einer Kohortenanalyse von Trappe 1995. Sie zeigt, daß viele Frauen zur Entlastung auf berufliches Fortkommen verzichteten (oder den Beruf nur zweitrangig behandelten), indem sie beispielsweise auf einen qualifikationsgerechten Einsatz zugunsten von mehr Zeit und weniger Streß verzichteten (203 ff.).

sich damit erst in die Situation zu bringen, von einem Familienernährer abhängig zu werden. Zwar gibt es den Verweis auf das Festhalten an traditionellen Orientierungen und normativen Erwartungen an die Frauenrolle. Aber diese Perspektive wird - neben der bereits im Zusammenhang mit der Kritik an den Arbeiten von Nickel und Dölling erwähnten - den realen Handlungsweisen von DDR-Frauen in keiner Weise gerecht. Damit läßt sich z.B. nicht erklären, weshalb DDR-Frauen sich sehr oft scheiden ließen oder sich auch bewußt für Mutterschaft *ohne* einen Familienernährer entschieden haben, trotz aller damit verbundenen ökonomischen (und anderen) Nachteile als Alleinerziehende. Das zeigt, daß sie sehr wohl gegen normative Erwartungen gehandelt haben und sich dabei auch nicht vorrangig um ihre ökonomische Abhängigkeit von Männern gesichert haben, wenn es ihnen um ihre Selbstbestimmung ging. DDR-Frauen haben also tatsächlich ihre Unabhängigkeit, die ihnen ihr Recht auf Arbeit und damit finanzielle Eigenständigkeit einräumte, genutzt, aber nicht, um vor allem im Beruf erfolgreich zu sein, sondern auch, um ihre Vorstellungen von einem befriedigenden Privatleben realisieren zu können. Die Alltagspraxis zeigt, daß Frauen ihre Freiheit und Selbstbestimmung auch jenseits von Beruf und oft auch jenseits von Familie gesucht haben. Daß sie mit dieser Wahlmöglichkeit, allein zu leben und allein Kinder großzuziehen, dennoch gleichzeitig sozial Benachteiligte blieben, hat dann nichts mehr mit strukturell abgesicherter, persönlicher Abhängigkeit zu tun, sondern mit Strukturen, die diejenigen benachteiligen, die aktiv Verantwortung für Kinder übernehmen und sich auch selbst um ihre reproduktiven Angelegenheit kümmern. Die Wahl von Lebensmustern jenseits von Beruf - und letztlich auch Familie³⁰ - wurde benachteiligt, sanktioniert und auch diskriminiert.³¹

Der Verweis auf das Vorhandensein traditioneller Orientierungen genügt also nicht. Dieses Argument zeugt eher davon, daß die Motive und Bedürfnisse von Frauen geflüchtig übersehen und beiseite geschoben werden. Auch hier läßt sich eine unreflektiert erwerbszentrierte Sichtweise als Basis der Argumentation ausmachen. Wenn Emanzipation nur in Verbindung mit einer gleichberechtigten Berufarbeit betrachtet wird, dann gerät man angesichts der empirisch unabweislichen Familienorientierung von Frauen immer wieder in Erklärungsnot. Ich denke, daß es statt dessen notwendig ist, diese Orientierung zunächst einmal einfach zum Ausgangspunkt zu nehmen und zu fragen, welche Motive sich im einzelnen damit verknüpfen, ohne vorschnell und einseitig auf den Traditionalismusvorwurf zurückzugreifen.

Eine ökonomistische und erwerbszentrierte Perspektive macht es auch unmöglich, bestimmte Handlungsweisen von Männern zu verstehen und zu interpretieren. Erst als ich von diesem Deutungsmuster abgerückt bin, war es mir möglich zu erkennen und auch begrifflich damit umzugehen, daß die Männer, die mir in den Interviews von ihrem Leben erzählt haben, von Liebe und Geborgenheit in der Ehe und Familie abhängig

³⁰ Frauen, die sich gegen Mutterschaft entschieden, wurden beispielsweise als egoistisch betrachtet. Lesbische Lebensformen wurden gar nicht akzeptiert, sondern diskriminiert und behindert.

³¹ Es bestand die Pflicht zur Arbeit, und Hausfrauenexistenzen waren verpönt. Alleinerziehende standen zwar unter staatlichem Schutz und kamen in Genuß von sozialpolitischen Regelungen. Daß sie dennoch benachteiligt waren, liegt in der Lohnhöhe begründet, die zwei Einkommen erforderlich machte, und in der fehlenden Entlastung von familiären Angelegenheiten.

und in dieser Hinsicht auch sehr verletzlich sind. Trotz ihrer ökonomischen Besserstellung und ökonomischen Unabhängigkeit bleiben also auch sie abhängig, und zwar von Fürsorge, Zuwendung und Anerkennung in der Privatsphäre. Ökonomische Abhängigkeit ist also nur die eine Möglichkeit von Abhängigkeit, die sich im Geschlechterverhältnis entfaltet.

Ökonomistisch verkürzt bleibt die Perspektive von Beer und Chalupsky auch dann, wenn sie schreiben, daß auch der Realsozialismus auf die Versorgungsökonomie angewiesen blieb. Dagegen läßt sich einwenden, daß es nicht allein die ökonomischen Leistungen in der Familie waren, um die es dabei ging. Auch auf diesen Zusammenhang bin ich bereits zuvor eingegangen: In der Bezogenheit auf familiäre Tätigkeiten geht es auch um Fürsorge und emotionale Zuwendung, die zu den Grundbedürfnissen von Menschen gehören und sich nicht in den Kategorien von Arbeit, schon gar nicht Erwerbsarbeit, fassen lassen. Die persönliche Liebe, gegenseitige Zuwendung und Anerkennung in der Privatsphäre ist unbezahlbar.³² Gesellschaftlich fanden auch in der DDR diese Aspekte, die auf das menschliche Bedürfnis nach Bindungen verweisen, keine wirkliche soziale Anerkennung. *"Emotionales, Sinnliches, lebensweltliche Bezüge und Kommunikation blieben in ihrem Wert für humane Lebensverhältnisse unverstanden."* (Eifler 1992, 34) Beer und Chalupsky machen zwar in ihrer Analyse der Geschlechterverhältnisse in der DDR auf den Aspekt des Raubbaus an einer Ressource aufmerksam, die die markt- wie planwirtschaftliche Ökonomie nicht selbst herstellen kann, nämlich die menschliche Arbeitskraft.³³ Dieser richtige und wichtige Ansatz in der Analyse läßt sich jedoch erweitern, wenn davon ausgegangen wird, daß es sich nicht allein um die unbezahlte Hausarbeit handelt, die von der dominierenden Ökonomie und männlich dominierten Ökonomie angeeignet wird, sondern darüber hinaus um Fürsorge und Zuwendung.

Die letzte Arbeit, auf die ich eingehen möchte, stammt von Susanne Diemer (1994). Ausgangspunkt für ihre Analyse sind die *"sozialen und politischen Steuerungsprozesse"* (42), die die Geschlechterpolarisierung regulieren. *"Die zentrale Organisationsform des Patriarchalismus ist also die Polarisierung der Gesellschaft und die davon abhängigen geschlechtsspezifischen Positionierungen der Individuen. Die duale Ordnungsstruktur begründet die geschlechtsspezifische und -hierarchische Arbeitsteilung."* (43) Zwischen der Dissoziation des Erwerbs- und Familienlebens und der Geschlechterpolarisierung besteht ihrer Ansicht nach ein kausaler Zusammenhang - und diese grundlegende Organisationsform ist auch für die DDR gültig gewesen. Ebenso gültig war die Existenz eines symbolisch-kulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit, das als kulturelle Vermittlungsform fungierte (45), indem an polaren Mustern für die Geschlechter, vor allem aber an Weiblichkeitskonstruktionen, festgehalten wurde (109 ff.). Diemer geht also auch von einer Arbeitsteilung nach Geschlecht aus, die wesentlich war für die Aufrechterhaltung einer dualen Geschlechterordnung. Sie macht - zumindest theoretisch -

³² Zur Kritik des Gedankens, Hausarbeit und Kindererziehung in einen ökonomischen Zusammenhang zu stellen, siehe Gorz 1989, 198 ff.

³³ Vgl. die Ausführungen auf S. 34 f.

noch deutlicher als die anderen Autorinnen darauf aufmerksam, daß die Polarität zwischen den Geschlechtern eng an die Polarisierung der gesellschaftlichen Teilbereiche gekoppelt ist.

Besonders aufschlußreich ist der Abschnitt über Weiblichkeitsbilder in der DDR, wo Diemer den Wandel ebendieser im Verlaufe der DDR-Geschichte nachvollzieht. Ende der 50er und während der 60er Jahre bestand durch die starke Förderung von Frauenerwerbsarbeit und Eröffnung eines gesellschaftlichen Diskurses über Frauen- und Männerrollen die Tendenz, *"das polare System der Zuschreibungen"* (71) aufzubrechen. Sie beschreibt diese Entwicklung anhand von interessanten Details. Als aber diese Veränderungen begannen, die reproduktiven Grundlagen der Gesellschaft zu erodieren, weil Frauen weder über die Ressourcen verfügten, in beiden Arbeitsbereichen gleichermaßen tätig zu werden, noch länger bereit waren, die Arbeit in der Familie freiwillig zu leisten, wurde es notwendig - so Diemer - die alten polaren Muster und arbeitsteiligen Strukturen wieder zu befestigen. Deshalb wurde Anfang der 70er mit dem Machtwechsel zu Honecker eine andere Politik eingeleitet, die die *"private Vergesellschaftung"* und *"primäre Positionierung von Frauen in der Familie"* (72) wieder stärker absicherte. Diese Politik wurde bekanntermaßen getragen von den Vereinbarkeitsmaßnahmen und den Maßnahmen zur Familien- und Geburtenförderung. Es hätte in dieser Widerspruchskonstellation zwischen beruflicher Integration von Frauen und ihrer eingeschränkten Verfügbarkeit in der Reproduktionssphäre eine andere Lösung gegeben, die aber nicht gewählt wurde:

Einmal hätte der Zusammenhang zwischen Emanzipation und geschlechterpolarer Gesellschaftsstruktur erkannt werden können und nicht zur Revision der Emanzipationsvorstellung, sondern zur Korrektur des polaren Modells führen können. Dies hätte bedeutet, daß beide Geschlechter systematisch an beide gesellschaftlichen Bereiche herangeführt werden. (74)

Die politischen Maßnahmen zu dieser Neuorientierung hätten dann Arbeitszeitverkürzung, konsequente Vergesellschaftung privater Leistungen, die Förderung pluralistischer Lebensformen und Quotierungen sein müssen (ebd.), ein Weg, der aber nicht eingeschlagen wurde. Wichtig an dieser Darstellung finde ich, daß Diemer damit einen Gesamtzusammenhang zwischen Geschlechterpolarität und arbeitsteiliger Gesellschaftsorganisation deutlich herausarbeitet. Und eine Veränderung bindet sie an ein Neuarrangement für *beide* Geschlechter, weil zwischen ihnen ein relationaler, also ein sich gegenseitig bedingender Bezug besteht, genauso wie das Verhältnis der beiden Sphären Familie und Beruf ein relationales ist. In diesem Zusammenhang problematisiert sie auch die vermeintliche Normalität von Erwerbsverläufen, an welche sich Frauen anpassen sollen, die tatsächlich jedoch allein männlich definiert seien (65).

Auf Dauer hält Diemer diese Perspektive jedoch leider nicht durch. Das wird insbesondere im IV. Kapitel über die strukturellen Dimensionen des Patriarchalismus deutlich. Hier argumentiert die Autorin nur noch in einer sehr eingeschränkten, funktionalistischen Perspektive, in der die konkreten Konflikte und Probleme von Frauen, die in der kulturellen Perspektive noch Raum hatten, verschwunden sind. Die Analyse wird dort auf die primäre familiäre Vergesellschaftung von Frauen reduziert. Unbeachtet

bleibt dabei das Problem der einseitigen männlichen Vergesellschaftung - der anfangs noch herausgearbeitete relationale Begriff von polarisierten Geschlechterbeziehungen geht so verloren. Die *"doppelte Vergesellschaftung"* von Frauen betrachtet Diemer deshalb auch allein als Aspekt von Herrschaftsausübung, obwohl Regina Becker-Schmidt diesen Begriff nicht in diesem reduzierten Sinne geprägt hat.³⁴

Konnte in den 50er und 60er Jahren die Segregation im Arbeitsleben noch als Relikt der bürgerlichen Gesellschaft bezeichnet werden und wurde de facto viel unternommen, um sie zu überwinden, so wendet sich dieser Prozeß in den 70er und 80er Jahren, in denen die Segregation forciert wird. Die doppelte Vergesellschaftung von Frauen als Kennzeichen des Patriarchalismus wird (mit der neuen Politik Anfang der 70er, d.V.) politisch gezielt herbeigeführt. (214)

Die berufliche Position von Frauen sei in der DDR ab den 70er Jahren allein noch aus ihrer familialen Positionierung abgeleitet worden. Darüber hinaus habe zu dieser Politik die Stärkung der Bedeutung von Familie sowie ein verstärktes Rekurrenieren auf Weiblichkeitsmuster gehört, in denen Mütterlichkeit eine große Rolle spielte (214).

Von der Anerkennung von reproduktiven Tätigkeiten als sozial notwendige ist an dieser Stelle überhaupt nicht mehr die Rede. Statt dessen erhebt Diemer - wie die Autorinnen vor ihr - das männliche Lebensmodell dann doch selbst zum allgemeingültigen Maßstab, indem die doppelte Vergesellschaftung einseitig zum Problem von Frauen gemacht wird: Maßstab ist damit wieder das "einfache" Vergesellschaftungsmuster von Männern. So kann Diemer den Wechsel der Politik in den 70er Jahren nur einseitig als Rückschritt für Frauen deuten. Daß es ihnen reale Entlastung gebracht hat, neben der Verfestigung der hierarchischen Geschlechterdifferenz, entgeht der Autorin. In Diemers

³⁴ Siehe Becker-Schmidt 1987: *"Nach wie vor werden Frauen dahin sozialisiert, die Aufgaben der sozialen Reproduktion zu übernehmen... (...) Gleichzeitig gehört in historischer Perspektive ihr Arbeitsvermögen zum Bestand des gewerblichen Arbeitskräftereservoirs."* (23) *"Diese Doppelsozialisation konfrontiert Frauen mit einer Vielzahl von Zerreißproben, denen Männer nicht in vergleichbarer Weise ausgesetzt sind. Frauen haben ein komplexes Arbeitsvermögen erworben, das sie für zwei 'Arbeitsplätze' qualifiziert: den häuslichen und den außerhäuslichen. Wollen sie Erfahrungen in beiden Praxisfeldern machen, ihre Fähigkeiten in beiden aktivieren, drohen ihnen die qualitativen und quantitativen Probleme der Doppelbelastung. Verzichten sie auf ein Betätigungsfeld, das ja immer auch Feld sozialer Lernchancen, sozialer Anerkennung und sozialer Selbsterfahrung ist, so sind sie durch das Phänomen der Vereinseitigung gefährdet."* (ebd.) Die doppelte Vergesellschaftung ist nach dieser Definition also generell ein Kennzeichen der Vergesellschaftung von Frauen in Industriegesellschaften und stellt nicht, wie Diemers Interpretation impliziert (siehe oben im Text folgendes Zitat), ein voluntaristisches Mittel der Domestizierung des weiblichen Geschlechts dar. Sozialisationsprozesse lassen sich auch nicht allein als unmittelbare Folge struktureller Gegebenheiten und sozialer Institutionalisierungen bzw. Normierung verstehen - das würde heißen, die psychischen Vergesellschaftungsprozesse einfach zu unterschlagen. Darüber hinaus läßt sich die weibliche Subjektstituierung nicht einfach als Ergebnis und Ausdruck von Unterdrückung verstehen, denn das würde heißen, Weiblichkeit passiv zu denken, Frauen ausschließlich zu Opfern zu machen und ihren *"aktiven Anteil am Vergesellschaftungsprozeß"* unterzubelichten (Becker-Schmidt 1987, 15). Vielmehr kann weibliche Vergesellschaftung auch mit Potentialen verknüpft sein, die gerade eine Vereinseitigung und Festlegung verhindern. Becker-Schmidt hebt hervor, daß die Vereinseitigung eher auf der männlichen Seite liegt: *"Männer sind unbeweglicher und passen sich im Verlaufe ihrer Ich-Bildung eher in die Muster ein, die ihnen durch die sozialen Konstrukte der Zweigeschlechtlichkeit vorgegeben werden."* (1995, 241) Was ich deutlich machen möchte ist, daß die Vereinseitigung das Problem darstellt und nicht die Festlegung auf die weibliche Rolle an sich. Das bedeutet: Die Vereinseitigung auf der männlichen Seite - einschließlich der einseitigen Berufsorientierung - sollte ebenso als fragwürdig betrachtet werden wie der Versuch, Frauen auf Familie und Weiblichkeit festzulegen.

funktionalistischer Argumentationsweise wurden Frauen nur noch "gelenkt", und zwar in familiennahe und subordinierte Berufe und Positionen (216).

Was Frauen selbst wollten, hat in dieser theoretischen Konstruktion Diemers keinen Platz mehr. Auch empirisch ist diese Sichtweise völlig unhaltbar. Wenn man sich nämlich die Daten zur Veränderung der Berufsarbeit von Frauen in der DDR anschaut, so wird deutlich, daß durch die Politik der Vereinbarkeit tatsächlich drängende Probleme der Frauen gelöst wurden, auch wenn diese Politik andererseits die Frauen funktionalisierte. So stieg die Erwerbsbeteiligung von Frauen vor dem Hintergrund der Sozialmaßnahmen deutlich, ihr Anteil an den Studierenden nahm deutlich zu, sogar in den technischen Bereichen.³⁵ Heike Trappe (1995), die eine Kohortenanalyse verschiedener Geburtsjahrgänge von Frauen³⁶ durchgeführt hat, schreibt:

Die Einbeziehung in die Erwerbsarbeit erfolgte in den beiden älteren Kohorten weitgehend ohne flankierende sozialpolitische Regelungen, überwiegend mit Mitteln ökonomischen Drucks. Die Verbindung von Familie (...) und Beruf blieb vorrangig dem individuellen Geschick der Frauen selbst überlassen. Diskontinuierliche Berufsverläufe verweisen auf Lebensverläufe, in denen sich Phasen mit unterschiedlicher Konzentration auf Beruf oder Familie noch deutlich voneinander abhoben. Demgegenüber erlebten die Frauen der beiden jüngeren Kohorten ihren Einstieg in die Berufsarbeit unter anderen sozialpolitischen Rahmenbedingungen und mit differierenden sozialisatorischen Erfahrungen. Die explizite Ausrichtung der Familienpolitik auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die die Schaffung entsprechender Bedingungen einschloß, führte bei ihnen zu einer gleichzeitigen Verbindung beider Bereiche im Lebensverlauf und damit zu einer Verstetigung ihrer Berufsverläufe. (Trappe 1995, 115)

Unterschlagen wird in dieser Perspektive Diemers ebenso, daß die Gebärfähigkeit von Frauen in der sozialistischen Emanzipationspolitik immer schon funktionalistisch behandelt wurde.³⁷ Frauen sollten dem sozialistischen Staat weiterhin Kinder gebären - darüber hinaus aber zugleich in den Arbeitsprozeß integriert sein. In diese Logik gehört z.B., daß 1950 den Frauen in der DDR das Recht auf Abtreibung wieder genommen wurde, nachdem es zunächst eingeführt worden war (Mahrad 1987). Das Problem der

³⁵ Vgl. Frauenreport '90, 42; Nickel 1993, 237, 242, 243.

³⁶ Die Kohorten umfaßten die Jahrgänge 1929-31, 1939-41, 1951-53 und 1959-61.

³⁷ Siehe dazu die Auseinandersetzung mit der Frauenpolitik der KPD in der Weimarer Republik von Silvia Kontos (1979 u. 1981). Sie zeigt auf, daß die KPD von einem "Recht des Staates auf das Kind" (zit. aus "Die Kommunistin" Nr. 4, 1921) ausging, was "im Prinzip nichts anderes" heißt, "als daß die Vergesellschaftung der Reproduktionsfunktionen der Frauen schon im Mutterleib anfängt. In bestechender Konsequenz ist dann der Staat primär verantwortlich für Arbeiterinnen-, Schwangeren- und Wöchnerinnenschutz, 'um das Wertvollste, das sie (die Frauen) zu produzieren haben, den proletarischen Nachwuchs, großzügig zu schützen vor der Geburt und nach dem ersten Schrei'. (zit. aus "Die Kommunistin" Nr. 6, 1921) Mit den Rechten und Pflichten des Staates hinsichtlich des gesellschaftlichen Nachwuchses wird eine prinzipielle gesellschaftliche Verfügung über Frauen aufrechterhalten, die sie letztlich auf ihre biologischen Funktionen zurückwirft, so daß der Staat ihrem 'weiblichen Drang zur Mutterschaft' nur noch 'zum Durchbruch verhelfen müsse.'" (zit. aus "Die Kommunistin" Nr. 8, 1921) Diese Grundüberzeugungen in der Frauenpolitik wurden ungebrochen - bis hin zum Sprachgebrauch - in die DDR-Politik übernommen, wie sich an dem Umgang mit Mutterschaft seit Staatsgründung bis hin zur Bevölkerungspolitik der 70er und 80er Jahre unschwer ablesen läßt. Siehe dazu auch Stolt 1990, S. 32 ff.

Doppelbelastung - das ja von Beginn an deutlich im Raum stand (Enders 1984) - sollte zunächst durch die Vergesellschaftung der Haus- und Erziehungsarbeit gelöst werden. Weil sich aber dieser Weg in der Praxis als nicht gangbar erwies, wurden den Frauen in Bezug auf ihre Familienorientierung wieder stärker Zugeständnisse gemacht, und dabei wurde verpaßt, die Reproduktionstätigkeiten als unausweichliche Notwendigkeit für beide Geschlechter zu definieren.

Es ist daher zu einfach und vor dem Hintergrund der Geschichte auch zum Teil falsch, wenn Diemer davon ausgeht, daß die 60er Jahre die Blütezeit einer fortschrittlichen Frauenpolitik der DDR waren (72).³⁸ Diese Sichtweise unterschlägt die hohen Kosten (vgl. Enders 1984, 39 ff.), die diese Politik damals für Frauen mit sich brachte und verkennet das Problem: Ohne eine Lösung der Frage, wie die Reproduktionsarbeit organisiert wird, wenn Frauen gleichberechtigt erwerbsarbeiten, bleiben Veränderungen begrenzt.

Zu der Perspektive von Diemer gehört dann auch, daß sie Bindungen und Emotionalität als Ideologie abtut (215). Sie kritisiert in diesem Zusammenhang Familienforscherinnen in der DDR, die auf die emotionale Dimension von Familie verweisen und deshalb die große Bedeutung von Familie hervorheben (217).

Die Betonung der emotionalen Dimension hat in der Familiendiskussion der DDR die Funktion, die strukturellen Übereinstimmungen zwischen der sogenannten bürgerlichen Familie in kapitalistischen Systemen und dem Modell der DDR-Familie zu leugnen. Die Organisation individueller Reproduktion, die Bevölkerungsweise der DDR-Gesellschaft, zeichnet sich durch ein ausgesprochen konservatives Moment aus. (Diemer 1994, 217)

Zwar hat Diemer recht, wenn sie die Förderung der herkömmlichen Familie als patriarchale Institution in der DDR kritisiert (138 ff).³⁹ Fragwürdig ist dagegen, die seit der Moderne vor allem mit der Familie verbundenen emotionalen und individuell bedeutsamen Bindungsdimensionen gleich mit zu denunzieren, ohne auf deren Bedeutung für das individuelle Leben schlechthin zu achten.⁴⁰

Es gibt zahlreiche weitere Analysen zu den Geschlechterverhältnissen in der DDR, auf die ich hier nicht eingehen kann.⁴¹ Verallgemeinernd betrachtet beziehen sich diese Ar-

³⁸ Dieser Interpretation widersprechen auch die Fakten, die Diemer zur Geschichte der Frauen- und Familienpolitik selbst vorlegt. Vgl. z.B. auf S. 142 ff., wo es um die Familienpolitik der DDR geht und wo Diemer deutlich macht, daß der Status quo in den Geschlechterbeziehungen - die "Zuständigkeit der Mütter für Kinder" (144) - von Anfang an nicht zur Disposition stand.

³⁹ Auf eine kritische Auseinandersetzung mit der Familienpolitik der DDR muß hier aus Gründen der Begrenzung verzichtet werden. Ich verweise dazu auf Obertreis 1986; Stolt 1990; Gysi/Meyer 1993. Nur soviel: Auffallend ist, wie viele Elemente einer bürgerlichen, fast konservativen Auffassung von Familie sich in den Texten und Quellen zur Familie in der DDR wiederfinden lassen. Als Norm blieb erhalten, daß Liebe, Sexualität und Kinderwunsch vor allem in der Ehe stattzufinden habe - auch wenn einige Abweichungen wie das Zusammenleben ohne Trauschein oder Mutterschaft jenseits der Ehe hingenommen wurden. Darüber hinaus war jede Form homoerotischen Zusammenlebens verpönt und wurde abgelehnt. Zur Kritik an der Familie als patriarchale Institution der Moderne siehe beispielsweise Gerhard 1978; Rerrich 1988; Beer 1990.

⁴⁰ Womit ich hervorheben möchte, daß die Familie nicht der bevorzugte Ort im privaten Bereich bleiben muß, in dem Menschen ihre Bedürfnisse nach individuellen Bindungen ausleben können.

⁴¹ Z.B. Gerhard 1994; Böckmann-Schewe u.a. 1995; Ochs 1990; Enders 1984; Geissler 1991.

beiten zu den Geschlechterverhältnissen in der DDR mehr oder weniger alle, trotz einiger Variationen in den Schwerpunktsetzungen, vor allem auf einen Aspekt in der Strukturierung moderner Geschlechterverhältnisse: die geschlechtliche oder geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Diese Arbeitsteilung, so heißt es fast unisono, sei durch die paternalistische Fürsorgepolitik tradiert und perpetuiert worden, indem soziale Strukturen und Institutionen etabliert wurden, die die Hauptzuständigkeit von Frauen für die Familie absicherten. Zu diesen Strukturen und Institutionen gehörten im wesentlichen die geschlechtsbezogene Segmentierung der Erwerbsarbeit, die Lohndifferenz, die zwiespältig wirkenden sozialpolitischen Leistungen für Frauen und die Befestigung und Förderung der Kleinfamilie als dominante Lebensform. Kulturell wurden diese Strukturen durch eine symbolische Geschlechterordnung abgestützt und ergänzt, die an männliche und weibliche Geschlechtsrollenstereotypen sowie Naturalisierungen von Weiblichkeit und Männlichkeit und entsprechende Sozialisationsmuster anknüpfte. Die Haupt- und beinahe Alleinzuständigkeit von Frauen für die Reproduktion habe letztlich dazu geführt, daß Frauen im Berufsleben benachteiligt blieben und damit nicht die gleichen Chancen zur Teilhabe an materiellem Reichtum und Macht erhielten - trotz der frühzeitigen und konsequenten Beseitigung rechtlicher Diskriminierungen und trotz aller ausdrücklichen Förderung von Frauen im Beruf durch den Staat. Letztlich habe dieses Festhalten an der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung auch geschlechterdifferente, traditionelle Handlungs- und Sozialisationsmuster in der Familie und im Beruf konserviert und reproduziert.

Anhand meiner Auseinandersetzung mit den Arbeiten von Nickel, Dölling, Beer/Chalupsky und Diemer als Beispiele für viele andere habe ich versucht herauszuarbeiten, in welcher Hinsicht die bisherigen Analysen meist begrenzt bleiben: Sie messen der strukturellen und kulturell-normativen Dominanz der Erwerbsarbeit zu wenig Bedeutung für die Reproduktion der hierarchischen Geschlechterverhältnisse bei und sie bleiben, trotz der Benennung dieses Zusammenhangs, selbst einer erwerbszentrierten Sicht verhaftet.

In der erwerbszentrierten Perspektive jedoch lassen sich viele Erscheinungen in der Entwicklung der Frauen- und Familienpolitik der DDR nicht mehr erklären, wie ich an einigen Beispielen aufgezeigt habe. Vor allem aber sind die Handlungsweisen von Frauen in Bezug auf die Familie entweder nicht zu verstehen oder werden von vornherein einseitig problematisiert und als traditionell gedeutet. Frauen werden so einerseits zu Opfern gemacht, andererseits aber werden ihre Handlungen und Orientierungen entwertet, marginalisiert und als defizitär behandelt. Das, was eigentlich Ziel ist - nämlich mittels wissenschaftlicher Analysen und Untersuchungen zur Beseitigung der Unterdrückung von Frauen beizutragen - wird vor dem Hintergrund erwerbszentrierter Perspektiven nicht erreicht, im Gegenteil: Die Minderbewertung von Frauen und Weiblichkeit wird auf einer symbolischen und diskursiven Ebene nur wiederholt. Die Bedürfnisse, Erfahrungen und realen Probleme der Frauen werden nicht zum Ausgangspunkt der Auseinandersetzung mit den Geschlechterverhältnissen genommen. Statt dessen steht die Traditionalität ihrer Orientierungen, wenn sie sich auf die Familie beziehen, von vornherein schon fest.

Ich habe bereits deutlich gemacht, wo ich Ansatzpunkte für die Überwindung der aufgezeigten Grenzen sehe.⁴² Es sind zwei Thesen, die ich in den folgenden Kapiteln entfalten werde:

a) Durch die *einseitige* Frauenpolitik in der DDR wurde nur bestätigt und reproduziert, was den eigentlichen Kern des Problems ausmacht: die Dominanz der Erwerbsarbeit über die Reproduktion und das Leben. Ich werde herausarbeiten, wie sich im Verlaufe der Entwicklung seit Anfang des vorigen Jahrhunderts mit der strukturellen Ausformung und Institutionalisierung in der industriellen Gesellschaft die männliche Vorherrschaft immer mehr selbst zum Bestandteil dieser Strukturen und Institutionen wird. Dabei amalgamierte sich die männliche Vorherrschaft mit der Dominanz des Erwerbs über alle anderen Sphären und Lebenbezüge.

Im folgenden Kapitel wird es mir also darum gehen, die *Dominanz der Erwerbsarbeit* als strukturelles Element von männlicher Geschlechterherrschaft deutlich zu machen. Ich möchte begründen, weshalb jeder unreflektierte Bezug auf den Erwerb affirmativ wirkt. Dazu werde ich auf vorliegende Arbeiten der Frauenforschung zurückgreifen, die die Institutionalisierung von männlicher Geschlechterdominanz zum Thema haben und die die Relationalität zwischen den Geschlechtern sowie den sozialen Bereichen Erwerb und Familie betonen und theoretisch reflektieren. Ich halte den Gedanken der sich über die Strukturen und Institutionen entfaltenden männlichen Macht für eine Analyse der Geschlechterverhältnisse in der DDR auch deshalb für besonders vielversprechend, weil dort allen Formen persönlicher Herrschaftsausübung in den Geschlechterbeziehungen sehr früh die normativen Grundlagen entzogen wurden. Wenn aber der persönlichen Herrschaft in den Geschlechterbeziehungen in der DDR die Grundlagen entzogen wurden, so bleibt zu klären, auf welche Weise sich nach wie vor die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung entfalten und reproduzieren konnte.

b) Der zweite Gedanke, den ich für eine Überwindung bisheriger Blockaden wichtig finde, ist der, daß nicht allein die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung zum unterlegenen sozialen Status von Frauen in der DDR führte. Darüber hinaus war es die soziale Abwertung und Marginalisierung von Fürsorge und Bindung, die in diese Richtung wirkte. Die Dominanz der Erwerbsarbeit ist verknüpft mit einem versachlichten, gegenständlichten und instrumentellen Bezug zur Welt, der vergessen läßt, daß zwischenmenschliche Bindungen und Abhängigkeiten ein tragendes Element aller Sozialität sind. Verleugnete Bindung und idealisierte Autonomie ist die Konstellation, auf der die Geschlechterbeziehungen basieren und durch die das komplementäre Geschlechterverhältnis immer wieder reproduziert wird. Eine Perspektivverschiebung von der Organisation der Arbeit zu den grundlegenden sozialen Beziehungskonstellationen ist nötig, um die tieferen Ursachen von Geschlechterhierarchie aufklären zu können. Die chancengleiche Teilhabe von Frauen am Beruf, an Macht und materiellem Reichtum kann nur gelingen, wenn die zentrale Bedeutung nicht nur von Erwerbsarbeit, sondern Arbeit generell geschmälert wird, zugunsten der gegenseitigen Verantwortung von Individuen und der Bedeutung von Bindungen, zugunsten auch von anderen, nicht an der Arbeit ausge-

⁴² Siehe dazu die Einleitung, S. 10 ff.

richteten Lebensbezügen und Tätigkeiten. Es geht mir also nicht nur um eine Kritik an der Dominanz der Erwerbsarbeit, sondern darüber hinaus um eine *Kritik an der Dominanz der Arbeit* generell. Diese zweite, erweiterte Perspektive ist Gegenstand des dritten Kapitels, in welchem ich auf die problematischen Seiten von Arbeitsgesellschaften eingehen und auf die Theorie von Jessica Benjamin über die Entwertung von Fürsorge zurückgreifen werde. Insbesondere in der Dominanz der Arbeit und Entwertung der Fürsorge erkenne ich ein zentrales Element struktureller Kontinuität in den Geschlechterverhältnissen der DDR und auch innerhalb der Transformation seit der Wende und Vereinigung.

Beide Gedanken oder Ansätze zur Erweiterung einer Analyse der Geschlechterverhältnisse in der ehemaligen DDR können im Rahmen dieser Arbeit jedoch nur skizziert werden. Denn es handelt sich letztendlich um eine empirische Arbeit, die nach den Erfahrungen von ostdeutschen Frauen fragt und nicht auf ein ausgereiftes theoretisches Konzept zum Verständnis der Geschlechterbeziehungen und Geschlechterverhältnisse in der DDR ausgerichtet ist. In diesem Sinne verstehe ich die folgenden Kapitel als Anregung, um die bisherigen Perspektiven und Analysen erweitern zu können. Darüber hinaus geht es mir auch darum, das empirisch Vorgefundene in einen theoretischen Zusammenhang einbetten zu können, der die Bedürfnisse und Erfahrungen von Frauen in Bezug auf den Beruf *und* die Familie zunächst ernst nimmt, in dem also der normative und affirmative Gedanke, daß Erwerbsarbeit allein zur Emanzipation von Frauen genügt, überwunden ist.

2. Die Dominanz der Erwerbsarbeit

Daß und wie sich männliche Herrschaft mit den Strukturen der industriellen, erwerbszentrierten Gesellschaften amalgamiert hat, läßt sich am besten in einer historischen Perspektive nachzeichnen. In einer historischen Perspektive lassen sich zugleich jene Aspekte rekonstruieren, die die gemeinsame Ausgangsbasis für die dann unterschiedlichen Entwicklungen in der Geschlechterordnung der DDR und Bundesrepublik Deutschland nach dem Krieg bildeten. Die Betrachtung der gemeinsamen Vorgeschichte kann zur Erklärung beitragen, weshalb die Geschlechterverhältnisse in Ost und West trotz aller konkreten Unterschiede in der Ausprägung dennoch strukturelle Übereinstimmungen aufweisen und gleichermaßen hierarchisch waren.

Es geht darum, einen bisher zu wenig beachteten Punkt bei der Analyse der Geschlechterverhältnisse in der DDR herauszuarbeiten: nämlich daß sich die männliche Herrschaft zunehmend in die Strukturen einschreibt und damit zur Normalität wird, und zwar so sehr, daß der Herrschaftszusammenhang nicht mehr erkennbar ist und tendenziell damit auch der Reflexion als Herrschaft entzogen bleibt. Und diese in den Strukturen geronnene männliche Macht äußert sich über die Dominanz der Erwerbsarbeit - ein Zusammenhang, der für die "Arbeitsgesellschaft" DDR von besonderer Bedeutung war.

Gesellschafts- oder strukturtheoretische Analysen zum Geschlechterverhältnis haben deutlich gemacht, wie sich mit der Herausbildung der modernen sozialen Ordnung eine Trennung zwischen Betrieb und Haushalt, Erwerb und Familie, Öffentlichkeit und privatem Leben vollzogen hat und wie diese Differenzierung mit der Polarisierung und Hierarchisierung zwischen den Geschlechtern verknüpft worden ist (Hausen 1978; Beer 1990; Duden/Hausen 1982; Gerhard 1978). Die Entfaltung einer formalen und instrumentellen Rationalität im Betrieb konnte nur gelingen, indem körperbezogene, emotionale und generative Belange und Bedürfnisse aus der Erwerbssphäre weitgehend ausgegrenzt wurden. Die Befriedigung dieser grundlegenden Bedürfnisse, einschließlich der physischen, psychischen und generativen Rekreation, blieben mit dem häuslichen Bereich verknüpft.

Diese Ausdifferenzierung von Erwerb und Haus - nach Weber eine der fundamentalen Voraussetzungen für die kapitalistische, formal-rationale Wirtschaftsweise (Weber 1980, 52 u. 59) - hat selbstverständlich nicht im Selbstlauf stattgefunden, sondern war eingebunden in einen umfassenden Prozeß der Umgestaltung sozialer Beziehungen und Lebensweisen: Die Zeitstrukturen, Wertemuster, Austauschformen, Arbeitsweisen änderten sich fundamental. Ein zentrales Moment dieser Umgestaltungen war die Neuordnung der Geschlechterbeziehungen und die Neudefinition von Geschlechterdifferenz und Geschlechterrollen, die von der bürgerlichen Klasse ausgehend langsam für alle Klassen und Schichten Geltung erlangte: der Mann als Akteur in einer rationalen, kalten und rein sachlichen Welt, die Frau als Hüterin und Wirtschaftlerin des Hauses sowie Bewahrerin von Liebe und Geborgenheit. In diesem Zusammenhang ist bereits wichtig

hervorzuheben, daß das, was sich nicht in den formal-rational strukturierten Prozeß der Produktion integrieren ließ und im Haus verblieb bzw. vom Kontext der Produktion abgespalten wurde, sich nicht allein in den Kategorien der Arbeit fassen läßt. Es sind Dimensionen leib-seelischer Bedürftigkeit des Menschen, die von der materiellen Absicherung durch Arbeit zwar abhängen, in dieser jedoch nicht aufgehen. Sexualität oder emotionale Bedürfnisse und emotional verlässliche Beziehungen sind hier vor allem zu nennen.

Die mit der modernen, kapitalistischen Produktionsweise entstehende Aufgaben- und Rollenteilung zwischen den Geschlechtern bedurfte zunächst, trotz aller kulturell-symbolischen Fundierung, immer noch auch einer rechtlichen Absicherung über das Ehe-recht. Denn die bürgerlich-politischen Prinzipien der Gleichheit und Freiheit hätten theoretisch die Gleichstellung und Chancengleichheit für beide Geschlechter auch in der Ehe ermöglicht, genauso wie die Anforderungen an Arbeitskräfte für den betrieblichen Produktionsprozeß zunächst prinzipiell keiner Unterscheidung zwischen den Geschlechtern bedurfte. Im Gegenteil: Der *"Sog der Arbeitsmarktindividualisierung"* (Beck 1986) wirkte von Anfang an auf alle Gesellschaftsmitglieder und gefährdete so die reproduktiven Grundlagen der Gesellschaft. Die Notwendigkeit, sich dieser reproduktiven Grundlagen zu versichern, und die Tatsache, daß im Zusammenhang mit der potentiellen Verallgemeinerung der Lohnarbeitsexistenz die männliche Vormacht in Frage stand, machte den *"Patriarchalismus im Gegenstoß"* oder *"Sekundärpatriarchalismus"* notwendig (König, zit. n. Gerhard 1978, 149). Ute Gerhard (1978) zeichnet diesen Prozeß des Kampfes zwischen den Geschlechtern um gleiche Rechte und Möglichkeiten und die Abwehr durch einen neuen, bürgerlichen Patriarchalismus sehr anschaulich nach.¹

Karin Hausen und Gertraude Krell (1993) haben deutlich gemacht, daß erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland in *"allen gesellschaftspolitischen Lagern die Bereitschaft"* wuchs, *"die auf Individualisierung und Mobilisierung der Arbeitskräfte drängende Entwicklung"* zu akzeptieren, die sich mit der Industrialisierung und Lohnarbeit verband. Gleichzeitig jedoch drohte *"mit der außerhäuslichen Erwerbsarbeit die Verklammerung zwischen dem Wirtschaften in Einzelhaushalten und der haushaltsfernen Produktion und Dienstleistung zu zerbrechen."* Um der damit verknüpften *"Gefährdung der Familie als gesellschaftlicher Institution"* zuvorzukommen und die *"hierarchische Geschlechterordnung sowohl innerhalb als auch außerhalb der Familie zu verteidigen"* (Hausen/Krell 1993, 12), galten die sozialpolitischen Bestrebungen dem Versuch, *"möglichst alle verheirateten Frauen vom Arbeitsmarkt fernzuhalten."* (ebd.) Die Neukodierung des Ehe- und Familienrechts im BGB von 1900 - laut Gerhard (1978) ein deutlicher Rückschritt gegenüber dem Allgemeinen Landrecht von 1794 - sowie die entstehenden sozialpolitischen Regelungen normierten die vorrangige Zu-

¹ Gleiche Rechte und eine gleiche Teilhabe am Erwerb für beide Geschlechter wurde u.a. durch Arbeitsverbote für Frauen oder durch den Ausschluß von Frauen aus Berufsverbänden (Gerhard 1978, 33 ff.) sowie durch ungleiche Bildungschancen ver- und behindert. Ebenso wurden Frauen politische Rechte und Freiheiten verwehrt. Auch die Entfaltung und Verallgemeinerung einer bürgerlichen Familienideologie stellte ein wichtiges Mittel dar, um Frauen an der Erwerbs- und Berufsarbeit zu hindern (ebd., 124 ff.).

ständigkeit von Frauen für die Familie und ihre ökonomische Abhängigkeit von der Ehe und dem Ehemann.

Das hervorzuhebende Moment dieser Wandlungsprozesse, die in einer Neuauflage rechtlicher und ökonomischer Abhängigkeit von Frauen mündeten, war jedoch nicht allein die Sicherung der männlichen Macht. Es ging um viel mehr: um die Sicherung eines funktionalen Gesamtzusammenhangs einer Gesellschaft, in der die Befriedigung körperlicher und leib-seelischer Grundbedürfnisse sowie die generative Reproduktion in deutlichen Widerspruch gerieten zu der Art und Weise, wie die Produktion organisiert und geregelt wurde.

In vorindustriellen Gesellschaften war das Haus Zentrum einer Produktion, die vor allem auf die Befriedigung von Bedürfnissen ihrer Produzenten ausgerichtet war und nicht auf die Produktion von Gewinn und Mehrwert.² Der Anteil der weiblichen Arbeiten und Tätigkeiten, auch wenn sie reproduktiven Charakter hatten, waren in ihrer unverzichtbaren Bedeutung für den Unterhalt der Haushaltsmitglieder anerkannt. Die Herrschaft des Mannes in der Ehe wurde vor allem *"außerökonomisch hergestellt"* und *"in ungleichen rechtlichen und politischen Kompetenzen festgeschrieben."* (Wunder 1993, 29; vgl. auch Rerrich 1988, 54) Zu Beginn der Industrialisierung, im Übergang von der Hauswirtschaft zur industriellen Produktion, hatte die Arbeit im Hause noch lange die Bedeutung einer subsistenzwirtschaftlichen Ergänzung zur Erwerbsarbeit und wurde auch nicht nur von Frauen ausgeführt (Duden/Hausen 1982). Sie behielt ihre Bedeutung auch für längere Zeit im bürgerlichen Haushalt. Gerade dort, im bürgerlichen Haushalt, war die Arbeitsteilung der Geschlechter zunächst auch als gleichwertige und sich gegenseitig ergänzende gedacht.³ Erst im Verlaufe der Entwicklung im 19. Jahrhundert, *"je stärker die Erwerbssphäre an Dominanz gewann und die Arbeit im Haushalt der Erwerbsarbeit immer mehr nach- und untergeordnet wurde"* zeigte sich *"auf der Ebene der familialen Alltagserfahrung der Subjekte"* die Komplementarität *"immer deutlicher als hierarchisches Verhältnis, in dem der Wert der Tätigkeit der Frau gegenüber der Tätigkeit des Mannes ständig abfiel. An allen gesellschaftlich dominanten Maßstäben für die Bemessung der Wichtigkeit einer Arbeit war die Hausarbeit objektiv defizitär."* (Rerrich 1988, 55) Im Zuge der Durchsetzung der Erwerbs- oder Lohnarbeit als dominante Form zur Sicherung des Lebensunterhaltes wurden also die subsistenzwirtschaftlichen und reproduktiven Arbeiten und Tätigkeiten - und die, die sie verrichteten - abgewertet, weil sie keinen *unmittelbaren* Anteil an dem Erwerb monetärer Mittel hatten.

Die Verfügung über Geld spielte hier eine tragende Rolle, wie Ursula Beer herausgearbeitet hat (Beer 1990, 251). Geld ist die Basis für die Ablösung aus den personalisierten Abhängigkeitsverhältnissen des Feudalsystems und gleichzeitig für eine größere individuelle Freiheit (Rerrich 1988, 55). Der dazu notwendige Erwerb wird die neue Basis für soziale Integration. Die alten Formen sozialer Integration, die *nicht* über die Arbeit und Produktion funktionierten - z.B. durch religiöse Gemeinschaft und Tradition -, zerfielen mit der Industrialisierung und Modernisierung des Lebens. Hausarbeit be-

² Siehe hierzu z.B. Gorz 1994, 156 ff.

³ Siehe Hausen 1978.

gründete im Gegensatz zur Erwerbsarbeit jedoch keinen eigenständigen Anspruch auf die Verfügung über Geld und damit ökonomische Selbständigkeit. Frauen, die sowohl kulturell als auch rechtlich in erster Linie an Familie und Ehe gebunden wurden, blieben ausgeschlossen von dem Modernisierungsprozeß, der die Männer aus personengebundenen Abhängigkeiten herauslöste. Ihre soziale Integration sollte vorrangig über die Ehe erfolgen und nicht über den Erwerb.

Letztlich ist die Monetarisierung von häuslichen Tätigkeiten in der Familie, die mit Fürsorge, Zuwendung und leib-seelischen Bedürfnissen verknüpft sind, nicht wirklich durchführbar, und es ist eine der tragenden Voraussetzungen für die moderne Produktions- und Lebensweise, daß diese Refugien nicht-ökonomisierter Lebensbereiche auch erhalten bleiben.⁴ Aber die Interdependenz von Erwerb und Familie wird nicht auf eine Weise hergestellt, die der Bedeutung von Reproduktion und Fürsorge angemessen wäre, sondern über die *"ökonomische Machtlage (...) zwischen einerseits den Erwerbsunternehmen und andererseits den Haushaltungen"* (Weber 1980, 52).

Hervorzuheben an diesem Prozeß der Verteidigung einer patriarchalen Geschlechterordnung ist also, daß es nicht *allein* um männliche Vorherrschaft ging. Vielmehr ist diese Vorherrschaft genutzt worden, um sich der reproduktiven Voraussetzungen einer Arbeitsmarktindividualisierung zu versichern.

Auf diesen Zusammenhang einer hierarchischen Trennung gleich bedeutsamer sozialer Teilbereiche hat auch Regina Becker-Schmidt in ihren Arbeiten aufmerksam gemacht. Die Etablierung einer hierarchischen Geschlechterordnung mittels rechtlicher und kulturell-symbolischer Normierungen ist die Voraussetzung für einen *"Zusammenschluß bei gleichzeitiger Trennung"* der differenten Teilbereiche (Becker-Schmidt 1990, 386), über die sich die Sicherung einer gesellschaftlichen Funktionalität als Ganzes erst herstellen läßt. *"Einerseits erhält sich das Ganze nur durch die Bezogenheit aller gesellschaftlichen Teilbereiche aufeinander, andererseits erfüllen diese ihre Funktionen nur als separate, gegeneinander abgegrenzte."* (ebd.) Geschlecht wird dabei zur *"Strukturkategorie"* (ebd. 383), auf dessen Grundlage u.a. sich Prozesse der Ausdifferenzierung sozialer Teilbereiche entfalten können.

Moderne Industriegesellschaften sind durch die Aufteilung in voneinander klar unterschiedene Sektoren gekennzeichnet. Das gesellschaftliche Ganze reproduziert sich durch das arbeitsteilige Zusammenwirken von Funktionsbereichen, die zwar voneinander getrennt, aber doch abhängig voneinander sind: Private Lebenswelten, Bildungswesen, Produktionssphäre, Dienstleistungssektor, Staat. Das Zusammenwirken der ausdifferenzierten Sphären vollzieht sich jedoch nicht in einem Abstimmungsprozeß, der den wechselseitigen Abhängigkeiten Rechnung trüge. Denn diese gesellschaftlichen Teilbereiche stehen nicht gleichwertig nebeneinander, sie unterliegen vielmehr Hierarchien. (...) Die Hierarchisierung der gesellschaftlichen Sphären - vor allem die Dominanz des Erwerbsbereichs gegenüber der Institution Familie - spiegelt sich in der Hierarchie der Ge-

⁴ Daß die Gefährdung von Gesellschaft und Gemeinschaft durch die Ausdehnung von Rationalitätskriterien auf alle Lebensbereiche ein vieldiskutiertes Thema des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts war, darauf machen u.a. Hausen 1978 und Sichter mann 1987 aufmerksam.

schlechter wider. (...) Da Erwerbsarbeit höher bewertet wird als die Hausarbeit, desweiteren Männerarbeit ausschließlich Erwerbsarbeit meint, Hausarbeit dagegen als Frauensache gilt, ergeben sich Hierarchien im Geschlechterverhältnis. (Becker-Schmidt/ Knapp 1995, 9f.)

Aber diese Hierarchien haben sich im historischen Verlauf nicht von selbst ergeben, im Gegenteil, wie ich bereits gezeigt habe. Der "*Patriarchalismus im Gegenstoß*" war zunächst der Mechanismus, durch den die Dominanz des Erwerbsbereichs mittels einer hierarchischen Geschlechterordnung erst abgesichert werden konnte. Dieser Prozeß hatte auch bedeutsame kulturelle Neuformierungen zur Voraussetzung, von denen hier vor allem die Polarisierung der Geschlechtscharaktere hervorzuheben ist (Hausen 1978).

Der Sekundärpatriarchalismus stellte jedoch nur den ersten Schritt dieses Prozesses von Herrschaftsabsicherung und Entfaltung der Dominanz der Erwerbssphäre im Verein mit männlicher Vorherrschaft dar. Im weiteren Verlauf der Entwicklung und Ausdifferenzierung des bürgerlich-kapitalistischen Systems ist nämlich der *offen* ausgetragene Geschlechterkampf, der *offene* Anspruch auf männliche Vorherrschaft zur Sicherung der reproduktiven Grundlagen jedes einzelnen männlichen Erwerbstätigen und der Gesellschaft insgesamt zunehmend überflüssig geworden. Denn mit der Zeit hat sich die männliche Vorherrschaft in die sozialen Strukturen eingeschrieben: Die mit der männlichen Hegemonie durchgesetzte Verfügung einer männlichen Arbeitskraft über die weibliche Arbeitskraft im Hause ist selbst zum Bestandteil von Normierungen und Institutionen geworden, und machte die unmittelbare, persönliche Abhängigkeit der Frauen von Männern sukzessive überflüssig. Beispiele für diese Normierungen und Institutionalisierungen in rechtlicher sowie kulturell-symbolischer Hinsicht sind etwa die Konstruktion des Normalarbeitstages oder die an eine kontinuierliche Berufsarbeit geknüpften Kriterien für beruflichen Erfolg und Aufstieg (berufliche Normalbiographie).

Christel Eckart (1993; 1997) hat sich in ihrer Kritik am Normalarbeitstag und am Normalarbeitsverhältnis mit diesem zentralen Element männlicher Herrschaft beschäftigt. Der Normalarbeitstag steht am Endpunkt einer langen Geschichte von Kämpfen um die Gestaltung der Arbeitszeit. In dieser Auseinandersetzung ging es vor allem um die Kompatibilität von Arbeits- und Lebenszeit und um die Beseitigung eines selbständigen Umgangs mit Zeit.⁵ Die linear-abstrakten Zeitbezüge einer technisierten und formal-rationalen Betriebswelt waren und sind mit den an zyklische Zeitformen gebundenen alltäglichen Lebensbedürfnissen des Menschen nicht so ohne weiteres kompatibel. Es bedurfte einigen Aufwandes und einer längeren Auseinandersetzung sowie einer kulturellen Neubestimmung des Umgangs mit Zeit, um eine Form des Zusammenspiels zu erreichen. "*Am Ende dieses konfliktreichen Prozesses steht das Normalbild eines Arbeiters, dessen Zeitvorstellungen und -orientierungen von denen der vorindustriellen Gesellschaft grundlegend verschieden sind.*" (1993, 109)

In vorindustriellen Gesellschaften waren Produktion und Arbeit vornehmlich an der Sicherung des alltäglichen Lebens und der Befriedigung der Bedürfnisse ausgerichtet.

⁵ Eckart bezieht sich dabei u.a. auf die Arbeiten von Rinderspacher 1982 und Deutschmann 1990.

Abstrakte Zeitformen existierten kaum, vielmehr war die Zeit eingebettet in die zyklischen und organischen Abläufe der Reproduktion (Deutschmann 1990). Die Menschen orientierten sich an den vorgegebenen Zeitzyklen der Natur, ihrer Lebensbedürfnisse, der Traditionen und der Religion. Erst als die Produktion nicht mehr in erster Linie der Befriedigung von Bedürfnissen, sondern der Akkumulation von Kapital und Maximierung von Profit diente, entfaltete sich der Prozeß der Ausdifferenzierung einer abstrakten "Betriebszeit", die der Berechenbarkeit und der immer intensiveren Ausnutzung von Zeit unterworfen ist. Zeit wurde in diesem Prozeß zu Geld, und vom Betrieb ausgehend ist die neue Zeitform bestimmend für die gesamte Kultur und Lebensweise der Gesellschaft geworden.

Aber diese "neue Zeitordnung" setzte sich nicht von allein und ohne Schwierigkeiten durch. Im Gegenteil, sie "brach als katastrophenartiges Schicksal über die Menschen herein. Erst allmählich lernten sie, sich ihm anzupassen, und es war eben dieser Anpassungsprozeß, der in die Etablierung des Normalarbeitstages mündete." (ebd. 79) Deutschmann beschreibt zwei Formen, wie die frühe Industriearbeiterschaft versuchte, die neuen Zeitstrukturen in ihre bisherigen Lebensmuster zu integrieren: *Ausgrenzung* und *Indifferenz* (ebd. 86). Bei der Ausgrenzungsstrategie versuchte man sich die neuen Bedingungen dadurch erträglich zu machen, daß sie als vorübergehend und reversibel betrachtet wurden. Die Aufnahme einer Lohnarbeit in der Fabrik wurde von den Menschen dann noch als nur eine Möglichkeit des Erwerbs neben anderen behandelt, als Basis für einen Übergang in eine bessere Lebenssituation oder als reines Mittel des Geldverdienens, so daß sie beispielsweise sofort wieder kündigten, sobald sich andere Möglichkeiten ergaben oder sie etwas Geld zusammen hatten.⁶ Oder sie nahmen vorübergehend eine Erwerbsarbeit auf, "auch einfach nur darum, ein warmes Plätzchen für die kalte Jahreszeit zu finden." (ebd. 87) Die Folge war eine sehr hohe Fluktuation der Arbeitskräfte: "Für den Durchschnitt der Arbeiter errechnete man anhand der Angaben der Orts- und Betriebskrankenkasse Ende der 1880er Jahre eine nur rund einjährige Verweildauer im Betrieb." (ebd.) Die Lohnarbeit wurde also als Mittel zur Existenz betrachtet und nicht mit Lebenssinn verbunden, wie das heute oft geschieht.

Das Muster der Indifferenz war dagegen eher davon gekennzeichnet, daß an traditionellen Lebensformen, insbesondere an dem überlieferten, gemächlichen Arbeitsrhythmus hartnäckig festgehalten wurde. So wurde der 'blaue Montag' gefeiert, wurden Pau-

⁶ Gorz (1994, 38 f.) macht auf einen weiteren Aspekt dieser Anpassungsverweigerung im frühindustriellen Zeitalter aufmerksam. Den Arbeitern und Arbeiterinnen ging es - noch verbunden mit einem Arbeitsverständnis und Lebensrhythmus, die auf Bedürfnisbefriedigung, nicht auf Geldverdienen an sich aus waren - nur darum, eine bestimmte Menge Geld zu verdienen, die sie für ihre traditionellen Bedürfnisse brauchten, um dann die Lohnarbeit wieder zu beenden oder zu unterbrechen. Jenseits dieser bestimmten Geldmenge sahen sie keinen Sinn, darin weiterzuarbeiten. So machte es in dieser Frühphase auch keinen Sinn, einen hohen Lohn für die geleistete Arbeit zu zahlen - dies bedeutete nur, daß die Arbeiter umso schneller die Arbeit wieder hinwarfen. Gorz zitiert dazu einen Autor aus dem 18. Jahrhundert: "Es ist eine wohlbekannte Tatsache, daß ein Arbeiter, der seine Lebenserfordernisse mit drei von sieben Wochentagen Arbeit bestreiten kann, sich für den Rest der Woche dem Müßiggang und der Trunksucht hingeben wird... Die Armen werden niemals eine größere Anzahl von Stunden arbeiten, als sie müssen, um sich ernähren und ihre Ausschweifungen befriedigen zu können... Wir können furchtlos sagen, daß eine Minderung der Löhne in der Manufaktur eine Segnung und eine Wohltat für die Nation sein und den Armen keinen wirklichen Schaden zufügen wird." (J. Smith 1747, zit. nach Gorz 1994, 39)

sen ausgedehnt, die Arbeitszeit vorzeitig beendet oder man raufte sich, spielte Karten und trank Alkohol während der Arbeitszeit. Kennzeichen des frühindustriellen Umgangs mit der Arbeitszeit war demnach die *"nur äußerliche Vermittlung zwischen den Zeitorientierungen der Arbeiter und dem Rhythmus des Industriebetriebes"*. (ebd. 87)

Die 'subjektiven' und die 'objektiven' Zeitstrukturen liefen weitgehend unvermittelt nebeneinander her, und in diesem Sinn stellte sich die Industriearbeit als eine wahrhaft 'entfremdete' Situation dar. Weder war sie in den Lebensrhythmus und die Lebensgeschichte der Arbeiter und Arbeiterinnen integriert, noch in den Rhythmus des Betriebes. Auf der Seite des Betriebes drückte sich die Spaltung der Zeitstruktur in mannigfachen Stillständen, Zusammenbrüchen und Produktivitätsproblemen aus, auf der Seite der Arbeiter in dem zähen Festhalten am gewohnheitsmäßigen Schlendrian und in der inneren Weigerung nicht nur der Frauen, sondern auch der Männer, die Industriearbeit als Lebensschicksal zu akzeptieren. (Deutschmann 1990, 87)

Eine Änderung fand erst statt, als der abstrakte Umgang mit der Zeit allmählich auch von den Individuen - allen voran Männern - übernommen und verinnerlicht wurde und sich somit als allgemeiner Maßstab etablierte, an dem sich alle anderen Zeitbedürfnisse auszurichten hatten. Nun erst konnte die *"Spaltung der Zeitstruktur"* überwunden werden, was zugleich einen deutlichen Produktivitätssprung möglich machte. Dieser Prozeß setzte allgemein erst Ende des 19. Jahrhunderts ein, zu der Zeit, als der Achtstundentag zu einer Hauptforderung der Gewerkschaften und diese Forderung zu einer Basis für eine Massenbewegung wurde. Davor existierten keine einheitlichen Forderungen der Arbeiterschaft, die Arbeitszeit zu reduzieren. Im Gegenteil: Weite Teile der Arbeiterschaft, und insbesondere diejenigen, die am meisten an der extensiven Ausbeutung ihrer Arbeitskraft durch lange Arbeitszeiten zu leiden hatten,⁷ wehrten sich im Verein mit den Unternehmern gegen die ersten Versuche der staatlichen Reglementierung der Arbeitszeit (ebd. 88). Ende des 19. Jahrhunderts aber begannen *"die Arbeiter - vor allem die männlichen Arbeiter, wie wir vermuten dürfen - (...), sich über den Wert und die Knappheit ihrer Zeit bewußt zu werden. Auf die fortschreitende organisatorische und technische Rationalisierung der Produktion reagierten sie, indem sie ihrerseits mit ihrer Zeit im Betrieb zu geizen begannen."* (ebd. 89) Diese Änderung zeigt aber nicht allein und nicht vor allem den Kampf gegen zu lange Arbeitszeiten an. Vielmehr weist Deutschmann nach, daß diese neuen Verhaltensmuster und politischen Forderungen die Annahme der neuen Zeitstrukturen bedeuteten. Die eigene Zeit wurde knapp.

Die vorherige objektive Kluft zwischen der Betriebszeit und den Zeitorientierungen der Arbeiter wurde damit in die subjektive Trennung zwischen 'Arbeitszeit' und 'Freizeit' transformiert. Es war eben diese Verlagerung der Zeitdifferenz in die Subjektivität, die es dem Arbeiter ermöglichte, sich mit dem Rhyth-

⁷ Dabei spielte das vorhin beschriebene Muster der *"Ausgrenzung"* eine große Rolle. Das Interesse dieser - nach Deutschmann die am wenigsten handwerklich gebildeten - Arbeiter und Arbeiterinnen bestand darin, möglichst viel Geld zu verdienen, um dann die Arbeitsstelle bald wieder aufgeben zu können. Die Anstellung wurde als vorübergehend betrachtet, man wollte so viel Geld wie möglich in kürzester Zeit verdienen und so bestand auch kein Interesse, die Arbeitszeiten einzudämmen (Deutschmann 1990, 88).

mus der Industriearbeit zu identifizieren und ihn als subjektiv sinnvoll zu erleben. (Deutschmann 1990, 90)

Die Herausbildung eines Normalarbeitstages konnte jedoch nur deshalb vonstatten gehen, weil die Sorge um alltägliche Belange von denjenigen, die diesen Kompromiß aushandelten, schon längst an ihre Frauen delegiert worden war (Deutschmann 1990, 89ff.). Männer blieben so mit der zyklischen Zeit über ihre Ehefrauen verhaftet, ohne sich selbst um die damit verknüpften Notwendigkeiten kümmern zu müssen. Denn in das Aushandlungsergebnis - also die Festlegung einer rechtsverbindlichen, einheitlichen Arbeitszeit - ist mit eingeflossen, daß eine Erwerbsarbeit leistende Arbeitskraft freigestellt ist von reproduktiven Tätigkeiten. Die eherechtlichen Normierungen waren, wie bereits ausgeführt, entscheidend dafür, diese Arbeits- und Rollenteilung zu etablieren.

Eine verschlechterte soziale Situation von Frauen und Müttern ist die Kehrseite des Siegeszuges des Normalarbeitsverhältnisses, sowohl für die materielle Sicherung der Frauen wie für ihre soziale Integration und Anerkennung. Materielle Sicherheit, soziale Anerkennung und Sinnhaftigkeit gewährt das Normalarbeitsverhältnis nur jenem Teil der Gesellschaft, der sich aus den elementaren Tätigkeiten der Reproduktion des Lebens heraushält, denn für dies ist in dem Schema Arbeitszeit - Freizeit kein Platz vorgesehen. (Eckart 1997, 46)

Was vorher noch sichtbar war und Gegenstand von Kämpfen, Auseinandersetzungen, Politik - die Tätigkeit von Frauen in der Familie - geriet unter den Prämissen des Normalarbeitstages und der Normalarbeitsverhältnisse zum unsichtbaren, selbstverständlichen, nichtanerkannten Teil des Lebens, zu den "verleugneten Voraussetzungen des Normalarbeitstages" (Eckart 1993, 109).

Eingebettet war diese Umgestaltung in eine grundsätzliche Neuordnung eines Zeitgefüges, das auch alle anderen Lebensbereiche betraf, weil alle Menschen genötigt waren, sich nach den dominanten Zeitstrukturen der Betriebszeit und des Normalarbeitstages auszurichten. Die Kriterien einer linearen, abstrakten Zeit dehnten sich auf immer mehr Bereiche aus. Die Verallgemeinerung des neuen Zeitprinzips konnte aber nur dadurch gelingen, daß es von den Individuen akzeptiert und verinnerlicht und zur "Normalität" wurde.⁸ Der Prozeß der Herausbildung eines Normalarbeitstages macht zugleich deutlich, daß Strukturen und Institutionalisierungen erst dann entstehen und wirksam werden können, wenn sich parallel entsprechende Handlungs-, Deutungs- und Wertemuster sowie Wissensformen entwickeln. Die Verallgemeinerung der Vorstellung, daß Zeit Geld ist und daß Zeit effektiv und rationell auf einen bestimmten Zweck hin verwendet werden sollte, was letztlich nichts anderes als eine Reduktion alles Lebendigen auf das ökonomische, rechnerische Kalkül darstellt⁹ -, das findet seinen Eingang in die Köpfe und Vorstellungen der Menschen nicht zuletzt dadurch, daß sie um die Arbeitszeit gerungen haben.

⁸ Die "Enteignung von Zeit" (Negt) und die damit zusammenhängende Entfremdung durch Arbeit sind ein wichtiges Thema innerhalb der Sozialwissenschaften, auf das in diesem Rahmen aber nur verwiesen werden kann. Siehe dazu z.B. Negt 1984; Gorz 1989.

⁹ Siehe dazu Gorz 1994.

Auch in die anderen sozialpolitischen Regelungen, die sich an den Normalarbeitsverhältnissen ausrichteten, haben sich die hierarchischen Geschlechterverhältnisse strukturell eingeschrieben. Die nach und nach entstehenden oder auch hart erkämpften sozialpolitischen Regelungen zur Absicherung gegenüber den Risiken der Lohnarbeitsexistenz richten sich in Höhe und Geltung an der kontinuierlichen Erwerbsarbeit aus. Rentenzahlungen, Arbeitslosenversicherung oder Invaliditätssicherung sind in erster Linie von der Teilnahme an der Erwerbsarbeit abhängig, ohne daß noch berücksichtigt wird, daß die Kontinuität der Erwerbsarbeit, ihre Dauer oder auch nur die Fähigkeit, einer Erwerbsarbeit nachgehen zu können, von der Fürsorge von Frauen abhängig bleibt.

Mit Bezug auf die Geschlechterverhältnisse ist an dieser Geschichte der Entstehung des Normalarbeitstages wichtig hervorzuheben, daß dabei der über das Eherecht noch fortexistierende personalisierte Herrschaftszusammenhang zwischen Mann und Frau in eine *versachlichte Form* überging und so eine rechtliche Absicherung irgendwann auch gar nicht mehr notwendig war. Denn auf der Basis, daß die im Normalarbeitstag - und den anderen normativen Ausgestaltungen des Erwerbsarbeitsverhältnisses - enthaltenen Voraussetzungen, nämlich die Arbeit und Tätigkeiten von Frauen im Hause, nicht mehr erkennbar sind, wird die gleichberechtigte Teilnahme an der Erwerbsarbeit auch ohne unmittelbare Verhinderung für Frauen immer wieder zu einem Problem (Eckart 1993b). Gemessen an der Norm einer auf männliche Lebensmuster ausgerichteten Arbeitszeit, in welcher die Sorge um alltägliche Belange und Bedürfnisse einfach an Frauen delegiert werden, bleiben Frauen immer problematische und defizitäre Arbeitskräfte. Gerade dies diente und dient ja als Grund, um Frauen hinsichtlich ihrer Entlohnung oder ihres Aufstiegs zu diskriminieren,¹⁰ auch wenn sie gar keine Familie haben. Und Frauen, die Familie haben, stehen tatsächlich immer vor dem Dilemma, entweder einer Zerreißprobe zwischen Familie und Beruf ausgesetzt zu sein oder aber im Beruf bzw. in der Familie Abstriche machen zu müssen. Daß sie in gleicher Weise wie Männer auf eine Person zurückgreifen könnten, die ihnen in fürsorgender Zuwendung die Sorge um das Alltägliche abnimmt, ist nicht vorgesehen.

Zugleich macht sich aber ein gegenläufiger Prozeß bemerkbar: Die Dominanz der Erwerbsarbeit im normativen und Wertesystem bewirkt, daß sich Frauen zunehmend an der Erwerbsarbeit orientieren (müssen), was letztlich dazu führt, daß das System sich tendenziell seiner eigenen Grundlagen - der Reproduktion seiner Mitglieder - beraubt (Eckart 1993b, 1995, 1997a; Beck 1986).

Am Beispiel¹¹ des Normalarbeitstages läßt sich entfalten, wie es zu der Entstehung einer erwerbszentrierten Gesellschaft und Kultur kommt, in der alle anderen Lebensbezüge endgültig zweitrangig und untergeordnet werden, und wie sich diese Erwerbsdominanz zunehmend mit der männlichen Vormachtposition amalgamiert. Im Rahmen

¹⁰ Damit soll nicht gesagt werden, daß Diskriminierung von Frauen allein auf diese Institutionalisierung von Normalarbeitsverhältnissen zurückgeht. Darüber hinaus gibt es andere Formen beruflicher Schließungsprozesse, die beispielsweise auf "*Prozessen der interaktiven Konstruktion der Geschlechterdifferenz*" (Wetterer 1993, 101) beruhen.

¹¹ Für diesen Prozeß der strukturellen Verallgemeinerung männlicher Herrschaft gibt es sicherlich noch weitere Beispiele, insbesondere in kultureller Hinsicht.

dieser Entwicklung wird die Erwerbsarbeit auch immer mehr zum Zentrum sozialen Daseins, nachdem die dazu nötige Lebensweise sich kulturell, normativ und in den Denk- und Handlungsstrukturen der Individuen verankert hat. Basis dieses Prozesses ist u.a. die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung und die verallgemeinerte Privatisierung von vitalen Lebensbedürfnissen, die mit dem Körper, emotionalen Bedürfnissen und unmittelbarer Gegenseitigkeit verknüpft sind.

Eine weitere wissenschaftliche Analyse, die die Institutionalisierung von männlicher Vorherrschaft zum Gegenstand hat, ist die von Helga Krüger (1995). Helga Krüger beschäftigt sich mit der Institutionalisierung von Lebensläufen, die als soziale Struktur zur *"geronnenen Gewalt der Geschichte' gegenüber den Freiheitsgraden individueller Gestaltung"* (204) werden. *"Das bedeutet aber, nicht nur vom Lebenslauf her die innere Logik seiner Gestaltung verstehen zu wollen, sondern umgekehrt, von den Institutionen her die in ihnen je organisatorisch verfestigten Geschlechterverhältnisse zu erfassen."* (202)

Sie macht nachvollziehbar, daß die sich im modernen Wirtschaftssystem herausbildenden Institutionen - Arbeitsmarkt, Familie, Bildungssystem, Sozialpolitik - *"für die eigenen Belange Geschlechter und geschlechtstypische Lebensführung voraussetz[en]. Institutionen (...) unterstellen als Basis des eigenen Funktionierens einen männlichen und weiblichen Masterstatus (...), einen Status also, der alle im Lebenslauf erwerbbaaren Statuspositionen überlagert."* (204) Geschlecht und Vergeschlechtlichung sind damit nicht nur Ergebnis von unmittelbaren Interaktionen¹² und von verinnerlichten oder erwarteten Verhaltensdispositionen der Geschlechter, sondern

...vermittelt über Ordnungsprinzipien der Organisationen selbst. (...) Institutionen produzieren nicht nur die Sozialstruktur eines männlichen und eines weiblichen Lebenslaufs, sondern sie konstituieren ihn als relationalen, indem sie Geschlecht als Masterstatus mit privat vermittelter Geschlechterbeziehung für jedes der Geschlechter voraussetzen und hierüber das je andere Geschlecht in die eigenen Organisationsprinzipien inkorporieren. (Krüger 1995, 204)

Die Relationalität von männlichem und weiblichem Lebenslauf ist dadurch gegeben, daß - entgegen üblicher Auffassungen - die Lebensläufe *beider* Geschlechter einer *"spezifischen Doppelstrukturiertheit"* (200) unterliegen. Nicht nur Frauen, sondern auch Männer haben beides, Beruf und Familie. Aber während die Familie durch die interne Arbeitsteilung für den männlichen Lebenslauf zur *"Support-Institution männlicher Arbeitsmarktkontinuität"* (201) wird, balanciert der weibliche Lebenslauf hingegen zwischen den beiden Institutionen Arbeitsmarkt und Familie. Während Familie die Erwerbsbiographie des Mannes also erst ermöglicht und zeitlich verstetigt, ist Familie für die weibliche Biographie der Ausgangspunkt für Diskontinuität. Während sich im männlichen Lebenslauf Beruf und Familie *"zu einem Zeitmuster der Lebensführung"* (ebd.) überlagern, tritt im weiblichen Lebenslauf beides auseinander und schließt sich tendenziell gegenseitig aus. Dies geschieht dadurch, daß der *"(männliche) Normalar-*

¹² Hier geht es der Autorin um eine Kritik an konstruktivistischen Theorieansätzen, die Geschlechterdifferenz und -hierarchie vor allem als Ergebnis von unmittelbaren Interaktionen betrachten.

beitstag (...) die weibliche Arbeit im Hause" (202) inkorporiert. Von dieser Inkorporation und Arbeitsteilung gehen dann auch alle anderen Institutionen als Grundlage aus. Daß sich hier ein Ungleichgewicht entfalten kann, hat mit den unterschiedlichen Machtpotentialen zu tun, die mit den jeweiligen Institutionen verknüpft sind. Die Familie ist dabei nur mit geringer gesellschaftlicher Macht ausgestattet. Vor dem Hintergrund der vermeintlichen Normalität erscheint die Situation von Frauen in der Erwerbssphäre dann nur noch als Ergebnis einer Abweichung, eines spezifisch weiblichen Problems.

Bereits die Vorwegnahme späterer möglicher Unterbrechungsrisiken im weiblichen Lebenslauf (...) legitimieren die Benachteiligungen von Frauen auf dem Arbeitsmarkt als Abweichungsfall von der männlichen Norm. Das institutionalisierte Wissen um die Konstitutionsbedingungen der weiblichen Arbeitskraft begründet also zugleich Arbeitsmarktsegmentierungen - und diese benachteiligen auch Frauen, die keine Familie gründen. Mehr noch: sie lassen die Nichterreichbarkeit des männlichen Lebenslaufmusters als normal und berechtigt erscheinen. (Krüger 1995, 205)

Krüger begreift die weiterhin vorhandene Diskriminierung des weiblichen Geschlechts - trotz aller Fortschritte in der formalen Gleichstellung der Geschlechter - als Folge struktureller Bedingungen. Über Institutionen und die in diesen Institutionen etablierten Ordnungskriterien wird eine vergegenständlichte, also strukturelle Basis für die geschlechterdifferenzen und hierarchischen Lebenslaufmuster hergestellt. Umgekehrt bietet Geschlecht als Strukturkategorie erst die Basis für die Ordnungskriterien, nach denen diese Institutionen funktionieren können. Dabei sind die Lebensläufe der Geschlechter von vornherein als relationale konzeptionalisiert und institutionalisiert, so daß

...der Gedanke an Geschlechtergleichheit nicht durch die Übernahme des männlichen Prinzips durch das weibliche erreicht werden kann, sondern durch Auseinandersetzung mit jenen Organisationen, die das Familienleben als Risiko für den weiblichen Lebenslauf definieren. Erst wenn sich die Doppelorientierung auf Familie und Beruf gesellschaftsstrukturell zum Entwurf eines Normallebenslaufs verdichtet und normalisiert, kommen Frauen und damit Familie und Weiblichkeit aus ihrer strukturschwachen Position gesamtgesellschaftlich heraus. (215)

Erst dann würden auch die Muster, die Männlichkeit und Weiblichkeit definieren und festlegen, sich verändern und eventuell auch auflösen (205, 215).

Im Ergebnis läßt sich festhalten, daß die Herausbildung einer erwerbszentrierten Struktur und einer erwerbszentrierten Kultur so eng mit den hierarchischen Geschlechterverhältnissen verknüpft ist, daß sich von einer strukturell vermittelten männlichen Vorherrschaft durch die Dominanz der Erwerbsarbeit sprechen läßt. Dabei wirkt die "Normalität", mit der die Erwerbsarbeit ihre Dominanz verfestigt, im Ergebnis so selbstverständlich, daß auch Emanzipation vielfach nur in der Kategorie von Arbeit

gedacht werden kann - ein Problem, das vielfach auch innerhalb der Frauenforschung und -politik¹³ gegeben ist.

Daß Erwerbsarbeit aber gerade nicht wirkliche Autonomie und damit Emanzipation einlösen kann, hat beispielsweise André Gorz (1994) gezeigt. Zu sehr ist das ganze System der Erwerbsarbeit - auch im Sozialismus - in das funktionalistisch-instrumentelle, formal-rationale Grundprinzip der modernen Gesellschaft eingebunden. Mit der Erwerbsarbeit ist zwar die Ablösung von persönlichen, feudalen Abhängigkeitsbeziehungen möglich. Aber an die Stelle der alten Heteronomie tritt eine neue, abstrakte Abhängigkeit, die mit den instrumentellen Bezügen und Systemimperativen zusammenhängt.

In der Praxis stellt jede moderne Gesellschaft ein komplexes System dar, das auf der Interaktion zwischen den Subsystemen 'kommunikativer' Selbstorganisation, spontaner Fremdsteuerung und geplanter Fremdsteuerung beruht. In dem Maße, wie die ökonomische Rationalität zur Entstehung gewaltiger technischer Einrichtungen führte, verlieh sie den Subsystemen geplanter Fremdsteuerung ein immer größeres Gewicht: d.h. den Industrie- und Verwaltungsapparaten, in denen die Individuen dazu zugerichtet werden, angepaßt wie die Organe einer Maschine zu funktionieren, und zwar für Zwecke, die ihnen zumeist unbekannt und verschieden von den Zwecken sind, die sie sich selbst für ihr persönliches Streben gesetzt haben. (Gorz 1994, 57)

Autonomie im "existenziellen" oder emphatischen Sinne sei mit der bloßen Teilhabe an der Erwerbsarbeit nicht zu realisieren, sondern im Gegenteil durch eine möglichst weitgehende Freisetzung von der Zeit, die notwendig ist, den Lebensunterhalt durch Erwerbsarbeit zu verdienen. Nicht die Befreiung *in* der Arbeit, sondern *von* der Arbeit würde "neue Formen der Selbstorganisation", die "Emanzipation der Individuen, ihre freie Entfaltung und die Neuzusammensetzung der Gesellschaft" (149) ermöglichen. Interessant ist, daß Gorz die existenzielle Autonomie nicht nur mit neuen Formen politischer Partizipation und Beteiligung am Gemeinwesen verknüpft sieht, sondern ebenso mit der Ausübung von Eigenarbeit und mit autonomen Tätigkeiten, die ihren Zweck *in sich selbst* haben (218 ff.). Zu diesen Arbeiten und Tätigkeiten gehören aus seiner Sicht z.B. auch hauswirtschaftliche Arbeiten. In dieser Perspektive trennen sich die mit Autonomie und Emanzipation verbundenen Tätigkeiten nicht mehr entlang der Scheidelinie privat und öffentlich, sondern liegen quer dazu. "Die Freiheit besteht weniger (oder immer weniger) darin, uns von der lebensnotwendigen Arbeit zu befreien als darin, uns von der Heteronomie zu befreien: d.h. darin, uns Autonomiespielräume zu erobern, in denen wir das, was wir tun, auch wahrhaft wollen und verantworten können." (238) Gorz macht darüber hinaus deutlich, daß Erwerbsarbeit keine wirkliche soziale Integration fördert, sondern im Gegenteil, der Zerstörung sozialer Integration Vorschub leistet. (1989, 51 ff.) Die Erwerbsarbeit erlaubt in erster Linie nur eine "funktio-

¹³ Daß diese Kritik nicht auf alle Teile der Frauenforschung und -politik zutrifft, habe ich in der Einleitung bereits deutlich gemacht. Erwähnt sei an dieser Stelle nochmals die Arbeit von Ulrike Prokop von 1976, die eine Ausrichtung von Frauenpolitik auf Erwerbs- und Berufsarbeit als "verselbständigte Strategie" oder als "bürokratisch-effektive Strategie des Abbaus weiblicher Defizite" (12) kritisiert.

nale Integration" und nur in zweiter Linie ein Minimum an sozialer Integration, das jedoch der *"funktionalen Integration unterworfen bleibt."* (54) Eine wirkliche soziale Integration ist gebunden an den freiwilligen, selbstbestimmten und zivilgesellschaftlichen Zusammenschluß von Bürgern und Bürgerinnen, die sich tatsächlich um ihre Angelegenheiten kümmern können. Im heutigen System dagegen werden diese Angelegenheiten von einem bürokratischen System lediglich verwaltet.

Die chancengleiche Teilnahme von Frauen am Berufsleben sollte also nicht mit einer Befreiung von Frauen verwechselt werden. Es ist dies zwar ein wichtiger Schritt zur Befreiung aus Abhängigkeit und zur Erlangung gleicher Rechte für Frauen - aber dann müssen weitere Schritte und Forderungen folgen, damit mehr als nur der gleichberechtigte Zugang zu einer Instrumentalisierung durch Erwerbsarbeit gelingen kann. Die Frauenpolitik der DDR kann letztlich als empirisches Beispiel dafür dienen, an welche realen Grenzen eine auf den Erwerb reduzierte Emanzipation stößt.

In der DDR wurde weder mit der Dominanz der Erwerbsarbeit, noch mit den im Normalarbeitstag und in der Sozialpolitik zugrundegelegten, androzentristischen Strukturen gebrochen. Im Gegenteil: Anknüpfend an die Traditionen der Arbeiterbewegung galt die Teilnahme an der Erwerbsarbeit als der alleinige Weg zur Emanzipation. Die DDR-Gesellschaft war eine Arbeitsgesellschaft (Kohli 1994), und damit eine Gesellschaft, die das hierarchische Geschlechterverhältnis in ihren Strukturen - einschließlich der kulturellen - konservierte. Die reproduktive Tätigkeit von Frauen im Hause galt auch in der DDR nicht als Voraussetzung zur Erwerbsarbeit, sondern allein als Relikt vormoderner, patriarchal geprägter Produktionsformen. Die sozialen Zeitstrukturen blieben im wesentlichen an der Normalarbeitszeit ausgerichtet, ohne Rücksicht auf reproduktive Belange, aber auch ohne Vorstellung von Vergesellschaftungsformen jenseits der Produktion und ohne Rücksicht auf andere, individuell geprägte Arbeits- und Lebensformen. Deshalb war es auch nicht mehr von entscheidender Relevanz, daß gleich zu Beginn der DDR-Geschichte - im Gegensatz zur BRD - alle rechtlichen Diskriminierungen von Frauen und Hemmnisse für ihre Integration in das Erwerbssystem beseitigt wurden und damit ihre ökonomische Unabhängigkeit möglich wurde. Wenn, wie in der DDR geschehen, die rechtlichen Barrieren für die gleichberechtigte Integration in die berufliche Sphäre gefallen sind, zeigen sich die tieferliegenden, strukturell verankerten Mechanismen sozialer Ungleichheit zwischen den Geschlechtern, die mit der Negation der Bedeutung von Reproduktion, Beziehungen und Bindungen zusammenhängt. Insbesondere in der Beachtung dieser Zusammenhänge sehe ich einen Ansatzpunkt, um die bisherigen Analysen zu den Geschlechterverhältnissen in der DDR zu erweitern.

Zwar läßt sich die Beseitigung rechtlicher Barrieren der Frauenerwerbsarbeit in der DDR zweifellos als einen großen sozialen Fortschritt für Frauen betrachten. Aber angesichts der strukturellen Fundierung des hierarchischen Geschlechterverhältnisses über die Erwerbsdominanz mußte diese Gleichstellung in der Realität auf Grenzen stoßen. Denn bezogen auf die Reproduktionsarbeit funktionierte die angestrebte vollständige und gleichberechtigte Integration von Frauen in den Beruf, trotz aller Förderung, nicht. Im Verlaufe der Zeit wurde deutlich, daß eine Vergesellschaftung der Familientätigkei-

ten offensichtlich Grenzen hatte und daß andererseits die Belastung von Frauen durch ihre Familienverantwortung ihre berufliche Entwicklung hemmte. Ebenso stellte sich heraus, daß es auch gar nicht den Wünschen der Frauen entsprach, Haus- und Betreuungsarbeit vollständig zu vergesellschaften, wenn das beispielsweise zur Folge hatte, daß man seine Kinder nur am Wochenende sah.¹⁴ Letztlich stellte sich heraus, daß man ohne die Familie und die darin verrichtete Fürsorge nicht auskommen konnte. Das brachte den allmählichen Wechsel von der reinen Frauenpolitik zur Familienpolitik hervor. Dieser Wechsel begann mit der Kodifizierung eines "sozialistischen Familienrechts" im Familiengesetzbuch von 1965 und wurde Anfang der 70er Jahre mit der "Muttipolitik" fortgesetzt.¹⁵ Frauen wurde von da an mit einer großzügigen Sozialpolitik unterstützt, die vor allem abweichende Zeitregulative für Frauen ermöglichte. Das Kriterium eines am männlichen Arbeiter ausgerichteten Normalarbeitstages blieb dabei jedoch unangetastet. Frauen blieben in dieser sozialen Konstellation zwar dringend gebraucht, aber weiterhin defizitäre Arbeitskräfte, denen Vater Staat unter die Arme greifen mußte. So läßt sich die Geschichte der DDR-Frauenpolitik als Lehrstück über die verleugnete Interdependenz zwischen Produktion und reproduktiven Tätigkeiten in der Familie lesen. Eine von Anfang an androkratische Politik, die die Teilnahme von Frauen an der Erwerbsarbeit in den Mittelpunkt stellte, wechselte ihre Form, weil sie an die "*Grenzen der Frauenlohnarbeit*" (Kramer u.a. 1986) stieß, und wurde damit immer mehr zu einer Familienpolitik. Bevölkerungspolitische Interessen¹⁶ trieben zu Zugeständnissen an die Reproduktion, die aber nach wie vor weiblich und heteronom definiert blieb. So ist im Programm der SED von 1976 zu dieser Problematik folgendes zu lesen:

Die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands wird alles tun, um überall solche Bedingungen zu schaffen, damit die Frauen ihrer gleichberechtigten Stellung in der Gesellschaft immer besser gerecht werden können. Ihre Arbeits- und Lebensbedingungen werden weiter verbessert. Die Festigung der gesellschaftlichen Stellung und die Persönlichkeitsentwicklung der Frauen erfordern, zielstrebig daran zu arbeiten, daß die Frauen ihre berufliche Tätigkeit noch erfolgreicher mit ihren Aufgaben als Mütter und in der Familie vereinbaren können. (Programm der SED, 74)

Es ist aus den bisher dargelegten Gründen auch problematisch, den Politikwechsel Anfang der Siebziger als "*umfassendes Rollback*" (Hausen/Krell 1993, 16) zu bezeichnen. Denn dann bliebe unberücksichtigt, daß die Frauenpolitik bereits vorher erwerbs-

¹⁴ In der Anfangszeit der DDR wurden viele Wochenkrippen eingerichtet. Später wurde dieses Modell der Kinderbetreuung wieder aufgegeben bzw. war es nur noch für Ausnahmefälle vorgesehen.

¹⁵ Auf die Geschichte der staatlichen Frauenpolitik der DDR wurde bereits an anderer Stelle eingegangen. Siehe die Ausführungen im Kapitel 1, S. 16 ff. und die dort angeführte Literatur.

¹⁶ Das funktionalistische, instrumentelle Herangehen an die Probleme der Frauen aus bevölkerungspolitischen Interessen kommt beispielhaft in folgendem Zitat zum Ausdruck: "*Durch Bevölkerungspolitik wird zur Durchsetzung des ökonomischen Grundgesetzes der sozialistischen Produktionsweise beigetragen, indem eine Geburtenentwicklung stimuliert wird, die optimal die Entwicklung der sozialistischen Produktions- und Lebensweise fördern soll und die zu einem Faktor gesellschaftlicher Effektivität wird, damit günstige demographische Voraussetzungen für die Erfüllung des Ziels der sozialistischen Produktionsweise entstehen...*" (Speigner 1987, 150).

dominiert und damit androzentristisch war. Der Interdependenz zwischen Erwerb und Reproduktion, zwischen *"Leistungsprinzip und Fürsorglichkeit"* (Eckart 1993a), wurde die anfängliche Politik in der DDR erst recht nicht gerecht. Im Gegenteil, sie brachte schwerwiegende Probleme wie die Überlastung von Frauen, gesundheitliche Risiken für Frauen und Kinder, sinkende Geburtenzahlen und familiäre Konflikte hervor, vor denen auf Dauer kein Ausweichen möglich war. Der *"Reproduktionskrise"* (Eckart), die durch die ausschließliche Ausrichtung der Frauenpolitik auf Erwerbsarbeit erzeugt wurde, wurde mit einer Politik der Vereinbarkeit von Familie und Beruf ausschließlich für Frauen begegnet. Ich würde diesen Politikwechsel deshalb eher als Wechsel von einer impliziten zu einer expliziten Geschlechterhierarchie bezeichnen. Aber dieser Wechsel hat für Frauen zugleich reale Verbesserungen gebracht: Entlastung von Überbeanspruchung, bessere Förderung, und nicht zuletzt das Abtreibungsrecht. Es ist eine zwiespältige Politik mit zwiespältigen Folgen für Frauen gewesen.

Letztlich muß bei der Betrachtung der staatlichen Frauenpolitik der DDR davon ausgegangen werden, daß sich die wenigsten Frauen dauerhaft auf den Beruf vereinseitigen lassen wollten und wollen. Die Gründe für diese "doppelte Orientierung" ergeben sich nicht aus einer "Defizitsozialisation", sondern vielmehr aus der Andersartigkeit der Sozialisationsprozesse, denen Mädchen in der Regel unterworfen sind. Die DDR ist nicht zuletzt auch in dieser Hinsicht lehrreich: Denn Frauen haben sich dort, trotz aller beruflichen Förderung und trotz der Nachteile, die sie wegen ihrer aktiven Sorge in privaten Zusammenhängen einstecken mußten, weiterhin auf Familie bezogen, wie viele empirische Untersuchungen und auch meine Interviews zeigen. Statt dieses Phänomen wie bisher als fragwürdig und als Zeichen mangelnder Emanzipation zu deuten, wo Frauen sich von vornherein¹⁷ vorgegebenen Rollenmustern unterwerfen, sehe ich darin ein Zeichen von Eigensinn und Widerstand. Frauen haben angesichts ihrer *"doppelten Vergesellschaftung"* (Becker-Schmidt), durch ihre Verortung sowohl in der Familie als auch im Beruf, oft einen kritischeren Umgang mit und einen größeren Abstand zu der nach instrumentellen und Leistungskriterien strukturierten Berufswelt.

¹⁷ Es muß in jedem einzelnen Fall erst nachvollzogen werden, was die konkreten Gründe für diese Orientierung auf die Familie waren. Sicherlich kann diese auch Zeichen von Unterordnung sein. Daß es jedoch auch eine Individualisierung in Bindungen geben kann, das zeigt empirisch nachvollziehbar Diezinger (1991) auf.

3. Arbeit versus Fürsorge. Die Anerkennungstheorie als erweiterter Erklärungsansatz

Im letzten Abschnitt des vorhergehenden Kapitels ging es darum, die soziale Dominanz der Erwerbsarbeit deutlich zu machen. Das entscheidende Argument dabei war, daß sich in der DDR die männliche Dominanz vor allem als Erwerbsdominanz reproduziert und entfaltet hat.

Es ist insbesondere für die sozialen Verhältnisse der DDR von Bedeutung, diesen Zusammenhang zwischen Erwerbsdominanz und männlicher Machtentfaltung zu berücksichtigen, weil die DDR eine Arbeitsgesellschaft war und jegliche Vorstellung von Emanzipation mit der Teilnahme an der Produktion verbunden wurde. Die entschiedene Förderung weiblicher Berufsarbeit in der DDR ist deshalb auch nicht allein als Ergebnis des beständigen Arbeitskräftemangels zu verstehen, sondern war von Anfang an ein Merkmal der ideologischen Vorstellungen und politischen Ziele. An dem Fortschritt, den diese Politik Frauen tatsächlich brachte, ist kaum zu zweifeln. Zumindest formal waren damit auch für Frauen die Grundbedingungen einer modernen Lebensführung hergestellt: ihre rechtliche Gleichheit, das Recht, eigenständig einem Erwerb nachzugehen und damit einhergehend, die Herauslösung aus persönlicher Abhängigkeit in der Ehe. Der Westen brauchte für diesen Schritt wesentlich länger. Die Beseitigung persönlicher Abhängigkeit und Förderung der weiblichen Berufstätigkeit ließ jedoch das Problem der gesellschaftlich unterbewerteten Reproduktion und Fürsorge ungelöst.

Das Argument gegenüber den weiter oben rezipierten Strukturanalysen realsozialistischer Geschlechterverhältnisse war, daß diese zwar auf den Sachverhalt versachlichter und als Normalität auftretender männlicher Macht eingehen, jedoch in unvollständiger, analytisch randständiger Weise. Vor allem aber wird kein systematischer Zusammenhang zwischen der Dominanz der Erwerbsarbeit und fortgesetzter männlicher Vorherrschaft hergestellt. Statt dessen folgen die vorhandenen Analysen oft selbst der Erwerbsdominanz, indem Defizite im Geschlechterverhältnis einseitig in der Verhinderung oder Begrenzung von weiblicher Erwerbsarbeit gesucht bzw. die Veränderungen seit der Wende vor allem als Verlust von Erwerbschancen und -möglichkeiten für Frauen beschrieben werden. Die Reproduktion bleibt in dieser Perspektive weiterhin etwas zu Überwindendes, das einzig mit Abhängigkeit und Regression verknüpft ist. Weshalb DDR-Frauen sich weiterhin auf Familie bezogen haben, obwohl strukturell und normativ dazu keine Notwendigkeit mehr bestand, läßt sich damit nicht beantworten, jedenfalls nicht, ohne Frauen auf eine Opferrolle festzulegen.

Meine Kritik reicht jedoch über diesen Punkt hinaus. Denn dafür, daß sich männliche Macht zunehmend als strukturelle entfaltet, existieren noch weitere, tiefere Ursachen, die sich nicht mehr in den Kategorien der Arbeit allein beschreiben lassen. Ein empirischer Sachverhalt, mit dem sich der begrenzte Erklärungswert der Kategorie Arbeit verdeutlichen läßt, ist das Phänomen, daß sich die im häuslichen, privaten Bereich ent-

faltenden Tätigkeiten und Angelegenheiten nicht unter dem Begriff der Arbeit subsumieren lassen. Liebe, Zuwendung, Fürsorge, Bindung, Bezogenheit, Sexualität, Emotionalität - das sind wesentliche Bezüge, in die die Tätigkeiten von Frauen in der Familie eingebettet sind und die vor allem eins zum Ausgangspunkt haben: die unmittelbare Beziehung zu konkreten Personen. Daß diese Tätigkeiten und Beziehungen innerhalb der Frauenforschung zunächst als Angelegenheit von Arbeitsteilung behandelt wurden, läßt sich als Ausdruck dessen verstehen, was Gegenstand meiner Überlegungen und Kritik sein soll: der Dominanz der Arbeit generell. Es besteht zwar eine gewisse Logik und Notwendigkeit darin, den Herrschaftszusammenhang aufzudecken, der mit der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung zwischen Erwerb und Haus verknüpft ist. Die Grenze einer auf Arbeit orientierten Analyse zeigt sich jedoch da, wo es nicht mehr um die Behandlung und Bearbeitung von Dingen, Sachen und Gegenständen, sondern um unmittelbare und lebendige Beziehungen zwischen Menschen geht. Und genau dieses Problem stellt den Ansatzpunkt für eine vertiefte Analyse männlicher Hegemonie dar, die sich jenseits der Institutionalisierungen auch in den kulturellen Symbolisierungen, in den Denk- und Deutungsmustern und in den Prozessen der individuellen Sozialisation niederschlägt. Es ist die Dominanz von Arbeit, Rationalität und Autonomie. Unsere Kultur ist davon geprägt, daß verdinglichte, versachlichte und formalisierte Bezüge - die vor allem die Arbeit prägen - Vorrang haben gegenüber Emotionalität, Liebe und Bindungen. Und es besteht eine Tendenz, daß unter diesem Vorrang der Arbeit die lebendigen Äußerungen zwischenmenschlicher Beziehungen immer mehr formalisiert und instrumentalisiert werden.

Ein theoretischer Ansatz, mit dem sich dieser Sachverhalt erklären läßt und der darüber hinaus aus dem engen Begriffsrahmen der Arbeit vollständig heraustritt, ist die Anerkennungstheorie¹ von Jessica Benjamin (1982, 1985, 1990). Kerngedanke der Anerkennungs- oder intersubjektiven Theorie ist, daß die gegenseitige Anerkennung zwischen Subjekten zu den Grundbedingungen menschlicher Existenz gehört. Ohne Anerkennung ist Subjektivität, sowohl auf einer individuellen als auch sozialen Ebene, nicht möglich (Benjamin 1993, 42; Honneth 1994, 20 ff. und 114 ff.).

Benjamin thematisiert die Abwertung und Instrumentalisierung von Bindungen und Bezogenheit als Ergebnis einer kulturell produzierten und konstruierten Polarisierung von Autonomie und Bindung. Und sie kann deutlich machen, daß die Polarisierung von Autonomie und Bindung auf das engste mit der Polarisierung zwischen den Geschlechtern verquickt ist. In ihren Arbeiten zeichnet sie den psycho-sozialen Konstituierungs-

¹ Ein weiterer anerkennungs- oder intersubjektivitätstheoretischer Ansatz ist der von Axel Honneth (1994). Auf diese wichtige sozialphilosophische Arbeit kann ich hier jedoch nur am Rande eingehen, weil eine tiefere Auseinandersetzung den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen würde. Honneths Analyse der Bedeutung von Anerkennung für soziale Zusammenhänge und Beziehungen geht teilweise über die von Jessica Benjamin hinaus, weil er zwischen verschiedenen Formen und sozialen Ebenen der Anerkennung unterscheidet. Benjamins Analyse bezieht sich dagegen vor allem auf Anerkennungsbeziehungen zwischen den Geschlechtern bzw. in der frühkindlichen Sozialisation. Dafür sagt die Analyse Honneths kaum etwas über die Rolle und Bedeutung von Geschlechterbeziehungen für Anerkennungsprozesse aus. Zwischen beiden Ansätzen klafft also m. E. eine Theorielücke, die im Rahmen dieser Arbeit nicht zu füllen ist.

prozeß einer monadischen, männlichen Identität² nach, die im wesentlichen auf der Ablehnung mütterlicher Bindung und Fürsorge gründet. Diese historisch spezifisch männliche Identitätsbildung stellt auf der Subjektseite den Ausgangspunkt dar für eine Kulturentwicklung, in der die instrumentelle Vernunft Oberhand gewinnt und in der die oder der andere immer nur als Objekt erkannt wird (Benjamin 1982, 430; 1985, 22). Zugleich ist es diese Dominanz der instrumentellen oder formalen Rationalität, durch die sich die männliche Vorherrschaft als strukturelle reproduzieren kann.

Die instrumentelle Orientierung, die ursprünglich aus der männlichen Rolle innerhalb der Arbeitsteilung entwickelt wurde, und die für sie typische Ablehnung der mütterlichen Zuwendung bzw. Pflege haben schon immer neben und unterhalb der idealisierten Vorstellung von westlicher Rationalität existiert. Instrumentelle Rationalität sollte deshalb nicht einfach als Gegensatz zur substantiellen Rationalität begriffen werden; sie repräsentiert vielmehr auch einen Gegensatz zur mütterlichen Pflege und zu den Prinzipien der intersubjektiven Wahrnehmung und Bewußtseinsbildung. Ihre Generalisierung in unserer Kultur verweist auf die Generalisierung der männlichen Ablehnung der Zuwendung bzw. Pflege, auf die Verkörperung der männlichen Herrschaft und auf die historische Manifestation des westlichen Patriarchats. (...) Folglich sollte die neue Form der Rationalität, die die patriarchalische Religion und die sichtbare Rolle des pater familias ersetzt hat, als historische Weiterführung der männlichen Herrschaft verstanden werden, wie entpersonalifiziert und undurchsichtig sie auch sein mag. Die ursprüngliche Trennung und der Antagonismus zwischen den Geschlechtern in unserer Gesellschaft ist nämlich keineswegs aufgehoben, sondern generalisiert und findet ihre Fortsetzung in einer objektiven, verallgemeinerten Ablehnung der mütterlichen Pflege ebenso wie in der ungebrochenen Vorherrschaft des instrumentellen Handelns. (Benjamin 1982, 430 f.)

Grundlage dieser vertieften Analyse männlicher Herrschaft ist ein intersubjektivitätstheoretischer Ansatz. Diese Theorietradition - die auf Habermas zurückgeht -³ stellt nicht die Arbeit, sondern intersubjektives Handeln, also die Beziehungen zwischen Subjekten, in den Vordergrund. Unter Rückgriff auf die Implikationen der intersubjektiven Theorie lassen sich die fehlgelaufenen Emanzipationsprozesse in der DDR dann nicht nur als Ausdruck der Dominanz von Erwerbsarbeit, sondern darüber hinaus als Folge eines dominanten Bezugs auf die Arbeit generell verstehen, in der zwischenmenschliche Beziehungen nur noch als verdinglichte existierten. André Gorz, auf den ich mich in der weiteren Argumentation ebenfalls beziehen werde, hat - seinerseits in der Tradition der Kritischen Theorie stehend - auf die problematischen Seiten des Bezugs auf Arbeit als Kern von gesellschaftlichen Emanzipationsprozessen aufmerksam gemacht. Für ihn stellt der Versuch sozialistischer Gesellschaften, soziale Emanzipation allein über Arbeit erreichen zu wollen, die Vollendung der ökonomischen oder instrumentellen Rationalisierung dar, nicht deren Aufhebung (Gorz 1994, 49).

² Die Theorie Benjamins läßt sich damit in die Tradition einer an der Kritischen Theorie und Psychoanalyse orientierten feministischen Sozialforschung stellen, die u.a. die problematischen Seiten des vermeintlich autonomen und rationalen männlichen Subjekts thematisiert und zum Ausgangspunkt für ihre Analysen nimmt.

³ Vgl. Benjamin 1990, Anmerkung S. 184.

Zunächst wird es jedoch um die Anerkennungstheorie von Jessica Benjamin gehen, deren wichtigste Argumente und Aussagen ich nachzeichnen werde. Mir geht es dabei um die Rezeption eines theoretischen Ansatzes, der weitere Aspekte der Herrschaftszusammenhänge im Geschlechterverhältnis der DDR beleuchten kann. Darüber hinaus kann diese Theorie aber auch ein begriffliches Instrumentarium bereitstellen, das eine Analyse der empirisch vorgefundenen Geschlechterbeziehungen jenseits des einengenden Arbeitsparadigmas erlaubt. Danach werden die Handlungen und Motive der Frauen und Männer vor allem als Suche nach Anerkennung aufgefaßt. Erst dann nämlich ist es möglich den analytischen Blick vom dominanten Werteparadigma zu befreien: ein Werteparadigma, welches reproduktive Bezüge und Tätigkeiten und die damit verknüpfte Weiblichkeit herabsetzt. Wie ich noch aufzeigen möchte, ist es vor allem die Bedeutung von Beziehungen und Bindungen, die im dominanten Werteparadigma nicht zum Tragen kommt.

Das Paradoxon der Anerkennung

Ausgangspunkt für die Überlegungen Jessica Benjamins (1982; 1985; 1990) ist eine sozialpsychologisch orientierte und psychoanalytisch fundierte Theorie der Subjektconstitution. In der Tradition der Kritischen Theorie stehend, geht es ihr um das Zusammenwirken von Gesellschaft und Individuum, insbesondere aber um die Frage, *"wie Menschen zu den Komplizen ihrer eigenen Unterdrückung werden."* (1982, 426) Zwischen Individuum und Gesellschaft wird ein wechselseitiger Zusammenhang angenommen: Die Subjektconstitution wird einerseits als Ergebnis sozialer Prägungen verstanden, andererseits stellen aber Gesellschaftlichkeit und Kultur u.a. die (historischen) Objektivationen individueller bzw. intersubjektiver Handlungen dar. Anders ausgedrückt ist die Grundannahme die, daß die sozialen Verhältnisse - insbesondere Herrschaft - sich in psychischen Repräsentanzen spiegeln, weil sie sonst nicht funktionieren könnten. Und andersherum: Ohne entsprechende psychische Dispositionen hätte sich die Kultur, wie sie heute existiert, gar nicht entwickeln können.

Benjamin untersucht also zunächst die Formen und Bedingungen der Individuation, um davon ausgehend nach der Bedeutung dieser psychischen Strukturierungsprozesse für die Ausprägung von Kultur zu fragen. Zentral ist dabei, wie gesagt, die Frage nach Herrschaft, wobei Benjamin Herrschaft *"als zweiseitigen Prozeß [begreift], als ein System, das die Beteiligung sowohl derjenigen voraussetzt, die sich der Macht unterwerfen, als auch derjenigen, die sie ausüben."* (1990, 8)

Die Ursprünge von Herrschaft sucht sie jedoch, anders als Freud, nicht in einem grundlegenden Konflikt zwischen Trieb und Kultur, sondern vielmehr in gestörten Anerkennungsbeziehungen. Und diese gestörten Anerkennungsbeziehungen basieren, wie sie zeigen kann, letztlich auf Geschlechterbeziehungen und Geschlechterverhältnissen, in denen die Frau nur als Objekt vorkommt (1990, 8-12).

Benjamin beschreibt die Individuation als Prozeß wechselseitiger Anerkennung zweier Subjekte. Sie grenzt sich damit ausdrücklich von dem bisherigen, an der klassi-

schen Psychoanalyse und ausschließlich triebtheoretisch orientierten Erklärungsparadigma ab, das die Ich-Entwicklung vor allem als Prozeß der Abgrenzung von dem ersten Liebesobjekt - in der Regel die Mutter - versteht (1982, 432; 1993, 45 ff.).⁴ Benjamin bezieht sich hierbei auf die Strömung der Objektbeziehungstheorie innerhalb der Psychoanalyse sowie auf neuere Säuglingsforschung, deren empirischen Ergebnisse die Erkenntnisse der Objektbeziehungstheorie vertiefen bzw. bestätigen (1990, 16 ff.). Nach diesen Erkenntnissen ist das Baby sehr früh dazu fähig, in eine wechselseitige Beziehung zu oder in Interaktion mit seinen Eltern zu treten. Und diese Fähigkeit, mit anderen Menschen in Beziehung zu treten und Bindungen einzugehen, ist ein angeborener, grundlegender menschlicher Impuls.

Denn schon mit drei bis vier Monaten ist der Säugling fähig zu einem komplizierten Mienenspiel, das vor allem durch soziales Interesse motiviert ist. Schon in diesem Alter kann das Baby im Spiel die Initiative ergreifen. Durch sein Lächeln kann es Reaktionen der Eltern hervorrufen. (...) Das wichtigste bei diesem Spiel ist die reziproke Beziehung, die zwei Subjekte herstellen oder verhindern können. (...) Das Kind genießt das Anderssein der Mutter. Und wenn die Mutter mal nicht im gewohnten, gleichmäßigen Rhythmus summt, wenn sie ihre Stimme und ihre Gebärden verändert und Neues mit Wiederholung vermischt, dann wird das Kind sie aufmerksam anschauen und Freude zeigen. (...) Solch spielerische Interaktion ist eine elementare Quelle von Gefühlen des Einsseins - genau wie das Stillen oder das bergende Halten. Die tiefe Befriedigung der Übereinstimmung mit einem anderen Menschen ist also nicht - oder nicht nur - im Sinne einer Triebbefriedigung zu verstehen, sondern im Sinne von Kooperation und Anerkennung. (1990, 29)

Ausgangspunkt für die Ich-Entwicklung ist die Fähigkeit und das Bedürfnis des Menschen, Beziehungen und Bindungen einzugehen, und nicht ausschließlich die Suche nach Befriedigung von Trieben, wie sie in der klassischen Psychoanalyse im Mittelpunkt steht.

Diese Bindung läßt sich nicht einfach auf physiologische Bedürfnisse oder Abhängigkeiten (sekundäre Triebe) zurückführen, wie Freud annahm, sondern sie ist ein im wesentlichen sozialer Impuls. Bindungen entwickeln sich durch die aktive Mitwirkung sowohl des Kindes wie auch der Eltern. Sie sind ein Impuls, der zu einem vertieften Bewußtsein der unabhängigen Existenz des anderen führt und dessen Höhepunkt die gegenseitige Anerkennung ist. (1982, 437)

Es ist dieser Prozeß der wechselseitigen Anerkennung zwischen Kind und Mutter, der zu der Differenzierung eines Selbst führt. Dies kann aber nur gelingen, wenn das Kind einerseits sein Gegenüber als eigenständige Person wahrnehmen und begreifen lernt, andererseits aber auch ein Gegenüber existiert, das dem Kind seine Verschiedenheit bestätigt und es darin anerkennt.

⁴ Benjamin will damit die Bedeutung der triebbezogenen oder auch intrapsychischen Theorie nicht völlig negieren, sondern diese vielmehr um die Dimension der Intersubjektivität ergänzen. Vgl. 1990, 23. Siehe dazu vor allem auch Benjamin 1993, 41ff.

Der wichtigste Aspekt, den Benjamin am Beispiel der Ich-Genese herausarbeitet, ist das *"Paradoxon der Anerkennung"* (1990, 34 ff.). Die Entstehung und auch spätere Aufrechterhaltung des Selbst ist nur in Beziehung zu einer anderen Person möglich. Meine Autonomie und Unabhängigkeit sind also an ein Gegenüber, an eine andere Person gebunden, und bleiben damit untrennbar mit Abhängigkeit verknüpft. Autonomie und Abhängigkeit sind eine unauflösbare, dialektische Einheit. *"Um der eigenen Existenz gewahr zu werden, muß man für einen anderen existieren und im Begehren des anderen steckt der Wunsch nach Anerkennung."* (1985, 12) *"Niemand kann sich der Abhängigkeit von anderen oder dem Wunsch nach Anerkennung entziehen."* (1990, 53) Es ist demnach ein dialektischer, spannungsgeladener Prozeß zwischen Ablösung und Bezogenheit, zwischen Selbstbehauptung und Anerkennung, zwischen Autonomie und Bindung, der die Subjektkonstitution kennzeichnet. *"Das Bedürfnis des Subjekts nach dem Anderen ist insofern paradox, als das Subjekt sich als ein Absolutes, als ein selbständiges Wesen zu setzen versucht, aber um selbst anerkannt zu sein, auch den anderen als Gleichen anerkennen muß. Es muß sich im anderen wiederfinden können."* (1990, 34) Anerkennung gehört also zur Grundbedingung menschlicher Existenz, ohne die sich das Selbst nicht als solches erfahren kann.

Benjamin beschreibt ausführlich, wie die Differenzierung am besten glückt, nämlich dann wenn diese Anerkennung nicht nur einseitig bleibt, sondern zu einem wechselseitigen Verhältnis wird. Die Mutter muß vom Kind als eigenständiges, unabhängiges Wesen erkannt werden, genauso wie die Mutter die (werdende) Eigenständigkeit des Kindes respektieren und fördern muß, es weder zu autoritär, noch permissiv behandeln darf.

Die erste Person, der wir auf diese Weise [gemeint ist eine Anerkennungsbeziehung, d.V.] begegnen, ist unsere Mutter, denn durch unsere Fähigkeit, sie zu beeinflussen, erleben wir uns als mächtig und damit als existent, unsere Intentionen als real und wirksam. Wenn unsere Handlungen die Mutter nicht zu beeinflussen scheinen, fühlen wir uns dagegen ohnmächtig. Überwältigen wir sie aber vollständig, dann ist auch ihre Existenz, die uns anerkennen könnte, vernichtet. Aber sie darf sich nicht einfach unter dem Gewicht unserer Handlungen auflösen, sondern es ist notwendig, daß sie sowohl ihre Integrität aufrecht erhält und zugleich auf uns als tatsächliche Personen antwortet oder reagiert. (1985,12)

Im Ausgang dieser Entwicklung wird der Mensch fähig sein, die Spannung zwischen Selbst und anderem/anderer auszuhalten, das heißt, eine Balance zwischen Selbstbehauptung und Anerkennung herzustellen.

Das Verhältnis zwischen Selbst und der/dem anderen, zwischen Autonomie und Bindung, ist also ein prekäres, spannungsgeladenes Verhältnis. Es kann leicht in Herrschaft bzw. Selbstaufgabe umschlagen, wenn die Balance zwischen beiden Seiten nicht gelingt. Dann wird aus dem Streben nach Selbstbehauptung Aggression und Verleugnung der/des anderen, und aus dem Wunsch nach Anerkennung Unterwerfung unter den Willen des/der anderen. Statt einer reziproken Beziehung der wechselseitigen Anerkennung entsteht so eine komplementäre Beziehung, in der sich Beherrschender und Beherrschter gegenseitig ergänzen.

Darin zeigt sich die Dialektik der Herrschaft: Wenn ich den anderen total kontrolliere, vernichte ich seine Existenz; wenn er mich dagegen völlig kontrolliert, höre ich selbst auf zu existieren. Wirkliche Individuation dagegen impliziert, die wesentliche Spannung zwischen den sich widersprechenden Impulsen der Selbstbehauptung und der Anerkennung des Anderen aufrechtzuerhalten. (1985, 12)

Diese Konzeption von Herrschaft ist nicht völlig neu, sondern wurde, wie Benjamin selbst ausführt, zuerst von Hegel in seiner Herr-Knecht-Dialektik formuliert (1990, 34 ff.). Auch Hegel geht davon aus, daß das Selbst die Bestätigung durch den anderen braucht, um bestehen zu können. Für ihn ist es jedoch von vornherein klar, daß die Spannung des Paradoxons in die Negation des anderen, also in ein Herr-Knecht-Verhältnis umschlagen muß.⁵ Hegel sieht darin gar die Grundbedingung jeglicher Entwicklung. In diesem Punkt jedoch widerspricht Benjamin der Theorie Hegels. Für sie ist eine Balance zwischen Selbstbehauptung und Anerkennung möglich, die jedoch keine grundsätzliche Befriedung erlaubt, wohl aber ein Aushalten oder Ausbalancieren der Spannung zwischen den unüberbrückbaren Gegensätzen von Autonomie und Abhängigkeit (1990, 74). Den tieferen Grund, weshalb diese Balance in unserer Kultur jedoch so selten gelingt, sieht Benjamin darin, daß die Verleugnung von Abhängigkeit und Idealisierung von Autonomie für unsere Kultur kennzeichnend ist. *"Herrschaft beginnt mit dem Versuch, Abhängigkeit zu verleugnen."* (1990, 53) Und diese Verleugnung von Abhängigkeit ist eng mit der hierarchischen Struktur des Geschlechterverhältnisses verknüpft, in der mütterliche Fürsorge abgewertet ist. Insbesondere die Dominanz väterlicher Autorität bringt ein Muster männlicher Identität hervor, das zur Verleugnung der anderen neigt (1982, 436).

Die männliche Position ist gemeinhin eine eher monadische als intersubjektive; sie wiegt sich in der Illusion vom sich selbst konstituierenden Subjekt und vom unabhängigen Bewußtsein. Die Identifikation mit dem Objekt wird als gefährlicher Verlust des Selbst, der Subjektivität und der Kontrolle erfahren. Der monadische Individualismus und die instrumentelle Rationalität sind die kulturellen Korrelate der männlichen Differenzierungserfahrung. (1982, 445)

Benjamin entfaltet das Problem der Herrschaft am Beispiel der sadomasochistischen Beziehung. Sie versteht eine solche Beziehung als Ausdruck fehlgelaufener Anerkennung und als exemplarisches, also auch idealtypisches Muster, an dem sich die Struktur einer Herrschaftsbeziehung nachzeichnen läßt, insbesondere auch das zwischen den Geschlechtern (1985, 10-17; 1990, 56 ff.).⁶ Die beiden Seiten der sadomasochistischen

⁵ Hier muß man ergänzen, daß dies nur für das Spätwerk Hegels zutrifft. In den Frühschriften findet man dagegen ein Modell der wechselseitigen Anerkennung als Grundbedingung menschlicher Existenz, das demjenigen entspricht, das Jessica Benjamin entfaltet. Siehe dazu Honneth 1994, 13 ff.

⁶ Wobei Benjamin aber betont, daß Sadomasochismus nicht ein ausschließlich oder vorrangig mit heterosexuellen Geschlechterbeziehungen verknüpftes Phänomen ist, im Gegenteil (1990, 75). Da aber die Beziehungen zwischen den Geschlechtern sozial-strukturell komplementär angelegt sind und sehr häufig auch auf einer individuellen, nicht sexuellen Ebene diese Struktur annehmen, stellt die sadomasochistische Beziehung eine Metapher für die Struktur der komplementären Geschlechterbeziehungen dar. Die Funktion als Metapher ist deutlich hervorzuheben: Benjamin will mit dem Bezug auf den Sadomasochismus diesen nicht als sexuelle

Beziehung repräsentieren zwei unterschiedliche Varianten fehlgelaufener Differenzierungsprozesse, die die zwei gegensätzlichen und komplementären Pole einer polarisierten Relation zwischen Selbstbehauptung und Anerkennung darstellen. Sie markieren aber den Endpunkt einer fehllaufenden Suche nach Anerkennung und sind nicht - im Gegensatz zur Sichtweise Hegels oder in der klassischen Psychoanalyse - als voraussetzungslose Grundbedingung menschlicher Interaktion zu verstehen, in der "das menschliche Streben nach Allmacht für unausweichlich" (1990, 63) gehalten wird.

Gewiß setzt Hegels Auffassung von Anerkennung ein Ideal von Gegenseitigkeit voraus, wobei beide Subjekte an den widersprüchlichen Momenten von Negation und Anerkennung teilhaben. Doch die Polarisierung dieser beiden Momente ist in Hegels Dialektik unabdingbar, und darum verkörpert jedes der Subjekte schließlich nur einen Pol der Spannung. In der Psychoanalyse wird dieses Auseinanderbrechen eines Ganzen als Spaltung bezeichnet. Ganzheit kann nur bestehen, indem der Widerspruch ausgehalten wird, aber das ist nicht leicht. Bei der Spaltung werden beide Seiten als getrennte, einander entgegengesetzte Tendenzen repräsentiert, so daß sie dem Subjekt nur als Alternativen zugänglich sind. Das Subjekt kann jeweils nur die eine Seite spielen und die entgegengesetzte Seite auf einen anderen projizieren. Mit anderen Worten, im Bewußtsein des Subjekts sind das Selbst und der andere nicht als gleiche und gleichwertige Ganzheiten repräsentiert, sondern in Hälften aufgespalten. (1990, 63-64)

Das bedeutet, daß die in der Kindheit fehlgelaufenen Differenzierungsprozesse⁷ zu einer Spaltung führen, die dann im erwachsenen Leben in sadomasochistischen Beziehungsmustern ausagiert werden kann.

Die sadistische Variante fehlgelaufener Differenzierung sucht Anerkennung in der einseitigen Selbstbehauptung, die das Gegenüber zwar braucht, aber dessen Eigenständigkeit negiert. Anerkennung wird durch die Ausübung von Kontrolle über den anderen gesucht. Bei diesem Versuch, eine Differenzierung quasi nachholend real zu erleben, entsteht das Problem, daß das Gegenüber, bei dem im Grunde genommen Anerkennung gesucht wird, keine wirkliche Anerkennung und Bestätigung des Selbst geben kann, weil es zunehmend seiner selbständigen Existenz beraubt wird. Am Ende besitzt das Gegenüber nicht mehr die Subjektivität, die zur Anerkennung (des Dominierenden) notwendig ist. Es ist ein Schein der Anerkennung, der gesucht wird, indem ich das Gegenüber auf ein Objekt reduziere und mich selbst so als mächtig erleben kann. Dieser Weg der Differenzierung läuft jedoch mit Notwendigkeit irgendwann ins Leere bzw.

Praxis werten oder kritisieren - das wäre zu banal. Vgl. dazu Benjamin 1985. Auch ihr Festhalten an der intrapsychischen Theorie, den intrapsychischen Prozessen impliziert, daß es nicht um eine Ablehnung des Sadomasochismus als sexueller Praktik generell geht: "Doch auch wenn die Fähigkeit zur Anerkennung des Anderen gut entwickelt ist, wenn das Subjekt zu gemeinsamer Erfahrung und zur Aufnahme jener Nahrung 'Anders-als-ich' fähig ist, bleiben die intrapsychischen Fähigkeiten wirksam. Denn die Fähigkeit des Selbst zu manipulieren, zu entfernen, Bedingungen zu verkehren und ein Ding in ein anderes zu verwandeln, ist keine bloße Negation der Realität, sondern auch die Quelle geistiger Kreativität." (1993, 54)

⁷ Als Basis für diese fehlgelaufenen Differenzierungsmuster benennt Benjamin an dieser Stelle noch die entweder permissive oder dominierende Rolle der Elternpersonen (1990, 69 ff.). Aber ihre weiteren Ausführungen machen deutlich, daß der elterliche Erziehungsstil nicht die einzige Quelle für fehlgelaufene Differenzierung darstellt.

kehrt immer wieder an seinen Ausgangspunkt zurück: Das Ich fühlt sich allmächtig, aber leer und unwirklich, weil kein zur Anerkennung fähiges Gegenüber mehr existiert.

Im umgekehrten, masochistischen Fall wird Anerkennung in der Unterwerfung unter eine mächtigere Person gesucht, um so die Bestätigung des Selbst zu finden. Es ist die komplementäre Bereitschaft, den anderen, der mich unterwirft, anzuerkennen bzw. ihn über seine Macht, die er über mich ausübt, anzuerkennen. Die eigene Anerkennung wird nicht über die Akzeptanz als eigenständige Person gesucht, sondern darin, daß das Selbst aufgegeben wird zugunsten der mächtigeren Person. Das Selbst wird durch Aufgehen im anderen gesucht, quasi stellvertretend realisiert der andere meinen eigenen Wunsch nach Eigenständigkeit. Auch hier ist bereits vorprogrammiert, daß der Anerkennungswunsch dauerhaft ins Leere laufen muß: Die Anerkennung durch den anderen kann nicht gelingen, weil das Selbst aufgegeben wurde und nicht mehr der Anerkennung würdig ist. Es verbraucht sich ebenso die Fähigkeit, den Herrschenden anzuerkennen, je mehr ich mich aufgabe (1990, 63 ff.). Benjamin spricht davon, daß der Herrschende im erotischen Spiel der Macht das Selbst der anderen konsumiert, bis es aufgebraucht ist (1985, 15). In beiden Fällen ist die notwendige Gegenseitigkeit nicht gegeben. Damit kann die Anerkennung nicht eingelöst werden.

Gleichzeitig aber ist die erotische Herrschafts- und Unterwerfungsphantasie ironischerweise Ausdruck eines tiefen Verlangens nach Ganzheit. Solange diese Ganzheit nicht auf Wechselseitigkeit beruht, führt diese Sehnsucht nur zu einer ungleichen Komplementarität, bei der einer den Herrn spielt und der andere den Knecht. (1990, 81-82)

Beide Seiten stellen also die komplementären Pole der Spannung von Autonomie und Bindung dar, die in der Beziehung den Ausgleich suchen, der in der eigenen Person - intrapsychisch - nicht gelingen kann: nämlich das Aushalten der Spannung zwischen Autonomie und Abhängigkeit. Und weil ohne diese Spannung das Ich nicht wirklich existieren kann, sucht es diese immer wieder herzustellen, was aber aus den oben genannten Gründen nie wirklich gelingen kann. Es entsteht ein Kreislauf des Zusammenbruchs und des immer wiederholten Versuchs, die Beziehung, die nicht gelingen kann, herzustellen. (1990, 68)

Das Faszinierende an der erotischen Herrschaft liegt wie gesagt für beide Partner in der Verheißung, die aus 'falscher' Differenzierung entstandene Gefühllosigkeit explodieren zu lassen. Erotische Dominanz ist also eine Reaktion auf die qualvolle Isolation des Selbst, auf seine Unfähigkeit, zum anderen vorzudringen, vom anderen erreicht zu werden... (1990, 83)

Wenn damit zunächst nur die Art und Weise, wie Herrschaft funktioniert, am Beispiel der erotischen Unterwerfung beschrieben ist, so stellt sich jetzt die Frage, wodurch sie entsteht. Denn, wie gesagt, Benjamin geht nicht davon aus, daß Herrschaft und Unterwerfung das unausweichliche Muster zwischenmenschlicher Beziehungen darstellt. Für sie stellt Herrschaft das Ergebnis fehlgelaufener Anerkennungsbeziehungen dar, die in die Struktur der hierarchisierten Geschlechterbeziehungen eingebunden sind. Weshalb aber kommt es zu diesen "falschen" Differenzierungsprozessen? Wie laufen sie im ein-

zelen ab? Und inwiefern sind die Geschlechterbeziehungen bzw. die sozialen Geschlechterverhältnisse damit verknüpft? Und welche Folgen haben die geschlechterdifferenzen Ich-Entwicklungsprozesse wiederum für die Kultur?

Geschlechterpolarität und Herrschaft⁸

Die unterschiedliche psychosexuelle Entwicklung von Mädchen und Jungen nimmt ihren Ausgangspunkt in der kulturellen Organisation von Elternschaft: Frauen kommt die Rolle der ersten oder primären Betreuungsperson zu, und das hat Folgen für die jeweiligen Differenzierungsprozesse der Geschlechter. Für den Jungen bedeutet die Tatsache, daß seine erste Bezugsperson eine Frau ist, die erste Identifizierung wieder aufgeben zu müssen - was das Mädchen hingegen nicht muß. Der Junge muß sich als anderes Geschlecht definieren, das Mädchen erhält ihre Identität mit der Mutter aufrecht.

Anfangs fühlen sich alle Kleinkinder ihrer Mutter ähnlich. Dann aber entdeckt der Junge, daß er nicht die Mutter sein kann: er kann sie später nur haben. Diese Entdeckung führt beim Jungen zu einem Bruch der Identifikation, der dem Mädchen erspart bleibt. Das männliche Kind erreicht seine Männlichkeit, indem es seine ursprüngliche Identifikation, sein Einssein mit der Mutter, verleugnet. (1990, 75; Hervorhebungen im Original)

Damit ist schon die wichtigste Linie der Argumentation herausgestellt: Die Frage der Identifikation mit den Eltern, also wie wir uns von der Mutter ablösen bzw. trotzdem weiterhin mit ihr identifizieren können, wie wir uns mit dem Vater identifizieren können und welche Rolle er bei der Ablösung von der Mutter spielt, hat immense Bedeutung für die Herausbildung von Geschlechtsidentität.

Der Junge überwindet seine ursprüngliche Identifikation mit der Mutter auf eine bestimmte Weise, nämlich indem er Mütterlichkeit und Weiblichkeit sowie alle damit verknüpften Eigenschaften und Potentiale abwertet und aus seiner Identität ausgrenzt. Das Fürsorgende, Haltende, Bergende und das "Einssein", all die Aspekte, die mit der frühen Mutterbindung verknüpft waren, können nicht mehr als positive Elemente der männlichen Identität aufrechterhalten werden.

Indem der Junge die Identifikation mit der Mutter und die Abhängigkeit von ihr abbricht, gerät er in Gefahr, überhaupt die Fähigkeit zu wechselseitiger Anerkennung zu verlieren. Emotionale Übereinstimmung und körperliche Harmonie, so typisch für den frühkindlichen Austausch mit der Mutter, bedrohen jetzt seine Identität. Kognitiv kann er natürlich das Prinzip akzeptieren, daß die Andere

⁸ Benjamin zeichnet den Zusammenhang von Subjektkonstitution und der Entstehung von Herrschaft über fehlgelaufene Differenzierungsprozesse sehr weit ausholend in Auseinandersetzung mit der psychoanalytischen Theorie und Diskussion nach. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, diese Auseinandersetzung im einzelnen nachzuvollziehen. Auch die vielen Differenzierungen der psychosexuellen Entwicklung, auf die sie in ihrer Arbeit eingeht, werden nicht Gegenstand meiner Rezeption sein. Mir geht es vielmehr darum, ihre Argumentation nachzuvollziehen, wie sich Geschlechterherrschaft und instrumentelle Vernunft gegenseitig bedingen und hervorbringen.

von ihm getrennt ist. Aber er tut dies ohne die Erfahrung von Empathie oder geteilter Empfindung, die getrennte Subjekte vereinigen kann. Vielmehr bezieht er sich auf die Andere als auf ein Objekt. Wenn diese Objektbeziehung zur Anderen verallgemeinert wird, dann ersetzt Zweckrationalität den affektiven Austausch mit anderen. Solche Rationalität umgeht die reale Anerkennung der Subjektivität anderer. Und diesen Prozeß können wir als 'falsche' Differenzierung bezeichnen. (1990, 76)

Die Ursachen dieser Art männlicher Ablösung von der Mutter liegen, allgemein betrachtet, in der Tatsache begründet, daß der Mutter kulturell weder eine eigenständige Existenz noch ein Subjektstatus zugestanden wird. An dieser Stelle spricht Benjamin dann auch von der geschlechtlichen Arbeitsteilung, die die abhängige weibliche Existenz begründet (1990, 121). Der Vater dagegen ist kulturell als Subjekt definiert, er hat auch real als Bürger und Arbeitskraft eine bevorzugte, eigenständige soziale Stellung gegenüber Frauen. Er repräsentiert somit einseitig die Möglichkeit der Ablösung und Autonomie.

Die Arbeits- und Rollenteilung sind der Ausgangspunkt, auf dessen Grundlage sich die polarisierten Rollen Vater = Subjekt, Mutter = Objekt entwickelt haben und reproduzieren können. Ist diese Struktur erst einmal in der Subjektivität verankert, z.B. über ein masochistisches, selbstverleugnendes Selbst der Mutter, so ist das auch die Basis dafür, daß die Mutter real kein Subjekt verkörpern kann.

Es scheint plausibel, daß dieser Mangel an Subjektivität seitens der Mutter ein großes, wenn nicht das größte Hindernis für die Möglichkeit der Erfahrung gelungener Zerstörung und erfolgreichen Überlebens⁹ ist, und zwar für das männliche wie für das weibliche Kind. Nur eine Mutter, die sich berechtigt fühlt, eine selbständige Person zu sein, kann auch von ihren Kindern als eine solche wahrgenommen werden. Nur eine solche Mutter kann die Aggression und Angst, die unvermeidlich mit der zunehmenden Unabhängigkeit des Kindes verbunden sind, würdigen und ihnen Grenzen setzen. Nur eine Person, die zur voll ausgebildeten Subjektivität gelangt, wird die Zerstörung überleben und eine Entwicklung zu voller Differenzierung erlauben. Diese Tatsache wird erstaunlich oft übersehen. Die Vorstellung, daß die Grenzen, die die Mutter dem Kind setzt, nicht nur eine gelegentliche, auf die Bedürfnisse des Kindes abgestimmte Arznei, sondern tatsächlich durch den Anspruch der Mutter auf ein eigenes, abgelöstes Selbst bedingt sind, ist wahrscheinlich für den Narzißmus von Kindern und Erwachsenen gleichermaßen unerträglich. Die Möglichkeit eines Gleich-

⁹ Die Begriffe "Zerstörung" und "Überleben" beziehen sich auf die Theorie Winnicotts, der davon ausgeht, daß die erfolgreiche Differenzierung die Zerstörung des Objekts im Inneren voraussetzt. Zunächst existiert für das Kind keine Unterscheidung zwischen Selbst und Objekt. Erst die Wut, über das Objekt nicht beliebig verfügen zu können, und die damit verbundene Zerstörung des Objektes als inneres macht es möglich, daß das Kind das Objekt als äußeres, reales akzeptieren kann, sofern das Objekt - die Eltern - diesen Zerstörungswunsch überleben, das heißt, dieser Wut weder nachgeben noch sich dafür rächen. Siehe Benjamin 1990, 39 ff. Zu beachten ist, daß Winnicott den Begriff Objekt im Sinne der Psychoanalyse benutzt, womit die andere begehrte, geliebte oder gehaßte Person gemeint ist. Benjamin dagegen unterscheidet in ihren Texten eher im klassischen philosophischen Sinne zwischen Objekt und Subjekt. Zur Begriffsklärung vgl. Laplanche/Pontalis 1973, S. 335 ff.

gewichts zwischen den Bedürfnissen des Kindes und der Selbstbehauptung der Mutter ist kaum je als psychoanalytische Maxime postuliert worden. (1990, 82)

In diesem Zitat klingt das Zusammenspiel von kulturell verfestigter Entsubjektivierung der Mutter mittels eines bestimmten Mutterbildes und der Entsprechung in der weiblichen Psyche, die die Aufgabe ihres Selbst schon verinnerlicht hat, an.

Die Weigerung des Mannes, die Andere anzuerkennen, wird ergänzt durch die Bereitschaft der Frau, sich mit ihrer mangelnden Subjektivität abzufinden: durch ihre Bereitschaft, Anerkennung zu gewähren, ohne selbst Anerkennung zu erwarten. (...) Die Schwierigkeit weiblicher Differenzierung ist beinahe die spiegelbildliche Entsprechung der männlichen: nur ist sie nicht Negation des Anderen, sondern Selbstverleugnung. Die mütterliche Haltung der Frau erklärt also nicht nur den männlichen Sadismus. Sie erklärt auch etwas 'Falsches' in der weiblichen Entwicklung, das zum Masochismus führt. (1990, 78)

An dieser Stelle wird der Einwand wichtig, daß Frauen in der Gegenwart längst nicht mehr eine eigenständige Existenz und die Unabhängigkeit vom Ehemann/Vater verwehrt wird. Frauen haben heute sehr wohl die Möglichkeit, ihre Eigenständigkeit gegenüber ihrer Mutterrolle zu wahren. Hierauf gibt Benjamin eine Antwort, indem sie auf die kulturellen und sozialen Objektivationen der Ablehnung von mütterlicher Fürsorge verweist. Dazu zählen nicht nur die Symbolisierungen weiblicher (und der entsprechenden männlichen) Rollen und Stereotype, sondern ebenso Institutionen, Wertestrukturen, Denk- und Interpretationsweisen (zentral: die binäre Zweigeschlechtlichkeit¹⁰), und - was Benjamin nicht explizit erwähnt - die Sprache. Alle diese Manifestationen und Objektivationen sind vom phallischen Prinzip männlicher Überlegenheit und weiblicher Abhängigkeit (als Objekt) geprägt und strukturiert. Benjamin macht deutlich, daß es zum einen die Macht "*des Ideals des selbständigen Individuums*" (1990, 166) ist, in dem "*sich die männliche Hegemonie am stärksten*" (ebd.) manifestiert und durch die "*die Idealisierung männlicher und Abwertung weiblicher Werte*" (1990, 167) aufrechterhalten wird.¹¹ Fürsorge und Bindung bleiben so im polaren Gegensatz zur Autonomie definiert.

Zum anderen ist es die Vorherrschaft der instrumentellen Vernunft, über die die Ablehnung mütterlicher Fürsorge und Weiblichkeit weiterhin wirksam bleibt. Als Reifizierung männlicher Identitätsmuster¹² stellt die instrumentelle Rationalität die Basis dafür dar, daß trotz vieler Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen, trotz des Aufweichens der geschlechtlichen Arbeitsteilung und trotz zunehmender Selbständigkeit von Frauen sich an ihrem Objektstatus wenig verändert hat (vgl. 1990, 121, 166-170, 210).

Trotz einer neuen Geschlechter-Neutralität und der Freiheit zu tun, was wir wollen, bleibt die Geschlechter-Polarisierung bestehen. Und sie erzeugt eine

¹⁰ Siehe Benjamin 1990, S. 210, insbesondere Fußnote 60; 1994, S. 9 ff.

¹¹ Ausdrücklich wendet sich Benjamin damit gegen die Vorstellung in der Kritischen Theorie, Herrschaft durch Rationalisierung und instrumentelle Vernunft könne kein Widerstand mehr entgegengebracht werden, weil die dazu notwendige Voraussetzung - die väterliche Autorität - immer mehr verschwinde und durch unpersönliche Institutionen ersetzt werde. Siehe Benjamin 1982.

¹² Vgl. Zitat auf S. 66.

leidvolle Spaltung im Selbst sowie zwischen Selbst und anderem, sie frustriert unentwegt unsere Bemühungen, uns in der Welt und in einander wiederzuerkennen. Meine Kritik am ödipalen Modell weist über die offenkundige Verbindung von Geschlechterdifferenz und Herrschaft hinaus, wie sie sich in der traditionellen Autorität des Vaters über Frau und Kinder manifestierte, und bezieht auch modernere und subtilere Formen dieser Autorität mit ein. Denn sie verweist auf eine Art der männlichen Herrschaft, die durch kulturelle Ideale wirksam wird, durch das Ideal der Individualität und Rationalität, das auch das Schwinden der väterlichen Autorität und die Entstehung gleichberechtigter Familienstrukturen überlebt hat. (1990, 167)

In manchen Sektoren der Gesellschaft können Frauen heute die gleiche emphatische Autonomie beanspruchen, die gleiche 'falsche' Differenzierung auf Kosten realer Anerkennung und Einfühlung, wie sie bislang das Idealbild männlicher Individualität kennzeichnete. Das stereotype Bild der 'Karrierefrau' besagt, daß diese so unpersönlich und distanziert 'wie ein Mann' sein kann. Aber eine solche Individuation, die auf der Leugnung des eigenen Verlangens nach anderen beruht, ist schwerlich als Emanzipation zu bezeichnen. (1990, 83)

In dieser Argumentation ist ein Gedanke enthalten, der mit meinen Überlegungen im vorherigen Kapitel übereinstimmt: An die Stelle unmittelbarer Herrschaftsformen von Männern über Frauen treten im bürgerlich-kapitalistischen Zeitalter zunehmend unpersönliche, vermittelte Herrschaftsformen, die über Strukturen, Symbolisierungen und kulturelle Ideale wirken und die unmittelbare Herrschaftsformen obsolet werden lassen. Diese unpersönliche Herrschaft setzt den Veränderungen in der Geschlechterhierarchie schwer zu überwindende, weil nicht mehr durchschaubare Grenzen. An dieser Stelle wird auch deutlich, weshalb die sozialpsychologische Analyse Benjamins für eine Weiterentwicklung der Theorie der Geschlechterverhältnisse in der DDR besonders interessant ist: Der Widerspruch, daß die Selbständigkeit und Unabhängigkeit, die Frauen durch die berufliche Förderung in der DDR erfuhren, ihren Objektstatus nicht wirklich überwinden half, ließe sich damit erklären. Denn die Polarisierung von Autonomie und Bindung blieb auch in der DDR über symbolische, kulturelle, soziale Strukturen wirksam.¹³

Doch damit eile ich in meiner Argumentation voraus. Zunächst muß ich noch einmal zu den unterschiedlichen Differenzierungsprozessen zurückkehren, die die beiden, polarisierten Geschlechtsidentitäten hervorbringen. Erst dann wird verständlich, wie sich die Polarisierung von Autonomie und Bindung, die gegenseitige Anerkennung verhindert und Herrschaft hervorbringt, mit der Geschlechterdifferenz verknüpft hat.

¹³ Daß die Erwerbstätigkeit von Frauen in der DDR nicht unbedingt zu einem Subjektstatus und zur Überwindung eines Mangels an innerer Subjektivität geführt hat, läßt sich nicht nur anhand einiger meiner empirischen Beispiele belegen, sondern ebenso durch die empirischen Beispiele anderer Autoren: siehe Dölling 1995 und Böckmann-Schewe u.a. 1995.

Der präödipale Differenzierungsprozeß

Die Art und Weise, wie die Differenzierung erfolgt, vollzieht Benjamin anhand von zwei zentralen Entwicklungsphasen nach: der präödipalen und der ödipalen Phase. Die präödipale Phase, die auch als Wiederannäherungsphase bezeichnet wird, ist beim Jungen von einer starken Identifikation mit dem Vater geprägt. Der antwortet auf diesen Identifikationswunsch in der Regel auch, indem er den Jungen darin bestärkt und bestätigt, so zu sein wie er. Die Basis dafür ist die Möglichkeit, sich selbst im kleinen Jungen wiederzuerkennen. *"Der Vater erkennt sich im Sohn wieder. Er sieht in ihm den idealen Jungen, der er selbst hätte sein wollen."* (1990, 107)

Diese Identifikation mit dem Vater besitzt eine hohe Bedeutung für die Ablösung von der Mutter. Der Vater verkörpert - angesichts der kulturell verankerten, ungleichen Rollenverteilung der Eltern - ein anderes Prinzip als die Mutter. Während sie das Bergende, Haltende, Schützende verkörpert, ist der Vater in dieser Phase das aufregende andere, die Ermunterung zu Entdeckung, Selbsttätigkeit und Selbstentfaltung. Er repräsentiert die Außenwelt und ist zugleich der Vermittler zu dieser Außenwelt (1990, 101). Ebenso repräsentiert und verkörpert er das "Begehren", womit Benjamin sowohl das erotische Begehren als auch das nach Selbsttätigkeit und Eigenständigkeit meint.¹⁴

Der Vater vereinigt also auf sich die Vorstellungen sowohl der Ablösung wie des Begehrens; genauer gesagt, diese Vorstellungen sind im Vater-Ideal vereinigt. Jungen und Mädchen erleben den Vater wahrscheinlich gleichermaßen als primären Repräsentanten von Erregung und Anderssein. Jetzt, da das Kind anfängt, den Wunsch und die Erregung als eigenes, inneres Begehren zu empfinden, strebt es nach Anerkennung von seiten dieses aufregenden Anderen. Zweifellos sucht das Kind in dieser Zeit die Anerkennung beider Elternteile, aber es ist der aufregende Vater, dem das Kind gleichen möchte. Das Begehren ist zu diesem Zeitpunkt wesentlich mit dem Streben nach Autonomie und Freiheit verknüpft. Aber dieses Streben wird im Kontext einer starken Bindung realisiert. Der Wunsch, dem Vater zu gleichen, also der Impuls zur Identifikation, ist nicht nur ein defensiver Versuch, die Mutter zurückzudrängen. Er ist auch die Basis einer neuen Art von Liebe. Und ich möchte vorschlagen, diese als identifikatorische Liebe zu bezeichnen. (...) Die identifikatorische Liebe zum Vater, also der Wunsch, von ihm als ihm ähnlich anerkannt zu werden, ist der erotische Motor, der die Ablösung vorantreibt. Der Junge ist in sein Ideal verliebt, und durch sein Ideal beginnt er sich als Subjekt seines Begehrens zu sehen. Durch diese homoerotische Liebe schafft er sich seine männliche Identität und rettet seinen

¹⁴ Im Grunde genommen fließen diese beiden Bedeutungen des Begehrens zum Teil wieder zusammen, weil Benjamin im sexuellen Begehren letztlich auch ein Streben nach Anerkennung sieht. *"Die symbolische Repräsentanz der Frau ist zwar mit Mutterschaft und Fruchtbarkeit verbunden, aber die Mutter wird nicht als sexuelles Subjekt vorgestellt, nicht als jemand, die aktiv begehrt. Im Gegenteil: die Mutter ist eine vollständig entsexualisierte Figur. Und vermutlich ist solche Entsexualisierung als weiterer Aspekt des ihr zugeschriebenen, generelleren Mangels an sozialer Subjektivität zu interpretieren. So wie die Macht der Mutter nicht ihr selbst, sondern dem Kind gehören soll, so soll entsprechend auch die Frau nicht die Freiheit haben, zu tun was sie will; sie ist nicht Subjekt ihres Begehrens. Sie mag Kontrolle und Macht über andere haben, nicht aber über ihr eigenes Schicksal."* (1990, 87)

Narzißmus - auch angesichts seiner Hilflosigkeit. (1990, 104 u. 105; Hervorhebungen im Original)

Das Kind sucht also in der präödiptalen Phase die Entdeckung und Aneignung der Welt, es braucht dafür Bestätigung und Anerkennung, aber auch Vorbilder. Gleichzeitig geht es um die Ablösung von der Mutter, der ersten Identitätsfigur und dem ersten Liebesobjekt. Der Vater allein kann diese Rolle ausfüllen¹⁵ und beim Jungen die Ablösung von der Mutter fördern.

Für das Mädchen jedoch ist diese Identifikation entweder nicht möglich oder zumindest problematisch. Im obigen Zitat wurde deutlich, daß auch das Mädchen die Identifikation mit dem Vater aus den gleichen Gründen wie der Junge sucht, um einen Weg zur Individuierung zu finden. Nur wird sie damit selten Erfolg haben, weil der Vater ihr diese Identifikation in der Regel versagen wird. Da seine eigene, männliche Identität Weiblichkeit abwehren muß, um zu bestehen, werden wenige Väter in der Lage sein, diesen Graben zu überbrücken.

Die Desidentifikation des Vaters von seiner eigenen Mutter sowie sein fortgesetztes Bedürfnis, sich in seiner Verschiedenheit von Frauen zu bestätigen, erschweren es ihm, seine Tochter genauso anzuerkennen wie seinen Sohn. Eher sieht er in ihr ein liebenswertes, süßes kleines Ding: ein heranwachsendes Sexualobjekt. (1990, 107)

In diesem "fehlenden" Vater (1990, 106), der die Identifikation mit der Tochter verweigert und so ihren Identifikationswunsch abweist, sieht Benjamin einen Schlüssel zum Verständnis des fehlenden Begehrens von Frauen "sowie zu dessen Wiederkehr in masochistischer Form." (ebd.) Denn ohne die bestätigende Identifikation mit der autonomen Vaterfigur sind Mädchen zurückgeworfen auf die Mutter, die kein Begehren hat (real) oder die dieses Begehren kulturell-symbolisch nicht repräsentiert.¹⁶ So muß sie sich damit abfinden, wie die Mutter zu sein und kein eigenes Begehren haben zu können. Dies wird in der Regel dazu führen, daß das Mädchen in einer Idealisierung des

¹⁵ Hier muß daran erinnert werden, daß es sozial-strukturelle und kulturell-symbolische Gründe sind, die der Mutter eine ähnliche Aufgabe nicht einräumen: Zum einen ist sie die alleinige primäre Bezugsperson, zum anderen vertritt sie - vor allem symbolisch - nicht die Außenwelt, also das aufregende andere. Zudem spielt es auch eine Rolle, ob eine Mutter, die keinen eigenen Anspruch auf Selbstverwirklichung verfolgt, überhaupt in der Lage ist, das Kind in seinem Drang nach Entdeckung und Selbständigkeit zu ermuntern und zu bestätigen, wenn sie selbst voller Ängstlichkeit ist und das Kind am liebsten festhalten möchte. "Ihre Fürsorge reiche nicht bis hinaus in die Welt: sie verlangt sogar den Verzicht auf diese Welt." (1990, 117) (Siehe dazu auch das zweite Zitat auf S. 74) Interessant ist es, in diesem Zusammenhang sich Alternativen vorzustellen: Wie würde sich der Ablösungsprozess gestalten, wenn Mutter und Vater gleichermaßen sowohl Geborgenheit als auch die Außenwelt repräsentieren, also sowohl eine eigenständige Existenz haben, als auch die Rolle der frühkindlichen Versorgung übernehmen würden, und dies auch Teil der kulturellen Symbolik wäre? Dazu wäre es notwendig, die Verbundenheit der frühkindlichen Phase in ihrer Bedeutung ernst zu nehmen und den Eltern ein Recht auf eigene Betreuung einzuräumen, und zwar nicht, um damit Nachteile für Frauen zu beseitigen, sondern weil beide Eltern für das Kind wichtig sind und die Eltern sich als wichtig für das Kind fühlen wollen. Auf diesen Zusammenhang wird weiter unten noch eingegangen. Siehe auch 1990, S. 209 f.

¹⁶ Ich möchte hier noch mal betonen, daß Benjamin an vielen Stellen den Einfluß hervorhebt, den kulturell-symbolische Repräsentationen der Geschlechterrollen auf die psychosexuelle Entwicklung haben. Sie können die realen Handlungsweisen und Einstellungen einer Mutter oder eines Vaters, die nicht den klassischen Rollenmustern entsprechen, konterkarieren bzw. den fehlenden Vater (oder auch die Mutter) ersetzen. Siehe z.B. 1990, Anmerkung auf S. 103.

Vaters verfangen bleibt und diesen für das idealisiert, was sie niemals haben kann: Eigenständigkeit, Macht, Begehren.¹⁷ Und das legt die Grundlagen für die masochistische Disposition der Frau: Denn von dieser Idealisierung des Vaters¹⁸, die im Erwachsenenalter fortgesetzt wird, ist der nächste Schritt, sich für einen Mann aufzugeben, um *durch* ihn zu leben, also an seiner Macht und seinem Begehren teilzuhaben, nicht mehr weit (1990, 113 ff.). *"Und diese Anbetung äußert sich in Beziehungen der offenen oder unbewußten Unterwerfung. Als erwachsene Frauen idealisieren sie den Mann, der das hat, was sie niemals haben können: nämlich Macht und Begehren."* (1990, 108) Benjamin sieht in der idealisierten, romantischen Liebe von Frauen dann auch den Verzicht auf ein eigenes, sexuelles Begehren (1990, 114).

Benjamin geht aber noch einen Schritt weiter und stellt die Frage, welche Folgen es für die weibliche Individuation hätte, wenn der Vater doch zur anerkennenden Identifikation fähig wäre. In der Realität gibt es ja auch tatsächlich solche Väter und von Mädchen wird ein solcher Weg der Differenzierung über Identifikation mit dem Vater auch oft gesucht. Aber auch dieser Weg führt nicht wirklich zu einer Unabhängigkeit:

Der Wunsch des Mädchens, sich mit dem Vater zu identifizieren, führt selbst dann, wenn er befriedigt wird, angesichts des gegenwärtigen Arrangements der Geschlechter zu tausendfältigen Schwierigkeiten. Solange die Mutter nicht als Person mit eigener sexueller Handlungsfähigkeit wahrgenommen wird, muß die Identifikation mit der Handlungsfähigkeit und mit dem Begehren des Vaters so aussehen, als sei sie gestohlen oder unrechtmäßig angeeignet. Außerdem widerspricht eine Vater-Identifikation sowohl unserem kulturellen Bild der Frau als Sexualobjekt, wie sie auch in Konflikt mit der Mutter-Identifikation des Mädchens steht. Diese Identifikation verträgt sich nicht mit dem, was sie über ihre Stellung in den Augen des Vater weiß. Und sobald die Beziehung zwischen Vater und Tochter sexualisiert ist, wird die Bindung an ihn zu einer hemmenden Schranke und nicht mehr zum Impuls für die Autonomie des Mädchens. (1990, 110)

Worauf Benjamin hinaus will, sind die kulturellen Barrieren dieses männlichen Differenzierungsmodells, in das Abwertung des Weiblichen schon eingebaut ist und das sich deshalb kaum für die Individuierung von Frauen eignet.¹⁹ Zugleich wendet sie sich aber gegen die Prämisse der klassischen Psychoanalyse, nämlich daß die Mutter niemals in

¹⁷ In diesem Sinne interpretiert Benjamin auch den Penisneid neu. Sie versteht ihn als Ausdruck des Mädchens, sich mit dem begehrenden Vater zu identifizieren. Der Tatsache, daß ihr dieser Wunsch versagt wird, führt dann tatsächlich zu so etwas wie Neid auf die Unabhängigkeit, die ihr nicht gewährt wird. (1990, 109)

¹⁸ An anderer Stelle macht Benjamin in Anlehnung an Freud darauf aufmerksam, daß diese Idealisierung des Vaters auch beim Jungen beibehalten werden kann, wenn der Vater sehr autoritär und zur Zuwendung nicht fähig ist. Dann bleibt die Identifikation mit dem Vater blockiert und kehrt sich in eine Idealisierung um, weil der Vater durch Verbote und Abgrenzung unerreichbar bleibt. Der Sohn kann diesem Vater niemals gerecht werden. Diese Idealisierung kann genauso wie beim Mädchen dann in die Unterwerfung unter einen charismatischen Führer münden, wie Freud in seinem Text *Massenpsychologie und Ich-Analyse* beschreibt. Benjamin argumentiert damit explizit gegen die Interpretation der Frankfurter Schule, daß es der abwesende Vater sei, der den autoritären Charakter hervorbringe. Es ist ihrer Ansicht nach vielmehr der autoritäre Vater, der zu dieser Entwicklung führt. Siehe Benjamin 1982 und 1990, 142.

¹⁹ Wie problematisch die Lösung der "Vater-Tochter" für Frauen ist, hat u.a. Christel Eckart aufgezeigt (Eckart 1990, 207 ff.).

der Lage sein kann, ihren Töchtern das zu bieten, was die Väter ihren Söhnen bieten: nämlich *"eine Figur der Ablösung und Handlungsfähigkeit"* (1990, 110) zu sein. In dieser Prämisse erkennt Benjamin allein eine zutreffende Beschreibung unserer Kultur. Die Mutter könnte jedoch durchaus ebenso als Vorbild für eine Individuierung der Kinder dienen, wenn die entsprechenden sozialen und kulturellen Bedingungen gegeben wären. Wenn geschlechtsspezifische Elternrollen und die üblichen Geschlechterstereotype überwunden wären, dann *"könnten beide Eltern ihren Kindern als Vorbilder für Ablösung wie für Anlehnung dienen. Und sowohl Mädchen wie Jungen könnten sich die Identifikation mit beiden Elternteilen zunutze machen, ohne in ihrer geschlechtlichen Identität verunsichert zu werden."* (1990, 110-111) Denn eigentlich geht es ja in dieser Entwicklungsphase um beides: sowohl um Ablösung und Selbständigwerden als auch um Anlehnung und Anerkennung in bezug auf Mutter und Vater. Es wird beides gesucht: sowohl Ähnlichkeit als auch Abgrenzung (1990, 111).

An dieser Stelle sollte daran erinnert werden, daß auch für die Jungen die einseitige Identifikation mit dem Vater und Ablösung von der Mutter problematisch ist. Damit wird die bereits beschriebene Ablehnung des Mütterlichen und Abspaltung alles Weiblichen aus der männlichen Identität eingeleitet. Im System der kulturellen Zweigeschlechtlichkeit²⁰ sieht Benjamin die Ursache, daß es Jungen und Mädchen nicht ermöglicht wird, sich in ebenbürtiger Weise mit beiden Elternpersonen zu identifizieren (1990, 112).

Die väterliche Anerkennung hat also einen Abwehraspekt. Mit ihrer Hilfe kann das Kind seine Abhängigkeit leugnen und sich aus der frühen Mutterbindung lösen. Der Vater tritt wie ein Deus ex machina auf, der den unlösbaren Konflikt [zwischen Autonomie und Abhängigkeit] der Wiederannäherung löst: nämlich den Konflikt zwischen dem Wunsch, an der Mutterbindung festzuhalten, und dem Wunsch, davonzufliegen. Das Kind sucht einen Ausweg aus diesem Dilemma, der ihm Unabhängigkeit unter Vermeidung einer Verlusterfahrung ermöglichen könnte. Und dieser Ausweg aus dem Dilemma liegt in der Spaltung - in der Verteilung widersprüchlicher Strebungen auf die beiden Elternpersonen. Schematisch ausgedrückt, kann die Mutter zum Objekt des Begehrens werden, während der Vater, in dem sich das Kind wiedererkennt, zum Subjekt des Begehrens wird. Ablösung und Individuation werden so zu einer Frage der Geschlechtszugehörigkeit. Anerkennung und Unabhängigkeit werden jetzt im Rahmen der Geschlechterbeziehungen organisiert. (1990, 103)

²⁰ Benjamin schlägt hier offenbar einen Bogen zur poststrukturalistischen Debatte um Zweigeschlechtlichkeit. In einer späteren Veröffentlichung geht sie auf diese Debatte ein und stellt fest, daß es Parallelen zwischen ihrer Analyse der Geschlechterpolarität und der poststrukturalistischen Essentialismuskritik gibt. (Benjamin 1994, 7 ff.) Diese Verbindungslinien zeichnet ebenso Goldner in ihrem Aufsatz nach, der im selben Band veröffentlicht ist (Goldner 1994). Benjamin macht in dem Text von 1994 auch auf die Problematik aufmerksam, daß Heterosexualität die bislang nicht hinterfragte Basis des Verständnisses von Geschlecht in der Psychoanalyse war, und schließt sich damit der Kritik von Judith Butler an, die eine Verbindung zwischen der gesellschaftlichen Organisation von Sexualität und modernen Herrschaftsverhältnissen herstellt. Eine Verbindung zu ihrer eigenen Herrschaftsanalyse zieht Benjamin jedoch nicht. In diesem Zusammenhang läßt sich vielleicht ein Manko in der Theorie Benjamins deutlich machen: Sie unterscheidet nicht zwischen Geschlecht und Sexualität. Diesen Hinweis verdanke ich Cornelia Ott. Zur gesellschaftlichen Organisation von Sexualität und der Kritik der Heteronormativität siehe im übrigen Ott 1998.

So setzt eine Spaltung zwischen den beiden paradoxen Elementen der Differenzierung ein, die später, in der ödipalen Phase, noch vertieft wird. Die kulturell fundierte Behinderung gegengeschlechtlicher Identifikation ist also der Punkt, von dem aus "falsche" Differenzierungsprozesse ihren Ausgang nehmen, Prozesse, die in eine Polarisierung von Autonomie und Bindung münden. Auf der einen Seite väterliche Unabhängigkeit, auf der anderen mütterliche Bindung und Abhängigkeit - die Subjektkonstitution geht in unserer Kultur in fataler Weise eine Verbindung mit der Geschlechterpolarität ein. Und: Beides bedingt sich gegenseitig.

Der ödipale Differenzierungsprozeß

In der ödipalen Phase setzt sich die bereits in der Wiederannäherungsphase begonnene Entwicklung für den Jungen fort und wird darüber hinaus noch verstärkt. Während es in der präödipalen Phase um Ablösung, Anerkennung und Identifikation ging, tritt jetzt ein neues Element der Entwicklung hinzu, das den ödipalen Konflikt auslöst: die Verwandlung der inneren, identifikatorischen Liebe zur Mutter (die auch mit der Identifikation mit dem Vater nicht völlig aufgehoben wurde) in eine Objektliebe (1990, 157). Die Mutter verwandelt sich von einem inneren Objekt in ein äußeres, das begehrt wird.

Der Ablauf des klassischen ödipalen Konflikts ist folgender: Der Sohn begehrt die Mutter, verzichtet aber auf sie unter dem Druck der väterlichen Macht und Autorität. Es ist die Kastrationsdrohung des Vaters, die den Sohn davon abhält, zur Mutter zurückzukehren und sie in einem neuen, sexualisierten Sinne zu besitzen. Die psychische Lösung für den Sohn besteht darin, daß er auf die Mutter verzichtet und die Übermacht des Vaters akzeptiert. Dabei wird die väterliche Macht, um sie ohne große narzißtische Kränkung verarbeiten zu können, nach innen genommen. Es entsteht so die innere Instanz der väterlichen Macht oder Autorität, das Über-Ich, das die wichtige psychische Funktion der Selbststeuerung übernimmt und zu der Basis für Individuierung wird. Die Grundidee ist also folgende: Erst der Vater ermöglicht die Differenzierung und Entstehung eines unabhängigen Ichs, weil er die Rückkehr zur Mutter verbietet. Darüber hinaus wird die väterliche Autorität zur inneren Instanz - die entscheidende psychische Basis für Selbstregulation: *"Autorität wird durch unabhängiges Bewußtsein, Verbot durch Selbstkontrolle ersetzt."* (1982, 433) Der Vater allein ist in dieser Sichtweise fähig, Differenzierung zu ermöglichen. Seine Autorität - die auf Autonomie und Überlegenheit auch gegenüber der Mutter beruht - ist die Grundlage für Ich-Bildung und Zivilisation. Er rettet den Sohn quasi vor der Gefahr der Regression, indem er die (Wieder)Vereinigung mit der (fürsorglichen) Mutter verhindert.

Wichtig ist auch hier anzumerken, daß nicht nur ein real existierender Vater für diese Entwicklung maßgeblich ist, sondern ebenso die kulturellen Repräsentationen phallischer väterlicher Macht. Das heißt, daß die symbolische Vaterfigur an die Stelle eines realen - z.B. wenig autoritären - oder fehlenden Vaters treten kann: Die Außenwelt verlangt dennoch vom Jungen, sich wie ein kleiner Mann zu verhalten (1990, 158).

Benjamins Kritik zielt genau auf die Vorstellung, daß Differenzierung nur durch Abgrenzung von der haltenden, fürsorgenden Mutter möglich sei. (1990, 156) Sie interpretiert den ödipalen Konflikt vielmehr als kulturell bestimmte Form männlicher Individuation, die sich im wesentlichen auf die Ablehnung der mütterlichen Zuwendung und Verbundenheit mit ihr gründet. Es ist keine universale Form der Individuierung, sondern eine explizit männliche.

Daß sie als universelle Form der Individuierung betrachtet wird, ist nichts anderes als der Ausdruck männlicher Hegemonie (1990, 164 ff.). Es geht im ödipalen Konflikt nicht nur um das Verbot der sexuellen Vereinigung, sondern ebenso um ein Identifizierungsverbot gegenüber der Mutter (1990, 157). Während die klassische Psychoanalyse vor allem das Inzestverbot thematisiert, auf dem letztlich auch Kultur und Individuierung beruhen sollen, thematisiert Benjamin die Frage, weshalb es wichtig ist, sich so total von der Mutter abzugrenzen.

Die ödipale Ablösung baut nach Benjamin auf der Geschlechterpolarisierung auf und bestätigt und verfestigt diese: Weiblichkeit symbolisiert gefährliche Regression und Verschmelzung, die männliche Individuierung kann nur gelingen, wenn alles Weibliche abgespalten wird und auf das Objekt projiziert wird.

Die ganze Erfahrung der Mutter-Kind-Dyade wird retrospektiv mit Weiblichkeit gleichgesetzt und vice versa. Nachdem der Junge gelernt hat, daß er keine Babys haben kann wie die Mutter und auch nicht ihre Rolle spielen kann, kann er nur noch als Säugling zu ihr zurückkehren, mit aller Abhängigkeit und Verletzlichkeit eines Säuglings. Ihre Fürsorglichkeit droht ihn nun wiederzuverschlingen, da sie ihn an Hilflosigkeit und Abhängigkeit erinnert. Dies muß er bekämpfen, indem er seine Verschiedenheit und Überlegenheit behauptet. In dem Maß, wie die Identifizierung blockiert wird, bleibt dem Jungen nichts anderes übrig, als seine Kindheit durch Ablehnung seiner Abhängigkeit zu überwinden. Dies ist der Grund, warum das ödipale Ideal der Unverletzlichkeit jegliche Abhängigkeit aus der Definition von Autonomie ausschließt. (1990, 157)

In der ödipalen Triade konventioneller Art taucht gar nicht erst die Möglichkeit auf, daß die Mutter auch Subjekt sein kann. Die Mutter taucht nur als selbstlos Pflgende auf, nicht als eine Person, die ihre Bedürfnisse von sich aus dem Kind gegenüber abgrenzt und so die notwendige Differenzierung des Kindes vorantreibt. Es ist also der Gedanke entscheidend, daß es eben *nicht* die Abgrenzung von der anderen, also die Verleugnung der Abhängigkeit ist, die zur Ich-Bildung und Differenzierung führt. Es ist gerade die Auseinandersetzung mit der Abhängigkeit, die zur wirklichen Unabhängigkeit führt. Denn nur die andere ist fähig, mich in meiner Autonomie zu bestätigen. Daß die Ich-Genese als Abgrenzung von der Mutter interpretiert und sogar idealisiert wird, ist Ausdruck dafür, daß die mit männlicher Herrschaft verknüpfte Form der Individuierung zur hegemonialen Form geworden ist (1982, 429 u. 436).²¹

²¹ In dem Text von 1982 ist dieser Gedanke mit einer Kritik an der Frankfurter Schule verknüpft, die eben diese Grundannahme einer notwendigen Abkehr von der Mutter vertritt. Das heißt, auch in der Kritischen Theorie wird die Individuierung in Subjekt-Objekt-Relationen gedacht, und nicht in Subjekt-Subjekt-Relationen. Und obwohl die Kritik der instrumentellen Vernunft ein wesentliches Element der Kritischen Theorie darstellt, blei-

Benjamin zeigt also, daß die Ablehnung der Mutter nicht notwendige Folge der mütterlichen regressiven Macht ist, sondern Projektion einer männlichen Art der Ablösung, die Abhängigkeit nicht mehr integrieren kann. Und es ist die kulturelle Verweigerung der weiblichen Subjektivität, die sich im ödipalen Konflikt spiegelt.

Der ödipale Vater stellt unsere Form der Individualität dar. Er gibt uns Auskunft darüber, daß uns die, die uns ernährt, nicht befreit und daß der, der uns befreit, uns nicht ernährt, sondern beherrscht. Folglich ist die Polarität zwischen zwei Grundbedürfnissen, nämlich dem nach Pflege bzw. Zuwendung und dem nach Autonomie bzw. Freiheit, institutionalisiert. Zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit wird eine falsche Antinomie hergestellt. Entweder verleugnen/kontrollieren wir unsere Bedürfnisse oder wir werden von ihnen versklavt. Der Ödipuskomplex institutionalisiert und verdinglicht diese Polarität, indem er ihr eine soziale Gestalt gibt und jeder Seite ein Geschlecht zuweist. Das utopische Verlangen, die Einheit dieser Bedürfnisse zurückzuerlangen, ist endgültig undefiniert und als gefährliche Regression verboten. (1982, 436)

Entgegen dem üblichen Verständnis des Ödipuskonfliktes macht Benjamin auf die äußerst problematischen Wirkungen dieser Art Differenzierung von der Mutter aufmerksam. "Aber der Schaden, den diese Ablehnung der männlichen Psyche zufügt, ist durchaus dem 'Mangel' der Frau vergleichbar, auch wenn dieser Schaden als Kompetenz und Unverletzlichkeit maskiert wird." (1990, 156) Mit Ablehnung statt Anerkennung als Form von Differenzierung ist eine vollständige Ablösung von der Mutter gar nicht möglich. Statt dessen werden durch das Identifikationsverbot die weiblichen Anteile angstvoll abgelehnt und abgespalten.

In der ödipalen Realität wird der körperliche Geschlechtsunterschied zur Grenze, die nicht mehr übertreten werden kann. Mit der Lösung des Ödipuskomplexes sind beide Rückwege zur Mutter - die Identifikation und die Objektliebe - blockiert. Der Junge muß nicht nur auf seine inzestuöse, sondern auch auf seine identifikatorische Liebe zur Mutter verzichten. In dieser Hinsicht wirken die widersprüchlichen Gebote des ödipalen Vaters - 'Du sollst mir gleichen' und 'Du darfst mir nicht gleichen' - in der Ablehnung der Identität (mit) der Mutter zusammen. Die ödipalen Gebote besagen tatsächlich: 'Du darfst nicht der Mutter gleichen, und du mußt warten, bis du sie lieben kannst, wie ich es tue.' Beide Instanzen, sowohl das väterliche Ich-Ideal als auch das Über-Ich, drängen den Jungen fort von der Abhängigkeit, Verletzlichkeit und Intimität mit der Mutter. Und die Mutter, ursprünglich die Quelle des Guten, ist jetzt außerhalb des Selbst lokalisiert und wird als Objekt-Liebe externalisiert. Vielleicht hat sie noch ideale Züge, aber sie gehört nicht mehr zum Ich-Ideal des Jungen. Die gute Mutter ist nicht mehr innen. Sie ist etwas Verlorenes - das Paradies, die Unschuld, Befriedigung und freigebige Brust -, das durch Liebe draußen wiedergefunden werden muß. (1990, 156-157)

ben nach Benjamin deren Vertreter ebenso der Subjekt-Objekt-Logik verhaftet, die sie selbst als Basis für die Existenz instrumenteller Vernunft herausgestellt haben (1982, 429).

Das Gute der Mutter ist nicht mehr Teil der männlichen Identität, was unterschwellige Verlustängste erzeugt (158). Die Macht der Mutter ist als unbewußte umso stärker und bedrohlicher. Auch die sexuelle Subjektivität des Mannes ist möglicherweise dadurch eingeschränkt, daß der Junge kein Zutrauen zu seinem "Inneren" mehr haben kann (158-157). Letztlich führt dieser Verlust innerer Räume dazu, daß der Junge "*süchtig wird auf die Eroberung äußerer Räume*" (159). Die Mutter kann nur durch Heldentaten zurückerobert werden. Insofern widerspricht die ödipale Konfliktlösung genau dem eigentlichen Ziel der ödipalen Phase: der Ablösung. Eine wirkliche Differenzierung würde die Anerkennung der Mutter in ihrer Subjektivität voraussetzen. Dann wäre die Akzeptanz der mütterlichen Anteile möglich, die Differenzierung würde über Verzicht und nicht Ablehnung erfolgen (163).

Benjamin widerspricht dem Bild der Mutter, das für die ödipale Entwicklungsphase prägend war: die phantasierte mächtige Mutter, bedrohlich und verschlingend. Dabei handele es sich um eine "*symbolische Verdichtung*" (167), die die Art und Weise, wie männliche Differenzierung (kulturell) organisiert ist, zum Ausdruck bringe. Die Realität der frühkindlichen Verbindung mit der Mutter ist eine andere, wie die Säuglingsforschung zeigt: Bereits hier setzt die oben beschriebene Interaktion gegenseitiger Anerkennung ein, und es gibt sowohl Übereinstimmung als auch Trennung, Trost und Hilfslosigkeit, Ablösung und Identifikation (168). Nimmt man diese "*Freude an der interpersonalen Verbindung*" (169) zum Ausgangspunkt der menschlichen Entwicklung, dann braucht auch nicht mehr an dem Bild festgehalten zu werden, daß eine mächtige Vaterfigur die Wiederverschmelzung mit der Mutter verhindern muß, um die Identitätsbildung überhaupt erreichen zu können.

Die Blockierung der Identifikation reduziert die Mutter auf die komplementäre Andere, die sich leicht in eine Feindin verwandelt, zur Gegnerin im vergeltenden Machtkampf zwischen den Geschlechtern. Diese Wahrnehmung der Mutter mischt sich mit jener Abwehrhaltung, die als Reaktion auf das Paradoxon der Anerkennung eingenommen wird, sobald die Macht dessen, auf den man sich verlassen hat, das verletzliche Selbst zu bedrohen scheint. Wenn diese Abwehrhaltung in einem kohärenten Symbolsystem der Geschlechter institutionalisiert ist, wie etwa im Ödipuskomplex, verwehrt es den Zugang zur unmittelbaren Erfahrung der anderen. Das symbolische System verfestigt das Gefühl einer gefährlichen, aber verlockenden mütterlichen Macht sowie das Bedürfnis nach väterlichem Schutz vor dieser. Je heftiger die Quelle der Fürsorge abgelehnt wird, desto gefährlicher und verlockender erscheint sie. Das dämonische Bild der mütterlichen Liebe entspricht dem Abscheu, mit dem der verbotene Wunsch nach seiner Verdrängung belegt wird. (1990, 170)

Insgesamt führt die ödipale Entwicklung beim Jungen zu einer generellen Ablehnung und Entwertung von Weiblichkeit und im Zusammenhang damit, zu einer Idealisierung von (väterlicher) Unabhängigkeit und Ungebundenheit. Letztlich ist es das Identifikationsverbot mit der Mutter - analog zu dem Identifikationsverbot für das Mädchen gegenüber ihrem Vater - das zur männlichen Ich-Bildung führt: Ein Ich, das sich über Ab-

grenzung und Verleugnung der anderen definiert, die nur noch als Liebesobjekt fungieren kann, nicht als Figur, in der sich der Junge auch selbst entdecken kann.

Auf die Bedeutung des ödipalen Konfliktes für das Mädchen geht Benjamin nicht weiter ein. Sie merkt nur an, daß darin das Modell der Weiblichkeit als *"einfaches Spiegelbild der Männlichkeit konstruiert ist."* (165) Weiblichkeit ist als komplementäres Gegenbild konzipiert, das genau all jene Eigenschaften enthält, die der Junge in sich abspalten soll. Wenn für beide Geschlechter das einseitige, gleichgeschlechtliche Identifikationsgebot gilt, so besteht der Unterschied für Mädchen darin, daß die Vaterfigur keine Bedrohung ihrer Identität darstellt, sondern ein unerreichbares Ideal.²² Hier wird etwas nochmals herausgehoben, was äußerst wichtig ist und was in den vorherigen Kapiteln in einem sozio-kulturellen Kontext bereits angesprochen wurde: Weiblichkeit und Männlichkeit sind relationale Begriffe und Konstruktionen. Keins ist ohne das andere denkbar, beides gründet in spiegelbildlicher, komplementärer Weise auf das andere. *"Jedes Geschlecht kann nur einen Aspekt der polarisierten Beziehung zwischen dem Selbst und der anderen repräsentieren."* (1990, 165) Grundlage für diese Komplementarität ist wiederum die Geschlechterpolarität und die damit verknüpfte Abwertung von Weiblichkeit und mütterlicher Fürsorge. Und auf dieser geschlechterdifferenten Individuation gründet die Verleugnung von Abhängigkeit, auf der aus Benjamins Sicht letztlich die moderne Herrschaftsform beruht.

Benjamin setzt der Hegemonie von Autonomie die Idee der Balance entgegen, die die Vorstellung einer Versöhnung zwischen beiden, heute polarisierten Seiten von Autonomie und Bindung beinhaltet. Die Aufhebung dieser Polarisierung führe dazu, daß die Absolutheit der Geschlechtergrenzen nicht mehr notwendig sei. Deshalb macht Benjamin darauf aufmerksam, daß eine einfache Aufwertung mütterlicher Fürsorge keine Lösung darstellt, obwohl sie andererseits eine Aufwertung weiblicher Werte bejaht.²³ Das dürfe jedoch nicht dazu führen, daß sie an die Stelle männlicher Muster gesetzt werden. Weder eine Verklärung der Mutter noch die Idealisierung des väterlichen Weges der (scheinbar) absoluten Autonomie führe aus dem Dilemma. Weder die einfache Umkehrung, noch die einseitige Angleichung von Frauen an männliche Muster stelle die Geschlechterhierarchie wirklich in Frage (1990, 82 ff.). Nur das Aushalten der Spannung, das Herstellen einer Balance zwischen den gegensätzlichen, jedoch untrennbaren Bestrebungen nach Autonomie und Verbundenheit, und zwar sowohl individuell als auch kulturell, kann eine wirkliche Änderung herbeiführen.

Gewiß muß die angestammte Sphäre der Frau wieder aufgewertet werden. Aber die feministische Theorie darf sich nicht mit einer simplen Umkehrung begnügen, die die Bedingungen der herrschenden Geschlechter-Polarität nicht verändert. Aus dem gleichen Grund dürfen Feministinnen sich auch nicht damit be-

²² Siehe dazu nochmals die Ausführungen auf S. 79. Die Basis für die ödipale Entwicklung des Mädchens ist also das, was sie in der präödipalen Phase erfahren hat: Sie wird niemals das haben, was der Vater hat. Ich empfinde es dennoch als Schwachstelle, daß Benjamin nicht weiter auf die ödipale Entwicklung des Mädchens eingeht. Und es ist die Frage, ob Weiblichkeit in dieser Phase nur als *"einfaches Spiegelbild"* zur Männlichkeit auftaucht. In dieser Interpretation bleibt beispielsweise die Frage unberücksichtigt, welche Rolle die homoerotischen Wünsche des Mädchens der Mutter gegenüber spielen.

²³ Dabei bezieht sie sich beispielsweise auf die Arbeiten von Gilligan (1984).

gnügen, männliche Territorien für die Frau zu erobern. Denn in Wirklichkeit ist unsere Aufgabe viel komplexer: Wir müssen den Gegensatz zwischen den beiden Sphären überwinden, indem wir die Polarisierung von Mann und Frau durch eine Beziehung des Gleichgewichts ersetzen. (1990, 90/91)

Benjamins idealtypische Analyse läßt nicht außer acht, daß in der Realität der konkreten einzelnen viel mehr Grenzüberschreitungen in die eine oder andere Richtung - also sowohl bei Frauen als auch bei Männern - existieren, als es die kulturelle Norm wahrhaben will. Insofern ist es, glaube ich, auch kein Problem, die These Regina Becker-Schmidts von der doppelten Vergesellschaftung von Frauen mit der Theorie Benjamins zu vereinbaren. Dabei meine ich insbesondere die These, daß die weibliche Psyche stärker geschlechtsübergreifende Potentiale umfaßt als die rigidiere männliche (Becker-Schmidt 1995, 240). Benjamins Argumentation zielt jedoch auf etwas anderes: nämlich darauf, daß die Ich-Bildung von Intersubjektivität abhängt und daß die Internalisierung väterlicher als auch mütterlicher Anteile problematisch bleiben muß, solange die Spaltung zwischen beiden nicht aufgehoben ist.²⁴ Und solange die Spaltung von Autonomie und Bindung kulturell bestimmend bleibt, wird die Anverwandlung von Frauen an die männliche Seite ein fragwürdiger Schritt bleiben - wie ich am Beispiel der Geschlechterverhältnisse in der DDR auch zu zeigen versuche.

Verweigerte Anerkennung und instrumentelle Vernunft

Nachdem deutlich geworden ist, wie die polarisierte Geschlechterstruktur eine falsche Form von Differenzierung sowohl für die männliche als auch die weibliche Seite hervorbringt, geht es jetzt darum, deutlicher herauszuarbeiten, mit welchen "kulturellen Korrelaten" (1982, 445) die gestörten Anerkennungsbeziehungen einhergehen. Genau das war ja letztendlich das Ziel: Benjamins Argumentation nachzuvollziehen, wie sich die hierarchischen Geschlechterbeziehungen und moderne Herrschaftsformen - allen voran die instrumentelle Rationalität - gegenseitig bedingen.²⁵

...die ödipale Geschlechterpolarität, so zwingend in ihrer Logik wie verhängnisvoll in ihrer unbewußten Verankerung, bleibt nicht auf die individuelle Psyche

²⁴ Regina Becker-Schmidt geht in dem angesprochenen Text (1995) zwar auf Benjamins Beschreibung männlicher Differenzierungsprozesse ein, ohne jedoch den anderen theoretischen Ausgangspunkt - die Intersubjektivität als Grundbedingung von Differenzierung - zu berücksichtigen. Becker-Schmidt stellt die körperliche Differenzierungserfahrung des Jungen und die damit verknüpfte narzißtische Kränkung in den Mittelpunkt, um den Ablösungsprozeß des Jungen von der Mutter zu erklären. Sie argumentiert vor dem Hintergrund einer triebtheoretischen Psychoanalyse, die Benjamin als dominantes Erklärungsmodell jedoch in Frage stellen möchte. So entgeht Becker-Schmidt auch der entscheidende Gedanke Benjamins, daß Identifikationen über Körpergrenzen hinweg möglich bleiben, nämlich durch Anerkennung. Bei Benjamin geht andererseits der von Becker-Schmidt beschriebene Aspekt der männlichen Ablösung unter: nämlich als Junge die narzißtische Kränkung verarbeiten zu müssen, nicht wie die Mutter zu sein und nicht gebären zu können. Siehe Becker-Schmidt 1995, 231.

²⁵ Hervorzuheben ist, daß es sich um einen dialektischen Zusammenhang zwischen den hierarchischen Geschlechterbeziehungen und der instrumentellen Rationalität handelt: Keines existiert ohne das andere, beides entwickelt sich in bezug aufeinander.

beschränkt, wo sie sich als Spaltung zwischen Mutter und Vater ausdrückt. Diese Polarität findet, wie ich schon sagte, ihre Analogie in anderen tradierten Dualismen der westlichen Kultur: Rationalität und Irrationalität, Subjekt und Objekt, Autonomie und Abhängigkeit. (1990, 177)

Benjamin zeigt, "wie diese Spaltung, die die Polarisierung der Geschlechter konstituiert, sich im intellektuellen und sozialen Leben wiederholt und wie sie die Möglichkeiten einer gegenseitigen Anerkennung in der Gesellschaft insgesamt eliminiert." (ebd.)²⁶

Verweigerte Anerkennung ist für Benjamin Quelle jeglicher Herrschaftsbeziehungen.²⁷ Wenn zwischen Selbst und anderem/anderer keine reziproke Beziehung möglich ist, in der das Selbst seine Unabhängigkeit in der Abhängigkeit von der anderen/dem anderen begreift, dann entsteht Herrschaft. Selbstbehauptung wird dann in der Unterwerfung der/des anderen gesucht und Autonomie wird dann mißverstanden als Negation des anderen. In dieser intersubjektiven Perspektive ist Herrschaft, wie sie Hegel in seiner Herr-Knecht-Dialektik beschreibt, nicht unausweichlich Folge zwischenmenschlicher Beziehungen, sondern Ergebnis einer gestörten Balance zwischen zwei Subjekten.²⁸

Anhand der psychischen Individuierungsprozesse läßt sich nachvollziehen, wie diese gestörte Balance zwischen Autonomie und Bindung im Zusammenhang mit einem kulturell bestimmten Geschlechterverhältnis steht und sich mit den polarisierten Geschlechtsidentitäten verbindet: Weil die männliche Ablösung von der Mutter als Abkehr von den mütterlichen Prinzipien Fürsorge und Bindung definiert ist, wird Autonomie idealisiert und in einen ausschließenden Gegensatz zur Verbundenheit gebracht. Grundlage dieser Entwicklung sind die verweigerte Subjektivität der Mutter und die väterliche Vorherrschaft.

Vor dem Hintergrund dieser polarisierten, psychischen Differenzierungsprozesse wurde es möglich, daß sich auch kulturell das Ideal einer Autonomie und einer monadischen Individualität durchsetzte, das ohne Bindung auszukommen meint. Und diese Vorstellung von absoluter Unabhängigkeit begünstigte auch eine Entwicklung, die zur Vorherrschaft von instrumenteller Rationalität führte.

²⁶ Benjamins Argumentation geht nicht weiter, als den Zusammenhang zu benennen, der zwischen der männlichen Subjektivität mit seiner Ablehnung mütterlicher Fürsorge und der instrumentellen Vernunft besteht. Sie spricht von "Manifestation", "Repräsentanz" (1982, 430, vgl. Zitat auf S. 66), von einer "Verquickung" zwischen beidem, von einer "Wiederholung", "Analogie" oder "Entsprechung" (177) in der Kultur, von "Wesensverwandtschaft" (178), von der "geschlechtsspezifischen" oder "männlichen Rationalität" (208), wenn es ihr darum geht, diesen Zusammenhang deutlich zu machen - aber die Erklärung, wie sich beides als Zusammenhang im einzelnen herausgebildet hat, bleibt sie letztlich schuldig. Ich denke, daß dies ihrer Theorie keinen Abbruch tut - die Feststellung einer Analogie und die analytische Herausarbeitung eines Zusammenhanges bedeutet nicht, daß unbedingt entfaltet werden muß, wie er historisch im einzelnen zustande gekommen ist.

²⁷ Siehe dazu die Ausführungen auf Seite 69 ff.

²⁸ Mit der gleichen These beschäftigt sich Axel Honneth (1994). Unter Bezug auf die frühen Arbeiten von Hegel und die sozialpsychologischen Arbeiten George Meads entfaltet Honneth die Theorie, daß nicht der Kampf aller gegen aller, sondern vielmehr der "Kampf um Anerkennung" der Ausgangspunkt rechtlicher und damit sozialer Entwicklung ist, die Gerechtigkeit und Solidarität zum Ziel hat. Er bezieht sich u.a. auch auf die These Jessica Benjamins, daß Identitätsbildung nur vor dem Hintergrund liebender Anerkennung möglich ist. Die Entwicklung sozialer Identität ist hingegen an individuelle Rechte gebunden, die jedem einzelnen zugestanden werden, und auf deren Grundlage das Individuum dann wieder die Rechte anderer Individuen anerkennt.

Somit ebnet die männliche Differenzierungserfahrung, wie Evelyn Keller es formuliert hat, 'einer Vorstellung den Weg, die auf der radikalen Dichotomie von Subjekt und Objekt aufbaut', auf Objektivität (Trennung von Affekt und Wahrnehmung) und auf analytischem Denken als Differenzierungsinstanz. Die Betonung von Ich-Grenzen und Trennung entspricht dem formalen Liberalismus, der Rechte vor Bedürfnisse setzt. Diese dichotomisierende Vorstellung wurde durch einen historischen Prozeß zu dem, was die Kritische Theorie als instrumentelle Rationalität bezeichnet. Die männliche Position ist gemeinhin eine eher monadische als intersubjektive; sie wiegt sich in der Illusion vom sich selbst konstituierenden Subjekt und vom unabhängigen Bewußtsein. (...) Der monadische Individualismus und die instrumentelle Rationalität sind die kulturellen Korrelate der männlichen Differenzierungserfahrung. (1982, 445)²⁹

Die Geschichte der Kritik an der instrumentellen Vernunft ist lang: von Marx über Max Weber bis zu den Autoren der Frankfurter Schule ist die instrumentelle Vernunft als entscheidendes Wirkungsprinzip moderner Herrschaftsverhältnisse analysiert worden. An diese Analysen knüpft Benjamin auch an (1990, 179 ff.).

Instrumentelle Vernunft oder auch formale Rationalität meint die Vorherrschaft eines formalen, rechenhaften Prinzips, das in der Moderne alle Lebensbereiche zunehmend durchdringt. Formales Recht, formale Verwaltungskriterien, formal-rationales Wirtschaften - das sind Elemente des modernen sozialen Systems. Vom neuen Prinzip des Wirtschaftens ausgehend, setzt sich die formale Rationalität zunehmend als bestimmendes Prinzip in allen sozialen Bereichen durch: Produziert wird unter seiner Herrschaft nicht mehr zur Bedarfsdeckung, wie in der traditionellen Gesellschaft, sondern um Profit zu machen. Dieses Prinzip des "Immer Mehr" kennt keinen Zweck mehr, außer dem des immer neuen und erweiterten Profits. Die Mittel treten an die Stelle von Zwecken, was einen Prozeß der Rationalisierung in Gang setzt, wie er früheren Kulturen fremd war. In der ökonomischen Sphäre wird alles daran gemessen, ob es dem ökonomischen Zweck der Profitmaximierung dient. Dazu muß jedes Element der Produktion berechenbar werden, reduziert auf deren Kosten in bezug auf den Gewinn. Das setzt voraus, das alles, was zur Produktion gehört, zur Ware wird, die ihren berechenbaren Preis hat - so auch die Arbeitskraft. Und es setzt voraus, daß den Produzierenden die selbständige Organisation und Kontrolle ihrer Arbeitshandlungen entzogen wird. Bedürfnisse und Fürsorge haben in diesem System keinen Raum mehr und werden - wie bereits beschrieben - in die Privatsphäre verbannt.

Marx kommt das Verdienst zu, als erster das Herrschaftsmoment in dieser Logik³⁰ aufgedeckt zu haben: Der Unternehmer kauft die Arbeitskraft des Arbeiters ein, über die er dann beliebig verfügen kann. Der Lohn entspricht nicht dem Wert, den die Vernutzung dieser Arbeitskraft hervorbringt, sondern nur dem Preis der Ware Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt. Es ist diese Wertdifferenz, der Mehrwert, den der Unternehmer ein-

²⁹ Vgl. auch 1985, 22; 1990, 177 ff.

³⁰ Marx' Analyse war an dieser Stelle auf ökonomische Zusammenhänge gerichtet. Er benutzte Begriffe wie Äquivalententausch, Warenproduktion und Kapitallogik - den Begriff instrumentelle Rationalität benutzt er jedoch nicht. Dieser Begriff wurde - vom Rationalitätsbegriff Webers ausgehend - erst von der Kritischen Theorie geprägt.

steckt bzw. in technische Investitionen leitet, durch die dann wieder neue Rationalisierungen in Gang gesetzt werden. Die "tote" (Marx), im investiven Kapital materialisierte Arbeit beherrscht durch Technisierung zunehmend die lebendige Arbeit. Die Produktivität der einzelnen Arbeitskraft erhöht sich durch den Technikeinsatz, was bedeutet, mit weniger Arbeitskräften mehr zu produzieren. Arbeitskräfte können letztlich entlassen und sukzessive überflüssig gemacht werden. Der Arbeiter unterliegt einer Herrschaft, die für ihn nicht mehr durchschaubar ist: formal frei, seine Arbeitskraft zu verkaufen, kann er nicht über deren Hervorbringungen verfügen. Diese eignet sich der Unternehmer an und wendet sie als ökonomische Macht gegen den Arbeiter.

Formal und instrumentell ist diese Rationalität deshalb, weil sie gegenüber eigentlichen Zwecken - Bedürfnisbefriedigung und Lebenserhalt - blind ist. Formale und materiale Rationalität (letztere ist die Rationalität der Bedürfnisbefriedigung) schließen sich in jedem Fall gegenseitig aus, wie Weber schrieb (Weber 1972, 44 ff.). Die Kapitallogik setzt einen Prozeß in Gang, der alles dem Zwecke der Gewinnmaximierung unterwirft. Dazu werden die Menschen, die Natur und die Technik im näheren, das Soziale, die Politik, das Recht im fernerem instrumentalisiert. Das Prinzip der Rechenhaftigkeit unterwirft alle Handlungen und Beziehungen der Maßgabe, inwiefern sie der Profitmaximierung nutzen, formalisiert und funktionalisiert sie zu diesem Zweck.

In der instrumentellen Vernunft kehren, wie Benjamin zeigt, die Prinzipien männlicher Identität wieder, die Folge der Abtrennung von der Mutter und Abwertung ihrer Fürsorge waren: Die Welt wird zum Objekt gemacht, das beherrscht und verdinglicht werden muß; der andere wird funktionalisiert und seiner Subjektivität beraubt; Rechenhaftigkeit idealisiert das Prinzip der rationalen Kontrolle, das Verbundenheit und Emotionalität abwehrt. Hier ist die Loslösung präsent, die Abhängigkeit leugnen will und die zur Aufrechterhaltung der Illusion von Autonomie alles beherrschen und unterwerfen will. Das Argument also, das den Zusammenhang zwischen der Existenz instrumenteller Vernunft und männlicher Subjektivität behauptet, ist das der problematischen Form von Differenzierung, die das Spannungsverhältnis von Autonomie und Verbundenheit in einen polarisierten Gegensatz bringt. Die bürgerlich kapitalistische Entwicklung, die ohne die Vorstellung monadischer Individualität nicht möglich gewesen wäre, ist demnach eng mit den Geschlechterverhältnissen verwoben: Ohne männliche Vorherrschaft hätten sich weder die monadische Individualität noch die instrumentelle Vernunft als vorherrschende Form des Denkens und des Weltverständnisses entwickeln können.

...das Prinzip der Rationalität, das die Sozialtheoretiker seit Weber zum Merkmal der Moderne erklären - nämlich die Rationalität, die die soziale Welt auf Tauschobjekte, Kalkulation und Kontrolle reduziert - [ist] in Wirklichkeit eine männliche Rationalität (...). Rationalisierung bereitet auf gesellschaftlicher Ebene den Weg für eine Form der Herrschaft, die geschlechtsneutral zu sein scheint: die sogar überhaupt kein Subjekt zu haben scheint. Aber ihre Logik ist mit der ödipalen Leugnung der weiblichen Subjektivität verquickt, die die andere auf den Status eines Objekts reduziert. Die psychische Ablehnung der Weiblichkeit, wozu auch die Verneinung von Abhängigkeit und gegenseitiger Anerkennung gehört, ist wesensverwandt mit der gesellschaftlichen Ächtung von

Werten wie Fürsorglichkeit und Intersubjektivität, die in den privaten, häuslichen Bereich der Frauen und Kinder verwiesen werden. (1990, 178)

Benjamin argumentiert auf der Basis wichtiger Ergebnisse der feministischen Forschung, die zeigen, daß es zwischen kapitalistischer Entwicklung und der Etablierung eines neuen Geschlechterverhältnisses einen engen Zusammenhang gibt. So haben politikwissenschaftliche Analysen der Genese des bürgerlichen Freiheitsideals - ohne die weder freies Unternehmertum noch der freie Lohnarbeiter existieren würden - gezeigt, daß diese sich auf die Abhängigkeit von Frauen in der Ehe gründete (189 f.). Dadurch wurde die Frau zum Anhängsel des männlichen Subjekts gemacht. Sie existierte nicht als Wesen mit eigenen Rechten, sondern stellte lediglich die Voraussetzungen dafür her, daß das männliche Individuum als autonomes Subjekt leben, sich als solches verstehen und definieren konnte. Die Trennung zwischen öffentlicher und privater Sphäre war hierfür konstitutiv.

Auf diese Weise kann die politische Ethik die Fiktion eines gänzlich unabhängigen Individuums aufrechterhalten, dessen Hauptinteresse einem System von Rechten gilt, die es vor anderen, ihm ähnlichen Individuen schützen. Die öffentliche Welt wird als jener Ort verstanden, wo direkte Anerkennung und Beachtung der Bedürfnisse anderer unmöglich ist... (...) Die öffentliche Sphäre, ein System atomisierter Individuen, kann nicht als Raum zwischen dem Selbst und dem anderen - intersubjektiver Raum - dienen: Um die Autonomie des Individuums zu wahren, verbietet die Gesellschaft die Anerkennung zwischen dem Selbst und der Anderen. (1990, 190)

In die Theorie von der Mißachtung von Anerkennungsbeziehungen eingebettet, wird deutlich, daß das Ideal des bürgerlichen Individuums auf der Leugnung von Bindungen und Fürsorge gründet. Diese Fiktion männlicher Autonomie basiert auf der Mißachtung der anderen - der Frau - und stellt, einmal als Prinzip etabliert, gleichzeitig die Basis einer ständigen Erneuerung der verweigerten Anerkennung dar, aus der die Dominanz instrumenteller Rationalität entspringt.

Auch die moderne Wissenschaft ist ein Beispiel für die polarisierte Struktur von Autonomie und Bindung: Die Natur wird benutzt, ausgeraubt, unterworfen (ebd., 182 ff.).³¹ Die radikale Trennung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen denkendem Ich und wissenschaftlichem Objekt spiegelt dieselbe männliche Rationalität wider, welche die Mutter nur als Objekt wahrnehmen kann. Die Welt wird verdinglicht, beherrscht und tendenziell zerstört, weil die (idealtypische) männliche Psyche zu keinem anderen Zugang als der Verdinglichung fähig ist. Der radikal abgelöste Geist unterwirft und zerstört seine Welt und die Natur, wie auch die Autoren der Frankfurter Schule in ihren kulturkritischen Schriften herausstellten. Nur waren sie - so die ausführliche Kritik Benjamins³² - nicht in der Lage, das Geschlechtsspezifische der instrumentellen Handlungsweisen zu erkennen.

³¹ Benjamin bezieht sich hier auf die Analyse von Evelyn Keller: *Liebe, Macht und Erkenntnis: Männliche oder weibliche Wissenschaft?* München/Wien 1986.

³² Vor allem in: Benjamin 1982.

Das fehlende Stück in dieser Analyse westlicher Rationalität und westlichen Individualismus ist, aus feministischer Sicht, die Struktur der Geschlechter-Herrschaft. Der psychosoziale Kern dieser unumschränkten Individualität ist die Unterwerfung der Frau durch den Mann, was den Anschein erweckt, als sei sie sein Besitz und er deshalb nicht abhängig von einer anderen außerhalb ihm, nicht verbunden mit jemand anderem. Als psychologisches Prinzip leitet sich die autonome Individualität aus der männlichen Haltung in der Differenzierungsphase ab, das heißt, aus der Ablehnung der primären Erfahrungen von Fürsorglichkeit und Identität mit der Mutter. (1990, 181)

Daß sich die instrumentelle Rationalität geschlechtsneutral und universell gibt, ist Teil des Scheins, den die männliche Herrschaft produziert. Sie ist Ausdruck der männlichen Dominanz, die alle mit Bindung verknüpften Lebensaspekte in den privaten Bereich verbannt und damit der Öffentlichkeit entzieht, um sie als soziale Prinzipien unsichtbar zu machen bzw. sie der Sphäre der Öffentlichkeit unterzuordnen (1990, 180). Männliche Macht ist Teil der sozialen und kulturellen Strukturen geworden und nicht mehr als solche zu erkennen. Männliche Dominanz äußert sich über die instrumentelle Rationalität und ist damit, *"ähnlich wie Klassenherrschaft, nicht mehr eine Funktion persönlicher Machtbeziehungen (...), sondern etwas, das den sozialen und kulturellen Strukturen innewohnt, unabhängig davon, was einzelne Männer und Frauen wollen."* (ebd.)

Es fällt schwer, die Tatsache zu begreifen, daß das Zentrum männlicher Herrschaft nicht in direkten Ausbrüchen persönlicher Gewalt liegt (so weit verbreitet diese auch sein mögen), sondern in der gesellschaftlichen Rationalität, ob sie von Männern verteidigt wird oder nicht. Männliche Herrschaft wirkt, wie Weber es über die Rationalisierung sagte, durch die Hegemonie der entpersonalisierten Organisation: durch formale Regeln, die für die möglichen Interaktionen autonomer Individuen gelten; durch instrumentelles Wissen, das auf der Kontrolle des Subjekts über die Welt der Objekte beruht; durch das Prinzip der Profitsteigerung, das sich weder nach Bedürfnissen noch nach Traditionen richtet. Gerade dieses proteisch Unpersönliche macht die männliche Herrschaft so schwer faßbar. (1990, 209)

Vor dem Hintergrund dieser Argumentation behauptet Benjamin weiterhin, daß eine Veränderung im Geschlechterverhältnis nicht erreicht werden könne, solange nicht auch die Prinzipien der idealisierten Autonomie und instrumentellen Vernunft, durch die sich die männliche Vorherrschaft materialisiert hat, in Frage gestellt würden (1990, 209f.) - eine Argumentation, die für den vorliegenden Zusammenhang von zentraler Bedeutung ist. Denn damit ließe sich eine weitere Linie der Kontinuität männlicher Vorherrschaft in der DDR aufzeigen.

Bevor aber die Fortführung männlicher Dominanz durch die instrumentelle Rationalität auch in sozialistischen Systemen wie der DDR behauptet werden kann, muß die Frage geklärt werden, ob sich die Theorie Jessica Benjamins überhaupt auf die gesellschaftlichen Verhältnisse der DDR - und, darin eingebettet, die Geschlechterverhältnisse - ohne weiteres übertragen läßt. Denn Politik, Ideologie und das Gesellschaftsmodell der DDR gründeten ja ausdrücklich *nicht* auf der Idee des autonomen Individuums,

sondern waren auf die Überwindung der sozialen und wirtschaftlichen Defizite ausgerichtet, die man mit dem bürgerlichen Individualismus und der freien Marktwirtschaft verknüpft sah. Dem Ideal des freien Bürgers wurde der Kollektivgedanke gegenübergestellt und dem profitorientierten Kalkül der einzelnen Unternehmer in freien Marktverhältnissen die planmäßig und zentral organisierte Wirtschaft. Dennoch gibt es eine Verbindung zwischen dem Ideal bürgerlicher Autonomie und dem sozialistischen Gesellschaftsmodell: Denn in diesem Gesellschaftsmodell kommt die gleiche instrumentelle Vernunft zum Ausdruck, die im Verein mit der Polarisierung zwischen männlicher Autonomie und mütterlicher Bindung/Fürsorge entstanden ist. Das sozialistische Modell ist quasi eine Abwandlung der Idee männlicher Rationalität, die sich zwar mit den negativen Folgen dieser Weltsicht auseinandersetzt und sie zu überwinden sucht, der instrumentellen Vernunft jedoch - und damit einer strukturell sowie symbolisch verankerten männlichen Vorherrschaft - verhaftet bleibt. Der Lösungsweg, den die sozialistische Utopie als Antwort auf die großen sozialen Probleme des Kapitalismus suchte, hat die Verdinglichung der Welt nicht überwunden, sondern auf neue Art wiederholt, wie ich mit Bezug auf eine Analyse von André Gorz zeigen werde.³³ Vor allem ist es die Konzentration auf die Arbeit als wesentliches Element emanzipatorischer Veränderung, in der der instrumentelle Bezug wiederkehrt. Bindungen, Fürsorge, Anerkennung - diese Bezüge haben in dem sozialistischen Emanzipationskonzept keine Bedeutung. Nicht nur die Arbeit in der Familie blieb sozial abgewertet, sondern ebenso die emotionale Bezogenheit und Fürsorge. Fürsorge blieb als naturalisierte und marginalisierte Eigenschaft von Frauen definiert, gleichsam ein "*fossiler Brennstoff*" (Eckart), der einfach vorhanden war und vernutzt werden konnte. Gerade hierüber hat sich die männliche Vorherrschaft strukturell tradiert.

Wie in der sozialistischen Idee und Realität die instrumentelle Vernunft wiederkehrt und zum Ausdruck kommt, werde ich also im Folgenden anhand der Analyse von Gorz nachzeichnen. Er selbst verfolgt allerdings keinen ausgesprochenen intersubjektivitätstheoretischen Ansatz. Gorz bezieht sich weder auf die Anerkennungstheorie noch auf die Bedeutung der Geschlechterverhältnisse für die sozialen Verwerfungen, die er in seiner Analyse so ausführlich beschreibt. Auf die Problematik, die die soziale Abspaltung von Fürsorge und Bindungen hervorbringt, geht er also nicht ein.³⁴ Dennoch führt seine Analyse des Realsozialismus genau an den Punkt, an dem die Problematik einer Emanzipation allein über die Arbeit erkennbar wird. Es ist die Steigerung der instrumentellen Idee, der Mensch könne über abstrakte und versachlichte Bezüge zu seiner individuellen Freiheit gelangen. Die sozialistische Idee läßt sich dann ebenso als Aus-

³³ Die sozialistische Utopie und ihre Umsetzungen als Ausdruck instrumenteller Vernunft zu sehen, ist nichts Neues, vielmehr ist dieser Gedanke in der Sozialkritik der Frankfurter Schule fest verankert. Hier ist jedoch nicht der Raum, auf diese Auseinandersetzungen einzugehen. Ich werde mich statt dessen auf die Analyse von André Gorz beschränken, der sich selbst in die Tradition der Kritischen Theorie stellt.

³⁴ Eine Verbindung besteht insofern, als er sich u.a. auf die Arbeiten von Habermas bezieht, vor allem dessen *Theorie des kommunikativen Handelns*. Siehe Gorz 1994, XVI u. 153 f. Hierzu muß man weiterhin anmerken, daß es einen Unterschied zwischen der intersubjektiven Theorie und der kommunikativen oder auf Interaktion bezogenen Theorie Habermas' gibt. Ich beziehe mich hier aber auf Jessica Benjamin, die Habermas in sozialphilosophischer Hinsicht als Begründer der intersubjektiven Perspektive betrachtet. Siehe Benjamin 1990, 184, Anmerkungs-text.

druck männlicher Hegemonie lesen wie das Ideal der individuellen Autonomie und freien Wirtschaft. Die Antwort, die auf die Probleme der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft gegeben wurde - die sozialistische Arbeitsutopie -, läßt sich als Weiterführung und Vollendung der Idee interpretieren, daß der Mensch seine Freiheit ohne Bindungen realisieren könne.

Die realsozialistische Arbeitsutopie als Ausdruck instrumenteller Vernunft

Die westliche Welt ist von der Dominanz der Arbeit durchdrungen, wie Hannah Arendt (1981) und André Gorz (1994) argumentieren. Dies galt umso mehr für realsozialistische Länder wie die DDR, die der Arbeit das wesentliche Emanzipationspotential zuschrieben.

Gorz macht in seinem Buch *"Die Kritik der ökonomischen Vernunft"* (1994) zunächst deutlich, daß die Arbeit, wie wir sie heute kennen und die die Basis des modernen Lebens ist, historisch eine gänzlich neue Form darstellt. In früheren, feudalen Gesellschaften waren Arbeit und Leben weder so radikal getrennt, noch nahm die Arbeit einen derart exklusiven und großen Raum im Leben ein. In der Antike existierte eine Trennung zwischen Arbeit und Leben, aber die Arbeit galt eben *nicht* als Quelle von Unabhängigkeit und politischer Partizipation, sondern war mit Abhängigkeit und Sklaverei verknüpft (27 ff.).

Gorz beschreibt die Herausbildung des neuen Typus von Arbeit - der Lohnarbeit - im Kapitalismus, dessen hegemoniale Bedeutung er als Ausdruck ökonomischer Rationalität³⁵ versteht. Weil Gewinn und Profitmaximierung im Mittelpunkt stehen, ist es notwendig, die Arbeit so umzugestalten, daß sie in jeder Beziehung berechenbar und kontrollierbar wird. Der Produzent wird vom Produkt abgetrennt, er kann weder den Herstellungsprozeß beeinflussen, noch über seine Produkte selbst verfügen. Die Arbeit wird so, statt vorrangig der Bedürfnisbefriedigung zu dienen, in die instrumentelle Logik eingebunden und zur Quelle von Entfremdung. Die Rationalisierung von Arbeit bringt aber mit Notwendigkeit auch eine Umgestaltung aller übrigen Lebensbereiche hervor:³⁶

Die ökonomische Rationalisierung der Arbeit bestand also nicht einfach darin, bereits existierende Produktionstätigkeiten methodischer und zweckmäßiger zu machen. Sie war eine Revolution, eine Umwälzung der Lebensweise, der Werte, der sozialen Beziehungen und der Beziehung zur Natur; sie war im vollen Wortsinne eine Erfindung von etwas vorher noch nie Dagewesenem. Die produktive Arbeit wurde von ihrem Sinn, ihren Motivationen und ihrem Gegenstand abgeschnitten, um statt dessen bloßes Mittel zum Geldverdienen zu werden. Sie hörte

³⁵ Gorz definiert *"ökonomische Rationalität"* in Anlehnung an Habermas als Sonderform der kognitiv-instrumentellen Rationalität. Siehe 1994, S. 153.

³⁶ Einige dieser Prozesse wurden im einzelnen schon beschrieben: die Abspaltung aller nichtrationalisierbaren Bedürfnisse und deren Verlagerung in den Privatbereich, die Entstehung des Normalarbeitstages und ein veränderter Umgang mit Zeit.

auf, Teil des Lebens zu sein, um statt dessen Mittel zum 'Lebensunterhalt' zu werden. Arbeitszeit und Lebenszeit wurden voneinander getrennt... (Gorz 1994, 40)

Die Lohnarbeit wurde zugleich zur dominanten Arbeitsform und das neue Medium von Vergesellschaftung. Alle übrigen Vergesellschaftungsformen - Tradition, Religion, Standeszugehörigkeit - sanken auf nur noch untergeordnete Rollen ab. Diese sozialen Umwälzungen nahmen ihren Ausgang nicht - und hier folgt Gorz Max Weber - von einem technischen, juristischen oder ökonomischen Wandel, sondern vielmehr von einem kulturellen Wandel: der Herausbildung der protestantischen Ethik (Gorz 1994, 35).³⁷

Gorz' eigentliches Anliegen ist eine Kritik einer allein mit Arbeit verknüpften Vorstellung von Emanzipation. Während er auf der einen Seite die Dominanz der Arbeit in modernen Kulturen als Ausdruck ökonomischer Rationalität analysiert, kritisiert er auf der anderen jene linken Vorstellungen und Ideologien, die Fortschritt und Befreiung vor allem in der Sphäre der Arbeit suchen. Genau darin erkennt Gorz das Problem: In der Idee der Befreiung *durch* Arbeit kehrt die Dominanz der ökonomischen Rationalität wieder, die das eigentlich zu Überwindende ist. Anhand der Analysen von Marx zu den Folgen der Technisierung in der Industrie und Analysen der neuesten Umgestaltungen in der Arbeitsorganisation weist Gorz nach, daß auch eine Humanisierung der Arbeit, wie sie von den Gewerkschaften angestrebt wird, nicht zum Ziel führen kann: Die mit der modernen Industrie etablierte, hochgradige soziale Arbeitsteilung und technisierte Arbeit erlauben keine unmittelbare Kontrolle über die Produktion und keine Aneignung des Produkts. Dieser Prozeß der Arbeitsteilung und Rationalisierung ist unumkehrbar, aber nach Gorz gleichzeitig Voraussetzung für die Befreiung von der Arbeit. Denn ein bestimmter Stand gesellschaftlichen Reichtums ist notwendig, um die aufgewendete Zeit für die Produktion des Lebensnotwendigen herunterzusetzen.

Entstanden aus der Trennung des Arbeiters von 'seinem' Produkt und seinen Arbeitsmitteln, macht die industrielle Maschinerie diese Trennung selbst zur Notwendigkeit - auch wenn sie ursprünglich nicht zu diesem Zweck erfunden wurde. Sie kann also ihrem Wesen nach nicht durch die Arbeit angeeignet werden, und sie wird auch dann noch fortbestehen, wenn das Privateigentum an Produktionsmitteln und mit ihm das Primat des Profits längst beseitigt sein sollten. (Gorz 1994, 81)

Der einzige Weg, der zur Überwindung von Entfremdung führe, sei die Eingrenzung der ökonomischen Logik und die Ausweitung von Zeiträumen, die der Mensch zu seiner individuellen wie sozialen Entfaltung nach nichtökonomischen Kriterien nutzen kann. Erst dann sei die Unterordnung des ökonomischen Kalküls unter das Gesellschaftliche möglich (1994, 190). Die Arbeit solle nicht mehr als identitätsstiftendes und sozialintegratives Element mißverstanden werden. Beides sei zwar über Arbeit möglich, aber nur in entfremdeter, funktionalistischer Form (1994, 51 ff.).

³⁷ Hier ließe sich die interessante Frage anknüpfen, inwiefern die Herausbildung der protestantischen Ethik mit den Geschlechterverhältnissen und -beziehungen bzw. deren Wandel verknüpft war.

Wenn Marx' Analysen ursprünglich die entscheidenden Argumente zu einer Kritik der ökonomischen Rationalität lieferten, so ist andererseits die kommunistische Gesellschafts-utopie von Marx - die Gorz als *"Marxsche Arbeitsutopie"* bezeichnet - selbst Ausdruck der ökonomischen Vernunft (1994, 42 ff.). Für Marx war der Prozeß der Entwicklung zu einer neuen ökonomischen Rationalität ein zwiespältiger: Auf der einen Seite sah er die Rationalisierung der Arbeit mit einer nie dagewesenen Unterwerfung und Ausbeutung, auf der anderen Seite jedoch mit Emanzipationspotentialen verknüpft (1994, 36 ff u. 42 ff.). In Marx' Augen bestand der Fortschritt darin, daß die Arbeit im Kapitalismus zur abstrakten und damit unmittelbar gesellschaftlichen Arbeit wurde. Die Individuen (zuvorderst die Proletarier) verlören damit ihr *"borniertes Verhalten"* gegenüber anderen und gegenüber der Natur und seien einbezogen worden in einen *"universellen Verkehr der Menschen"* einbezogen, bei dem sie *"alles werden können, weil sie nichts sind"*.³⁸ Und erst diese Universalisierung habe die Voraussetzung dafür geschaffen, daß die Individuen *"Subjekte einer allumfassenden Tätigkeit werden können, weil sie sich keiner privaten Sonderbeschäftigung mehr widmen."* (1994, 45)

Gorz zeigt, daß die Marx'sche Arbeitsutopie gerade nicht eine Überwindung der ökonomischen Rationalisierung ermöglicht, vielmehr deren Vollendung bedeutet: Die negativen Folgen der Rationalisierung als Entfremdung der Arbeit sollen dadurch überwunden werden, daß die Produzenten ihren Zusammenschluß *"rationell und freiwillig"* (ebd., 47) gestalten. An Stelle der geteilten und entfremdeten Arbeit sollte die freiwillige Assoziation sowie die gemeinsame Kontrolle und Steuerung des modernisierten Produktionsprozesses stehen. (1994, 44 ff.) Gorz faßt dies so zusammen:

Die 'freiwillige Vereinigung' der Individuen wird an Stelle der kapitalistischen Arbeitsteilung 'freiwillige Zusammenarbeit' setzen und den gesellschaftlichen Produktionsprozeß der Kontrolle der assoziierten Produzenten unterwerfen. Jedes Individuum wird 'als Individuum' - vermittelt durch das freiwillige Zusammenwirken aller - zum Herrn über die Totalität der Produktivkräfte; seine 'Arbeit' verwandelt sich in die 'Selbstbestätigung' eines 'totalen Individuums'. (1994, 46)³⁹

Die universelle und freiwillige Zusammenarbeit der 'vereinigten Individuen' soll also zugleich einen direkten und transparenten Charakter haben: Sie erfordert und duldet keinerlei Vermittlung mehr; denn ein jedes Individuum erkennt als 'totales Individuum' die gesamte gesellschaftliche Produktion als seine persönliche Aufgabe. (1994, 47/48)

Der entscheidende Gedanke dieser Utopie ist, daß es keinen Unterschied mehr gibt zwischen individuellen und allgemeinen Interessen. Denn zwischen beiden wird eine Einheit als möglich unterstellt, die auf einer gemeinsamen Vernunft aller basiert. Zu Recht interpretiert Gorz diese Utopie als Triumph der Vernunft, die eine *"völlige Rationalisie-*

³⁸ Marx, zit. nach Gorz, 1989, 44.

³⁹ Bei den in Anführungszeichen gesetzten Textstellen handelt es sich um Zitate aus der *Deutschen Ideologie* von Marx.

rung der Existenz des einzelnen voraus(setzt): die Einheit von Vernunft und Leben." (1994, 49)

Die Marxsche Utopie, der Kommunismus, stellt sich somit dar als vollendete Form der Rationalisierung: als totaler Triumph der Vernunft und Triumph der totalen Vernunft; als wissenschaftliche Beherrschung der Natur und reflexive Beherrschung dieses Prozesses der Naturbeherrschung selbst. (1994, 48 f.)

Die zur Realisierung dieser Utopie erforderliche Lebensweise werde die individuelle Askese, wie sie Max Weber als kulturelle Grundlage des Kapitalismus beschrieben hat, nicht aufheben, vielmehr zur unbedingten Voraussetzung machen. Gorz argumentiert, daß sich in der kommunistischen Moral einer Anpassung der Lebensführung an überpersönliche Ziele der kollektiven Effektivität und historischen Befreiungsaufgabe des Proletariats das gleiche Prinzip zum Ausdruck kommt, wie in der Anpassung an eine gottgewollte Weltordnung der puritanischen Ethik (51 f.). Das folgende Zitat Max Webers aus der *Protestantischen Ethik*, auf das sich Gorz bezieht, kann herausstellen, worauf es mir im besonderen ankommt: Die ökonomische oder instrumentelle Vernunft gründet darauf, daß sie sich von allen nicht rationalen, emotionalen Bezügen und Bindungen scharf abgrenzt:

Der Christ, dem die Bewährung seines Gnadenstandes am Herzen liegt, wirkt für die Zwecke Gottes, und diese können nur unpersönliche sein. Jede rein gefühlsmäßige - also nicht rational bedingte - persönliche Beziehung von Mensch zu Mensch verfällt eben in der puritanischen, wie in jeder asketischen, Ethik sehr leicht dem Verdacht, Kreaturvergötterung zu sein. (Weber, 1981⁶ 200f., Anmerkung 31; Hervorhebungen im Original)⁴⁰

In der sozialen Utopie von Marx ist also ein Denken zu erkennen, welches der instrumentellen Rationalität folgt. Dies herausgearbeitet zu haben, ist ein Verdienst Gorz'. Doch auf der Grundlage der intersubjektiven Theorie Benjamins kann man einen Schritt weitergehen als er und den Schluß ziehen, daß es kein Zufall ist, daß Marx diesem Denken verhaftet blieb: In der Absicht, die sozialen Prozesse nach rationalen Kriterien zu revolutionieren und den menschlichen Fortschritt vor allem in der Naturbeherrschung zu suchen, läßt sich die männliche Logik wiedererkennen, die nur Objekte kennt. Die Befreiung wird in der Arbeit gesucht, die zuvorderst nur eine verdinglichte Beziehung zur Welt erlaubt. Lediglich in vermittelter Hinsicht zielt Arbeit auf Beziehungen, die sich Marx aber vor allem als abstrakte vorstellt. Marx' Utopie hat eine wirkliche Gemeinschaft zum Ziel. Aber sie soll durch eine Kontrolle von Beziehungen erreicht werden und ist damit nicht von der Vorstellung geprägt, daß gegenseitige Anerkennung⁴¹

⁴⁰ Gorz zitiert Weber auf S. 49. Gerade dieses Zitat von Weber verweist auf die Bedeutung von emotionalen Bindungen zwischen Menschen, die in der puritanischen Ethik unter Verdacht geraten und in ihrer Bedeutung für das menschliche Leben verleugnet werden.

⁴¹ Von hier aus ist die Verknüpfung zur Anerkennungstheorie möglich, wie Axel Honneth (1994) sie formuliert hat. Danach ist die Anerkennung in persönlichen Beziehungen die Basis für die individuelle Identität, auf der sich dann soziale Anerkennung gründet, die nur in der reziproken Anerkennung gleicher Freiheit und Rechte aller bestehen kann. Zu der Marx'schen Vorstellung von sozialer Integration schreibt Honneth: "...weder läßt sich die Arbeit (...) ohne weiteres als ein Prozeß der Vergegenständlichung von 'inneren' Wesenskräften vorstellen, noch darf sie in sich bereits als vollständige Realisierung von Beziehungen intersubjektiver Anerken-

die Basis von menschlicher Gesellschaft darstellt. Hierin erkennt man die Idealisierung von Autonomie wieder, diesmal nicht verkörpert in der Idee des freien bürgerlichen Individuums, sondern in der Idee eines *"totalen Individuums"*.

Gorz weist auch anhand der realsozialistischen Praxis nach, weshalb das sozialistische Befreiungsprojekt nicht funktionieren konnte. Die Idee eines sozialen Zusammenhanges durch das bewußte Zusammenwirken aller Individuen durch Arbeit innerhalb der Produktion scheiterte an der Abstraktheit, die mit dieser Art Integration verknüpft war. Die Verknüpfung aller und die Umsetzung der rationalen gesellschaftlichen Ziele sollte mittels eines gesamtwirtschaftlichen Plans realisiert werden. *"Der Plan sollte gewissermaßen das reflexive Bewußtsein ausdrücken, das die Gesellschaft von sich selbst als auf die freiwillige Zusammenarbeit gegründetes kollektives Unternehmen hätte."* (1994, 63) Aber eine Arbeitsteilung auf diesem Niveau kann nicht mehr die Kluft zwischen konkreten Interessen und Bedürfnissen gegenüber den vermeintlichen Gesamtinteressen überbrücken. Die in viele einzelne Aufgaben zersplitterte Gesamtaufgabe ist für den einzelnen in ihrer Gesamtheit auch nicht mehr zu überblicken. Der Plan bleibt angewiesen auf eine bürokratische Elite, die die Megamaschine steuert, und damit auch letztlich die Macht in den Händen hält. So entfaltete sich auf mehreren Ebenen weiterhin Entfremdung und Herrschaft: Die Produzenten blieben auch im Sozialismus von ihren Produkten, von der Befriedigung ihrer Bedürfnisse und von der Kontrolle der Vorgänge abgeschnitten (1994, 62 ff.). Und auch die von der Technik ausgehende Beherrschung und Entfremdung konnte durch die sozialistische Organisation der Produktion nicht überwunden werden, wie Gorz - an dieser Stelle unter Bezug auf die Analysen von Marx - außerdem zeigt (1994, 82 ff.). In der Vorstellung vom Plan selbst steckt der Geist der Maschine, der die Menschen weiterhin funktionalisiert und beherrscht, indem er sie auf Rädchen in einem Räderwerk reduziert.

Ihre funktional vorgeschriebenen Interaktionen verbieten es ihnen geradezu, kommunikative Beziehungen wechselseitiger Hilfe zu knüpfen, die auf die Zusammenarbeit für gemeinsame Ziele nach gemeinsamen Kriterien gegründet sind; sie machen es ihnen unmöglich, die Erfüllung ihrer Aufgaben als lebendige Zusammenarbeit und als Gruppenzugehörigkeit zu erleben. Ihre 'organische Solidarität' (...) existiert für sie als gelebte Beziehung nicht, sondern nur für den externen Beobachter, der eine selbstgesteuerte Zusammenarbeit wahrzunehmen glaubt, wo in Wirklichkeit nur - durch Zerteilung ergänzender Aufgabenfelder - eine Organisation militärischen Typs vorherrscht. (1994, 68)

Das, was eigentlich Ziel der sozialistischen Gesellschaft sein sollte, nämlich die Unterordnung des Ökonomischen unter das Gesellschaftliche (1994, 190), wurde verfehlt. Gorz bezeichnet das sowjetische System deshalb auch als *"eine Art vergrößerte Karika-*

nung aufgefaßt werden. Durch das Vergegenständlichungsmodell wird der irrtümliche Eindruck erweckt, als seien alle individuellen Eigenschaften und Fähigkeiten etwas innerpsychisch stets schon vollständig Gegebenes, das dann erst sekundär im Vollzug des Produzierens zum Ausdruck gelangen kann; und die Idee, daß in der gegenstandsbezogenen Tätigkeit andere Subjekte als mögliche Konsumenten präsent bleiben müssen, ja als bedürftige Wesen Anerkennung finden, läßt zwar eine intersubjektive Schicht an aller kreativen Arbeit hervortreten, vereinseitigt jedoch die möglichen Anerkennungsbeziehungen zwischen Menschen auf die eine Dimension der materiellen Bedürfnisbefriedigung." (Honneth 1994, 234/235)

tur der Grundzüge des Kapitalismus" (ebd., 66). An vorderster Stelle stand auch im Realsozialismus Akkumulation und ökonomisches Wachstum. Lediglich die spontane Fremdsteuerung über den Markt sollte ersetzt werden durch eine methodische und geplante Gesamtsteuerung. Das funktionalistische Prinzip blieb erhalten (ebenda).

Die gesamte Entwicklung folgte einer inneren Logik: Es war, als hätte sich das soziale System der Fabrik (die Fabrikdespotie) samt ihrer funktionalen Hierarchie und ihrer als allwissend geltenden Kaste der Fabrikdirektoren nun der Gesamtgesellschaft bemächtigt, um alle selbstgesteuerten lebendigen sozialen Beziehungen zu unterdrücken oder sie für fremde Ziele zu manipulieren. Und ebensowenig wie das Fabrikssystem selbst konnte diese Fabrikgesellschaft Widerspruch oder demokratische Diskussion in ihren Reihen dulden; es durfte in ihr nur eine einzige Wahrheit, eine einzige Rationalität, eine einzige Macht geben. (1994, 66 f.)

Aber dieser Versuch der totalen Rationalisierung der Gesellschaft scheiterte aufgrund von inneren Widersprüchen. Weder erwies sich der Plan als ausreichendes Steuerungsinstrument, noch konnte die gewünschte soziale Integration erreicht werden. Der Versuch der totalen Funktionalisierung und Instrumentalisierung führte zu gegenteiligen Entwicklungen:

...zur Demotivierung der Individuen gegenüber ihrer funktional fremdbestimmt gewordenen Arbeit und zu ihrem Rückzug aus der total reglementierten sozialen Welt. Unterhalb der Oberfläche der verbürokratisierten 'Gesellschaft' begann sich daher - auf der Basis von Schwarzarbeit, Schwarzmarkt, Tauschhandel, über Netze und Zellen gegenseitiger Hilfe - eine informelle Gesellschaft zu bilden. Und schließlich mußte auch das bürokratisierte System zur Überwindung seiner eigenen Pannen auf diese informellen Netze und Ressourcen zurückgreifen. (1994, 67)

Mit diesem Mißlingen ist eine wichtige Rahmenbedingung beschrieben, um die alltägliche Realität des Lebens in der DDR nachvollziehen zu können. Es ist auf keinen Fall richtig, die angestrebte Totalität der Politik mit der konkreten Lebensrealität in eins zu setzen. Hier setzt die Notwendigkeit empirischer Untersuchung ein.

Bereits an anderer Stelle habe ich unter Bezug auf vorliegende empirische Ergebnisse argumentiert, daß es die vielen Dysfunktionalitäten des DDR-Systems waren, die den Individuen Freiräume zur Gestaltung ließen.⁴² So konnten sie private Angelegenheiten in die öffentliche Produktion integrieren. Andererseits zogen sie sich, wie von Gorz beschrieben, vor dem Totalitätsanspruch des Staates zunehmend ins Private zurück. Man steht also dem Paradox gegenüber, daß gerade der Versuch der totalen Rationalisierung gegenteilige Folgen hervorgebracht hat: wirtschaftliche Probleme, verweigerte Integration, eine Reintegration von 'Irrationalem' (z.B. private Bedürfnisse und Angelegenheiten) in die öffentliche Sphäre der Produktion.

Die Macht des funktionalistischen Zugriffs wurde damit jedoch nicht beseitigt, nur unterlaufen. Der reaktive Widerstand der Menschen und ihr Rückzug ins Private, so läßt

⁴² Siehe S. 20 ff.

sich annehmen, ließ die grundsätzlichen Kriterien der ökonomischen Rationalität in Kraft. So blieb - und darauf verweisen auch meine empirischen Ergebnisse - Fürsorge und die Bedeutung von Bindungen als soziale Prinzipien entwertet, abgeschoben in den privaten Bereich der Familie und mit einer angeblichen Natur von Weiblichkeit verknüpft. Eine soziale Integration - auf lebendigen Austausch, gegenseitige Anerkennung und die konkreten Bedürfnisse der Menschen gerichtet - war in der DDR wahrscheinlich weniger möglich als in westlichen Gesellschaften. Statt dessen etablierte sich als Ersatz so etwas wie die von Gorz beschriebene informelle Ebene des Austauschs.

In diesem Spannungsfeld von totalitärem Anspruch und Dysfunktionalitäten des Systems sollten empirische Fragen angesiedelt sein: Wie haben die Menschen angesichts dieser sozialen und kulturellen Prioritäten gelebt? Inwiefern spielte die funktionalistische, Abhängigkeit leugnende Rationalität für das Leben der einzelnen eine Rolle? Was waren die Abgrenzungsformen gegenüber dem totalitären Zugriff und welche Bedeutung hatten sie hinsichtlich einer qualitativen Umgestaltung der Geschlechterbeziehungen?

In der DDR wurden weder Fürsorge und Gegenseitigkeit zum tragenden sozialen Prinzip, noch war eine politische und soziale Autonomie des einzelnen gewollt. Statt dessen inkorporierte die Politik die Idee einer abstrakten Befreiung, jenseits der Autonomie konkreter einzelner.

In der Konzentration der gesellschaftlichen Neugestaltung auf die Arbeit - oder: sozialistische Produktion - als zentrales Element kommt die gleiche Angst vor regressiver Abhängigkeit zum Ausdruck wie in der Vorstellung bürgerlicher Autonomie. Soziale Befreiung und individuelle Emanzipation bezog sich nicht in erster Linie auf die individuelle und soziale Bedeutung von Bindungen, sondern auf die Abgrenzung von diesen durch Abstraktion. Wenn Arbeit aus systematischen Gründen in der modernen Welt immer mit Entfremdung und Beherrschung der äußeren und inneren Natur verknüpft ist, dann kann durch Ausübung von Arbeit grundsätzlich keine existentielle Autonomie erreicht werden. Wenn dieser Zusammenhang nicht erkannt wurde, so lag das in der modernen Kultur begründet, die Arbeit zum Selbstzweck macht und darin der Logik der instrumentellen Vernunft folgt. Dieser Zusammenhang läßt sich - im Foucault'schen Sinne - auch als Macht der Arbeit verstehen. In dieser Macht der Arbeit äußert sich eine strukturell verankerte Herrschaft, die aufs Engste mit den Geschlechterverhältnissen verwoben ist. In diesem Sinne hat die männliche Rationalität nicht nur die instrumentelle Vernunft hervorgebracht, sondern auch die Idee, diese Vernunft durch die Anstrengungen der sozialistischen Arbeit zu überwinden.

In sozialistischen Systemen werden die Kriterien deutlich, die Benjamin als Ausgangspunkt eines instrumentellen Weltbezuges herausgearbeitet hat: die Idealisierung (väterlicher) Rationalität, die Verleugnung lebendiger, zwischenmenschlicher (mütterlicher) Bindungen, die Kontrolle und Verdrängung von emotionalen (und körperlichen) Bedürfnissen, also der inneren Natur. In den realsozialistischen Gesellschaften wurde die Polarisierung von Autonomie und Bindung nicht überwunden, sondern eher noch vertieft. Von dieser Warte aus betrachtet, hat eine grundlegende Veränderung im Geschlechterverhältnis gar nicht stattfinden können. Zwar war individualpsychologisch

betrachtet die Konstellation schon eine veränderte: Frauen wurde eine eigenständige Existenz ermöglicht, indem ihre berufliche Integration angestrebt wurde. Als Mütter blieben sie jedoch normativ und faktisch von der Hilfe des Staates abhängig, um dieses Ziel zu erreichen. Der Staat half ihnen auch in symbolischer Hinsicht, ihr "natürliches" Defizit, nämlich für das Aufziehen von Kindern zuständig zu sein, auszugleichen. Vor diesem Hintergrund entstand eine Symbolwelt, in der Fürsorglichkeit und Bindung weiterhin entwertet blieb. Der Beruf bzw. die Arbeit wurde zur Rettung vor Abhängigkeit, wobei die Fähigkeit zu gebären Frauen diese Rettung "erschwerte".⁴³ Die Abhängigkeit blieb jedoch erhalten: Ohne die Fürsorge der Frauen wäre weder die individuelle noch generative Reproduktion möglich gewesen.

Mit der Fetischisierung der Arbeit war eine kulturelle Symbolik verknüpft, die weibliche Werte und Potentiale beständig entwertete und mißachtete: Zuwendung, körperliche Nähe, Fürsorge, Bindung. Die phallische Macht des Vaters und die Abwertung von Frauen und Weiblichkeit blieb durch die Macht der Arbeit symbolisch erhalten. Die männliche Vorherrschaft hat sich in der DDR demnach ebenso über ein soziokulturelles Deutungsgefüge reproduziert. Der Gedanke, den Benjamin mit Bezug auf die westliche Welt zum Ausdruck gebracht hat, nämlich daß sich männliche Herrschaft nicht mehr über persönliche Beziehungen, sondern über das instrumentelle Handeln reproduziert und fortsetzt (Benjamin 1982, 430)⁴⁴, trifft auch für die DDR zu. Auf diese entpersonalisierte, sich allgemein gebende Macht instrumentellen Handelns kommt es an, wenn man die Struktur der Geschlechterverhältnisse in der DDR verstehen will. Auf der empirischen Ebene kommt es darauf an, die konkrete Wirksamkeit dieser Strukturen nachzuvollziehen. Darüber hinaus geht es jedoch auch um einen Interpretationsrahmen, mit dem der dominante Bezug zur Arbeit überwunden werden kann.

Intersubjektivität - Ein Paradigmenwechsel von der Arbeit zur Beziehung

Die intersubjektive Theorie zur Hilfe nehmend, habe ich herausgearbeitet, weshalb der unreflektierte und dominierende Bezug auf Arbeit überwunden werden muß, um die Geschlechterverhältnisse in der DDR und deren heutigen Wandel verstehen zu können. Wenn in einer wissenschaftlichen Perspektive der Wandel für ostdeutsche Frauen als Verlust von Autonomie, sozialer Integration, Partizipation und Anerkennung interpretiert wird, so muß im gleichen Moment mitreflektiert werden, wie problematisch es ist, wenn diese Integration, Partizipation und Anerkennung allein über Arbeit möglich sind. In der Dominanz der Arbeit kommt, wie ich gezeigt habe, nämlich die Dominanz des Männlichen zum Ausdruck. Der unreflektierte Bezug auf diese Dominanz - politisch oder wissenschaftlich - trägt zur Reproduktion der Hierarchie im Geschlechterverhältnis bei. Das Streben nach Autonomie durch Arbeit bleibt ein begrenztes Projekt, das - ein-

⁴³ Diese Symbolik wird sehr deutlich in den Texten und Formulierungen der Partei- und Staatsführung der DDR zur Frauenfrage. Siehe z.B. die Zitate in den Fußnoten auf S. 16 und 27.

⁴⁴ Vgl. das Zitat auf Seite 66.

seitig verfolgt - die Abwertung von Fürsorge und damit die hierarchische Geschlechterdifferenz befördert. Zudem bleibt die Autonomie, die erreicht werden soll, eine nur scheinbare. Ohne die Fürsorge wird Autonomie weiterhin unmöglich sein. Wird dieser Zusammenhang jedoch mißachtet, sind nur gestörte Anerkennungsbeziehungen möglich, die die Tendenz zur Selbstaufgabe auf der einen, die Mißachtung der anderen und der eigenen Bedürfnisse auf der anderen Seite hervorbringen.

Was bedeuten diese theoretischen Einsichten nun für die Fragestellungen und die Analyse des empirischen Materials? Zunächst einmal wird deutlich, daß die Herrschaftsverhältnisse im Geschlechterverhältnis der DDR um ein Vielfaches subtiler wirkten, als dies anhand von Mechanismen der Diskriminierung im Erwerbsbereich deutlich zu machen ist. Sie waren tief in das institutionelle und kulturelle Gefüge eingelassen und wirkten darüber, daß die Arbeit im Mittelpunkt des sozialen Lebens stand. Die alleinige Perspektive, daß Frauen in der DDR an der gleichberechtigten Berufarbeit behindert wurden, weil ihnen die Reproduktionstätigkeiten aufgehalst wurden (strukturell) oder weil sie freiwillig, wegen des Überlebens traditioneller Orientierungen, diese Verantwortung übernahmen, ist ungenügend. Angesichts dieser theoretischen Einsicht macht es auch keinen Sinn mehr, die Veränderungen vor allem an dem Maßstab der Erwerbsbeteiligung zu messen. Statt dessen tritt die Polarisierung der Sphären als Problem in den Mittelpunkt, der strukturelle Zwang, sich entweder auf die Berufarbeit oder hauptsächlich auf die Familie zu beziehen. In dieser Perspektive erscheint die Berufsorientierung von Männern genauso problematisch wie die hauptsächliche Orientierung der Frauen auf die Familie. In diesem Spannungsbogen müssen die konkreten Motive für die jeweiligen Orientierungen untersucht und nachvollzogen werden, um darin die Grenzen von Veränderungen in den Geschlechterbeziehungen erkennen und auch den differenzierten Prozessen der heutigen Umgestaltung nachspüren zu können. Dies muß geschehen, ohne sich von vornherein auf die Position festzulegen, daß Frauen, die sich für Familie verantwortlich fühlten und fühlen, einer traditionellen Orientierung ausgeliefert sind. Sonst besteht die Gefahr, die alltäglich wirkende Hierarchie als Selbstverständlichkeit zu affirmieren. Erst wenn man sich davon löst, wird eine unvoreingenommene Betrachtung möglich, werden andere Aspekte und Differenzierungen überhaupt sichtbar und verstehbar. Die Handlungsweisen der Frauen und Männer lassen sich dann auch in einem erweiterten Bezugsrahmen interpretieren. Der Blick wird dafür geschärft, daß bestimmte Handlungsweisen von Frauen nicht unbedingt nur traditionell sind und daß der Preis für ein einseitig auf den Beruf orientiertes Leben hoch sein kann, gerade auch für Männer. Als Frage muß in den Vordergrund treten, auf welche Problemsituationen Frauen reagieren, wenn sie sich nach wie vor hauptverantwortlich um ihre Familien sorgen (oder auch nicht) und welche Motive und Interessen sie mit diesem Engagement verbinden und in welchem Zusammenhang diese Handlungsweisen, Motive und Interessen mit der Interaktion zum Partner stehen.

Natürlich besteht auch umgekehrt die Gefahr, Affirmation dadurch zu betreiben, daß man Frauen in ihren reduzierten Rollenmustern bestätigt und sie darauf festlegen will oder ihre soziale Orientierung in Umkehrung zur Erwerbsorientierung als das Bessere, widerständige andere stilisiert. Beide Varianten der Affirmation müssen vermieden

werden. Zu beachten ist zum einen, daß nicht jede Handlung gleich als Widerständiges zu bezeichnen ist, nur weil sie sich nicht auf die als "normal" definierten Zusammenhänge einläßt. Hier muß im Einzelfall nachvollzogen werden, aus welchen Gründen diese Handlungswahl getroffen wurde, um beurteilen zu können, ob sie in der Übernahme vorgegebener Muster aufgeht oder doch ein Beharren auf Eigenständiges darstellt. Zum anderen muß die Hierarchie zwischen Erwerb und Familie beachtet werden: Sich vorzugsweise auf den Erwerb zu beziehen, muß nicht heißen, sich aus der Geschlechterhierarchie herauszubewegen, sondern kann auch bedeuten, sie hinterrücks zu bestätigen. Eine Berufsorientierung kann demnach genauso affirmativ sein wie eine Familienorientierung. In beiden Feldern ist Unterordnung oder die Entfaltung von Eigensinn eine Option.

Für die Interpretation des empirischen Materials ist der Paradigmenwechsel von der Arbeit zur Beziehung insbesondere deshalb relevant, weil er den Blick öffnet für die schwierige Balance, die jedes einzelne Leben prägt im Kampf um Selbstbehauptung und Anerkennung. Ausgangspunkt ist dann, daß es im einzelnen Leben nicht vorrangig um eine Teilnahme an der Erwerbsarbeit geht, sondern daß alle - Männer wie Frauen - vor dem Problem stehen, die Erwerbsarbeit in ihren Leben mit dem Bedürfnis nach Bindungen zu verbinden. Die Lebensrealität der einzelnen Männer und Frauen läßt sich in dieser Perspektive als Suche nach einer inneren und äußeren Balance zwischen ihren emotionalen Bedürfnissen und Bestrebungen nach Selbstbehauptung verstehen, die jedoch allein schon durch die äußeren Bedingungen immer wieder an Grenzen stößt. Diese Suchbewegung, die Ausdruck des Wunsches nach Anerkennung ist, soll zum Ausgangspunkt meiner Betrachtung werden.

Darüber hinaus ist die Tatsache, daß die individuelle Lebensführung auf die beiden komplementären Institutionen Beruf und Familie eingegrenzt wird, als Ausdruck von strukturell wirkender Herrschaft zu verstehen. Das erfordert eine Perspektive, die über die Institutionalisierung hinausdenkt und Widerstände gegen die Engführung individuellen Lebens durch Institutionen wahrnimmt.

Die bisherigen theoretischen Einsichten führen also zu einem grundsätzlichen Perspektivwechsel. Ich habe die unreflektiert erwerbszentrierte Perspektive ersetzt durch eine Perspektive, in der ich die Geschlechterbeziehungen als relationale begreife und die Macht ihres Bestehens in der Vorherrschaft einer funktionalen Logik suche, die Bindungen und Fürsorge ausschließt und abwertet. Die damit verknüpfte Polarisierung von Autonomie und Bindung ist der Rahmen, in dem sich gestörte Anerkennungsbeziehungen zwischen den Geschlechtern entfalten und der das Streben nach Anerkennung für beide Geschlechter auf unterschiedliche Weise problematisch macht. Die Fragestellungen, die ich anfangs aufgeworfen habe, bleiben dabei gültig und werden ergänzt um die Frage, ob und wie die Verhältnisse in der DDR dazu geeignet waren, Menschen bei ihrer Suche nach einer Balance zwischen ihren Bestrebungen nach Autonomie und Bindung zu befördern oder zu begrenzen. Die Perspektivverschiebung weg von der Bedeutungsdominanz der Arbeit erlaubt andere Gewichtungen und eröffnet den Blick auf bisher wenig beachtete Zusammenhänge.

**TEIL II: UMGESTALTUNGEN IM ALLTAG UND IN DEN BEZIEHUNGEN
OSTDEUTSCHER FRAUEN UND MÄNNER NACH DER WENDE**

**4. Forschungsfragen und die theoretisch-methodische
Anlage der Studie**

Forschungsfragen und Forschungsdesign

Zu Beginn dieser Untersuchung stand die Frage im Mittelpunkt, wie sich unter den neuen Verhältnissen seit der Wende und Vereinigung das Leben und der Alltag von ostdeutschen Frauen verändert haben, die in einer Partnerschaft leben und Kinder haben. Dabei sollte die Untersuchung auf den Lebenszusammenhang von Familie und Beruf fokussiert werden, weil insbesondere in diesem Feld von starken strukturellen und normativen Veränderungen (Sozialpolitik, Infrastruktur, erhöhte Anforderungen an die Reproduktion durch höhere Leistungsanforderungen) auszugehen war.

Ziel der Untersuchung war darüber hinaus, im Wandel von einer Geschlechterordnung zur anderen nachzuvollziehen, wo es im einzelnen zu Brüchen im Leben von Frauen gekommen ist und wo sich dagegen Kontinuitäten zeigen. Untersucht werden sollte auch, auf welche Weise sie die sozialen Neuerungen handelnd bewältigt haben. Diese Art und Weise, mit den sozialen Neuerungen umzugehen, sollte insbesondere auch in bezug zu ihren in der DDR erworbenen Erfahrungen, Handlungs- und Deutungsmustern betrachtet werden, um so verstehen zu können, von welchem Punkt aus sich die Umgestaltungen im Geschlechterverhältnis vollzogen haben und welche Qualität sie haben. Zugleich ging es auch darum, die konkreten Erfahrungen dieser Frauen, ihre Bedürfnisse, Ziele, Lebensansprüche und Motive zum Gegenstand der Untersuchung machen, um so subjektive Bedeutungsdimensionen des sozialen Umgestaltungsprozesses sichtbar werden zu lassen, die in gängigen - insbesondere androzentristischen - Bewertungen und Deutungsweisen sonst unterzugehen drohen (vgl. Becker-Schmidt/Bilden 1991, 26). Eine *"vertiefte Erkenntnis von Frauenwirklichkeiten"* (ebd.) war demnach ebenso Ziel wie das Nachvollziehen der alltäglichen Reproduktion von Geschlechterverhältnissen vor und nach der Wende.

Diese Forschungsfragen sind im Verlaufe der Untersuchung modifiziert und auf einen bestimmten Ausschnitt - den der Partnerschaft - weiter konzentriert worden. Bevor ich aber auf diese Modifikation eingehe, ist es notwendig, das vor dem Hintergrund dieser ersten Forschungsfragen gewählte Forschungsdesign zu erläutern.

Die ersten, grundlegenden Forschungsfragen implizierten die Wahl qualitativer Forschungsmethoden. Ziel war es ja nicht, die Verbreitung und Häufigkeit von bereits bekannten Handlungsweisen, Einstellungen und Motiven festzustellen, um damit etwa die soziale Situation und typische Handlungsmuster ostdeutscher Frauen sowie deren Wandel beschreiben zu können. Vielmehr ging es darum, noch unerforschte Erfahrungen und Motive handelnder Subjekte sichtbar zu machen und sie verstehend nachzuvollzie-

hen. Erhellung sollte so, wie die Wandlungsprozesse sich im einzelnen gestalten und auf welchen Grundlagen - Identifikationen, Orientierungen, Einstellungen, Deutungsmustern, Interaktionen - sie sich entfaltet haben. Mit dieser Absicht stelle ich mich zugleich in eine Wissenschaftstradition, die handlungs- und subjektorientiert ist und die dem *interpretativen Paradigma* folgt. Das interpretative Paradigma besagt kurzgefaßt folgendes:

Der Grundgedanke ist, daß Menschen nicht starr nach kulturell etablierten Rollen, Normen, Symbolen, Bedeutungen handeln (normatives Paradigma), sondern jede soziale Interaktion selbst als interpretativer Prozeß aufzufassen ist: Der Mensch muß jede soziale Situation für sich deuten, muß sich klar werden, welche Rollen von ihm erwartet werden, ihm zugeschrieben werden und welche Perspektiven er selbst hat. Wenn soziales Handeln selbst schon Interpretation ist, dann muß der Wissenschaftler natürlich erst recht 'Interpret' sein. (Mayring 1990, 2)

Jede menschliche Handlung und Interaktion wird als mit einer Deutungsleistung verknüpft betrachtet, in der Vorannahmen bzw. Konstruktionen über die Umwelt enthalten sind. Diese Konstruktionen "*erster Ordnung*" (Alfred Schütz, zit. nach Soeffner/Hitzler 1994, 33) sind in verschiedenen Dimensionen dem Individuum präsent: als Erfahrung, Wissensbestand, Alltagsverständnis, Intuition, in Mustern, Routinen, Sprache usw. Diese Deutungen oder Konstruktionen sind für das Individuum unhintergebar, außerhalb dieser Deutungswelt ist Handeln also nicht möglich. Zugleich sind diese Deutungen in Regel *keine* bewußten Akte. Vielmehr wird die Konstruktion oder Deutung nicht mehr als solche erlebt, weil sie als selbstverständlicher Bestandteil der eigenen Erfahrungswelt als einfach vorhanden angenommen wird. Konstruktionen erster Ordnung sind letztlich Bestandteil und zugleich Ausdruck einer sozial geteilten Welt der Individuen. Die Akte der Deutung verweisen auf einen sozialen (Sinn-)Zusammenhang bzw. auf die Voraussetzungen einer sozialen Handlung, die in der jeweiligen, konkreten Interaktion nicht immer wieder entfaltet werden, sondern implizit bleiben. Der "*im Alltag vorherrschende Handlungsdruck und die 'hellwache' handlungsorientierte Bewußtseinsspannung*" verhindern, daß die "*Verstehensleistungen selbst (...) Gegenstand des Bewußtseins werden.*" (Soeffner 1989, 55)

Die Arbeit der Sozialwissenschaft besteht darin, diese Konstruktionen oder Deutungen in ihrem subjektiv gemeinten Sinn verstehend nachzuvollziehen. Das Aufdecken des Impliziten, Vorausgesetzten, Selbstverständlichen, Nichtgenannten ist das Ziel. Das Verstehen dieser Deutungen oder die "*Beschreibung und das Verstehen des Verstehens*" (Soeffner 1989, 53) stellen zugleich selbst einen Akt von Deutung dar, und zwar als Deutung oder Konstruktion "*zweiter Ordnung*". Aber diese Deutungen zweiter Ordnung sind auf das Aufdecken der Konstitutionweisen und -regeln der Verstehensleistungen erster Ordnung ausgerichtet und sie werden systematisch anders hergestellt als im Alltag.

Sozialwissenschaftliches Verstehen unterscheidet sich vom alltäglichen Verstehen dadurch, daß die Interpretationsleistungen hier nicht unter Rückgriff auf den Alltagsverstand, sondern unter Rückgriff auf extensiv aktiviertes Wissen

und auch auf einen Vorrat an professionellem Sonderwissen beruhen. Dieses Verstehen ist, anders als das alltägliche, nicht bezogen auf pragmatische Bedürfnisse des Lebensvollzugs, sondern auf das Relevanzsystem eines pragmatisch desinteressierten Beobachters. (Soeffner/Hitzler 1994, 34)

Sozialwissenschaftliches Verstehen zielt somit auf die *"Erkenntnis der Konstitutionsbedingungen für 'Wirklichkeit', auf die Entzauberung gesellschaftlicher Konstruktionen."* (Soeffner/Hitzler 1994, 35) Dabei entstehen, wie gesagt, selbst wieder nur Konstruktionen, bei denen es sich aber um wissenschaftliche, also nach rationalen und methodisch-kontrollierten Regeln erzeugte Konstruktionen handelt. Gleichwohl bleiben sie Konstruktionen, also nur Annäherungen an eine Umwelt, die praktisch nie abgeschlossen sind und immer wieder durch neue, noch adäquatere Konstruktionen ersetzt werden sollen.¹

Wichtig an diesen Grundprämissen sozialwissenschaftlicher Forschung - die u.a. in der Tradition Max Webers und Alfred Schütz' stehen - ist die damit verknüpfte Sichtweise, daß das Allgemeine sich im Besonderen ausdrückt. Indem Menschen handeln, beziehen sie sich auf bereits existente Konstruktionen ihrer sozialen Umwelt und bringen durch ihre Handlungen diese Konstruktionen wiederum erst zur Wirkung. Dabei stellt sich der Handlungsbezug vor dem Hintergrund eines subjektiv gemeinten Sinns her, aber da dieser subjektiv gemeinte Sinn auf den vorhandenen Konstruktionen aufruht, entfaltet sich in diesem subjektiven Sinn eine objektive Sinnwelt, die dann Gegenstand der wissenschaftlichen Deutung wird.

Die Frage danach, wie und warum sich soziale Prozesse, Zusammenhänge und Phänomene entfalten, kann nach dieser erkenntnistheoretischen Perspektive nur von der Ebene der handelnden Subjekte aus beantwortet werden. Auch Strukturen, die eine von der unmittelbaren Handlungsebene einzelner Subjekte abgelöste, also auch eigenständige Wirkung entfalten, sind letztlich Ergebnis von Handlungen oder, genauer noch, aus Interaktionen im historischen Verlauf hervorgegangen. Darüber hinaus sind Strukturen nur solange existent, wie Menschen sich handelnd darauf beziehen, wie sie also die Struktur als interaktiven Handlungszusammenhang immer wieder herstellen. Die herkömmliche Unterscheidung von Handlungs- und Strukturtheorie wird in einer solchen wissenschaftlich-methodischen Perspektive überwunden (vgl. Schöer 1994).

Indem die einzelnen Subjekte sich die vorgegebenen Institutionen verinnerlichend aneignen und 'freiwillig' handelnd umsetzen, reproduzieren sie eben diese Institutionen und erhalten so deren Wirklichkeit. Eine Wirklichkeit der Institutionen jenseits dieser permanenten, allgegenwärtigen und erlebnisträchtigen Aneignungs- und Umsetzungsprozesse gibt es nicht. Insofern ist die gesell-

¹ Vgl. Soeffner 1989, Soeffner/Hitzler 1994, Schröer 1994 und Bohnsack 1991, 22 ff. Das Verfahren solch einer sozialwissenschaftlichen Konstruktion ist nichts anderes als ein hermeneutisches Verfahren. Es wird von Soeffner deshalb auch als sozialwissenschaftliche Hermeneutik bezeichnet. Seine sozialwissenschaftliche Hermeneutik hat eine Fortführung und Weiterentwicklung zu einem methodologischen Konzept erfahren, nämlich zur *"hermeneutischen Wissenssoziologie"* (Schröer 1994). Es ist diese Methodologie, an der ich meine Untersuchung vor allem ausgerichtet habe.

schaftliche Wirklichkeit immer auch zutiefst subjektiven Ursprungs. (Schröder 1994, 14)²

Damit ist zugleich der übliche Vorwurf gegenüber qualitativen Methoden widerlegt, sie könnten auf der Basis ihrer geringen Fallzahlen keine verlässlichen und relevanten Aussagen über soziale Wirklichkeit machen. In der qualitativen Forschung geht es nicht um Repräsentativität, sondern vielmehr um Rekonstruktion von sozialer Wirklichkeit anhand von Einzelfällen.³ Die Objektivität, also Validität und Verallgemeinerbarkeit der Ergebnisse dieser Methode stellt sich darüber her, daß sozial 'objektiv' wirksame Handlungsdeterminanten, also gesellschaftliche Institutionen sowie deren historisch gültiger Sinn aufgezeigt werden, und dadurch, daß die "für den Akteur möglicherweise verborgene, 'latente' Sinnstruktur des Handelns" (Soeffner/Hitzler 1994, 36) nachvollzogen wird.⁴

Basis des hier vorgestellten sozialwissenschaftlichen Forschungsparadigmas sind demnach Einzelfälle. Die Methode drückt sich vor allem darin aus, daß Einzelfälle hinsichtlich ihrer Fallstruktur bzw. des subjektiv gemeinten Sinns und des damit verknüpften, objektiven Typus sozialen Handelns rekonstruiert werden.

Methodisch kontrollierte Interpretation besteht zum einen darin, daß sie ihre Deutungsregeln und ihre Verfahren aufsucht, erprobt und absichert, und zum anderen darin, daß sie eben eine Struktur rekonstruiert und in dieser die Bedingungen und Konstitutionsregeln sozialer Erscheinungen und Gebilde in ihrer Konkretheit, ihrer konkreten Wirksamkeit und Veränderbarkeit sichtbar macht. Schon daraus folgt, daß sozialwissenschaftliche Auslegung notwendig exemplarisch arbeitet. Sie ist per se Fallanalyse und zielt auf das Typische, Verallgemeinerungsfähige von historischen 'Einzel'-Erscheinungen. (Soeffner/Hitzler 1994, 39)

Auf die einzelnen Schritte dieser Fallrekonstruktion wird im Rahmen der hermeneutischen Textanalyse als Auswertungsverfahren noch eingegangen werden.

Bezogen auf die hier vorgestellten Forschungsfragen geht es also darum, die Alltagshandlungen von ostdeutschen Frauen - im Unterschied zu Männern - und deren Veränderung nach der Wende zu untersuchen. Ich gehe dabei von der Annahme aus, daß Frauen durch ihre soziale Position als Frauen mit anderen Strukturwirkungen konfrontiert sind. Anhand ihrer Deutungsweisen soll darüber hinaus rekonstruiert werden, wie mittels der Handlungsweisen der Frauen und Männer und mittels ihrer alltäglichen Interaktion geschlechtshierarchische Strukturen reproduziert werden. Zum anderen geht es aber auch um "neue Lösungen" (Schöder 1994, 19), die die Frauen angesichts von Problemlagen, sozialen Konflikten und Widersprüchen entwerfen und verfolgen, wie es ebenso auch um die Rekonstruktion dieser Problemlagen und Konflikte geht. Zwei "Ba-

² Schöder bezieht sich in diesem Zitat auf den Text von Alfred Schütz und Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1979, 136 ff.

³ Heinz Bude legt überzeugend dar, daß sogar ein einzelner Fall schon ausreicht, um gültige Aussagen über soziale Zusammenhänge zu gewinnen. Siehe Bude 1985

⁴ Ein weiteres Kriterium von Objektivität und Validität ist die Überprüfbarkeit, die im wesentlichen dadurch gewährleistet wird, daß die Methoden und einzelnen Schritte der Forschungsarbeit offengelegt und damit nachvollziehbar gemacht werden.

sistypen subjektiver Orientierung" (ebd.) stehen im Mittelpunkt: affirmative Handlungsroutinen und deren Konstitutionsbedingungen, sowie widerständige, auf soziale Widersprüche und Unvereinbarkeiten reagierende Handlungsweisen von Frauen.

Ausgehend von diesen Forschungsfragen und -prämissen habe ich umfangreiche problemzentrierte - also offene - Interviews mit 15 Frauen und drei Männern durchgeführt. Von diesen 15 Interviews mit Frauen habe ich zwölf in die Auswertung einbezogen, wobei ich wiederum drei Interviews einer eingehenden hermeneutischen Analyse unterzogen habe. In die hermeneutische Analyse einbezogen wurden auch alle drei Interviews mit den Männern, weil sie die Ehepartner jener Frauen sind, deren Interviews in die ausführliche Auswertung eingingen. Damit sind die Beziehungen und Interaktionen der drei Paare zu einem maßgeblichen Thema der hermeneutischen Analyse geworden.

Die restlichen neun Interviews wurden inhaltsanalytisch ausgewertet, vor allem weil die Ausdehnung der hermeneutischen Analyse auf alle Interviews wegen des damit verbundenen hohen Arbeitsaufwandes unmöglich war. Bei der Inhaltsanalyse standen vor allem die Fallkontrastierung und die Darstellung von Fallvariationen im Mittelpunkt. Auch die einzelnen Schritte der Inhaltsanalyse werden weiter unten noch ausführlicher dargelegt.

Erwähnt wurde bereits, daß die Fragestellung im Verlaufe des Forschungsprozesses weiter eingegrenzt und präzisiert wurde.⁵ Während zunächst in einer stärker allgemeinen Perspektive die Wandlungsprozesse für Frauen in Partnerschaften und mit Kindern Gegenstand der Untersuchung sein sollten, ist im Verlaufe der Forschungsarbeit die Frage nach der Interaktion mit dem Partner, also die Betrachtung der Paarbeziehung an sich, in den Mittelpunkt gerückt. Zwar hatte ich bereits von Anfang an die Absicht, auch die Ehemänner der interviewten Frauen in die Untersuchung einzubeziehen. Zunächst sollten aber die Erfahrungen der Männer weniger für sich betrachtet werden, als vielmehr das Schwergewicht auf die Kontrastierung ihrer Problemlagen zu denen der Frauen gelegt werden. Die erste Beschäftigung mit der Paarbeziehung in der hermeneutischen Auswertung zeigte jedoch Probleme und Handlungszusammenhänge, die sich für die allgemeine Fragestellung als besonders interessant erwiesen. Wenn das Leben der interviewten Frauen insbesondere von ihrer Rolle als Vermittlerinnen zwischen den Sphären Beruf und Familie geprägt ist, so ist dabei die Art und Weise, wie sie diese Vermittlung im Alltag bewerkstelligen können, stark von der Beziehung zum Partner und der Interaktion mit ihm abhängig. Auch weil sich die Frage, in welche Richtung die Wandlungsprozesse gehen - also ob es zu einem Rückschritt für Frauen und im Geschlechterverhältnis kommt oder nicht - bei der Beschäftigung mit dem Forschungsthema als besonders bedeutsam herausstellte,⁶ wurde die nähere Betrachtung der konkreten, alltäglichen Geschlechterbeziehungen wichtig. Insbesondere hier hätten sich quali-

⁵ Daß es innerhalb eines qualitativen Forschungsdesigns zu Änderungen in der Konzeption kommen kann und sogar sollte, darauf verweist u.a. Bettina Dausien (1994): *"In der Auseinandersetzung mit dem empirischen Material muß allerdings die Möglichkeit offen bleiben, ja sogar systematisch angezielt werden, daß sich die Konzepte der Forscherinnen ändern. In diesem Sinne ist Forschung als Lernprozeß zu begreifen, in dem eine theoriegeleitete Empirie und eine empirisch fundierte Theorie ineinandergreifen."* (141)

⁶ Siehe dazu die Ausführungen im Einleitungskapitel.

tative Veränderungen im Geschlechterverhältnis niederschlagen können, die durch die ausdrückliche Frauenförderung in der DDR angestrebt wurden. So sollte in der Untersuchung der Paarbeziehung und des Interaktionszusammenhangs mit dem Partner Aufklärung darüber gewonnen werden, an welche Grenzen Veränderungen im Geschlechterverhältnis gestoßen sind, und zwar auf einer alltagspraktischen Ebene.

Theoretische Vorannahmen und der theoretische Interpretationsrahmen

Den Grundsätzen des interpretativen Paradigmas und einer hermeneutisch orientierten Sozialforschung folgend, kann es in der qualitativen Forschungsarbeit nicht darum gehen, bereits feststehende Theorien anhand von empirischen Daten nur noch zu verifizieren bzw. falsifizieren. Anstatt ein Phänomen lediglich durch Begriffe faßbar zu machen, ihm quasi nur noch eine bestehende Interpretation überzustülpen, geht es vielmehr darum, Begriffe zu bilden für ein vorgefundenes Phänomen. (Soeffner 1989, 64-65)⁷ Dieses Prinzip bedeutet jedoch nicht, daß es keine theoretischen Vorannahmen geben soll. Das wäre auch schlicht unmöglich. Es kann in der wissenschaftlichen Forschung ja nicht immer wieder bei Punkt Null angefangen werden. Vielmehr ist es notwendig und auch sinnvoll, auf bestehendes Wissen aufzubauen, um zu vermeiden, hinter einem bereits erreichten Erkenntnisstand zurückzubleiben. Die Theorie dient dann dazu, den Untersuchungsbereich abzustecken und ein Vorverständnis zu gewinnen, um bestimmte Phänomene überhaupt wahrnehmen zu können. Das Ziel sollte aber sein, mit seinen Untersuchungen über dieses bereits vorhandene Wissen hinauszugelangen. Darüber hinaus kann die Theorie auch als Interpretationsfolie dienen, um die gewonnenen Untersuchungsergebnisse in einen wissenschaftlichen Rahmen stellen und interpretieren zu können. Die Theorie fungiert in dieser Hinsicht als "*professionelles Sonderwissen*" (Soeffner)⁸, das ein Verstehen der gedeuteten Handlungsweisen auf einem gesellschaftstheoretischen Niveau erst möglich macht.

In den ersten Kapiteln habe ich meine theoretischen Vorannahmen entfaltet, indem ich auf bestehende Analysen zu den Geschlechterverhältnissen in der DDR einging und mich auf theoretische Erkenntnisse der Frauenforschung bezog, was zur Fokussierung auf den Lebenszusammenhang zwischen Familie und Beruf im Untersuchungsdesign führte. Darüber hinaus habe ich im ersten Teil dieser Abhandlung den theoretischen Interpretationsrahmen dargelegt, der mir zur Deutung des empirisch Vorgefundenen gedient hat. Dieser Interpretationsrahmen stand also nicht von vornherein fest, sondern wurde in der Auseinandersetzung mit den empirisch vorgefundenen Phänomenen gewählt bzw. entwickelt. Nicht nur die Voruntersuchungen, sondern ebenso die diskursive Auseinandersetzung mit dem Thema in der Wissenschaft sowie die ersten Auswertungsergebnisse warfen Fragen auf, die nur in einem neuen, erweiterten Analyserahmen beantwortet werden konnten. Qualitative Forschung sollte in diesem Sinne auch "*eine*

⁷ Das gleiche Paradigma findet sich in den forschungspraktischen Anleitungen von Anselm Strauss wieder, dort formuliert als Prinzip der "*Grounded Theory*".

⁸ Siehe das zweite Zitat auf S. 105.

Suchbewegung sein, in der sich empirisches Material und theoriegeleitete Interpretation austauschen." (Becker-Schmidt/Bilden 1991, 25) Welche Fragen neu hinzugekommen sind und wie ich sie beantwortet habe, ist im Einleitungskapitel dieser Arbeit ausführlich dargestellt. Es waren neben anderen Theorien im wesentlichen wissenschaftliche Erkenntnisse der Frauenforschung, die die Grundlage für die Erarbeitung des Analyserahmens bildeten. Das heißt, daß ich in der durch die ersten Analyseschritte des Interviewmaterials angeregten, neuerlichen Auseinandersetzung mit bereits existierenden wissenschaftlichen Erkenntnissen jene Begriffe gewonnen habe, mit denen sich das empirisch Vorgefundene erklären und verstehen ließ.

Damit werden theoretische Vorannahmen als vorläufige Versionen des Verständnisses und der Sichtweisen auf den untersuchten Gegenstand relevant, die im Lauf des Forschungsprozesses reformuliert und vor allem weiter ausformuliert werden. Durch diese Revision von Versionen am empirischen Material wird die Konstruktion des untersuchten Gegenstandes vorangetrieben. (Flick 1995, 61)

Das Sample⁹, der Zugang zum Feld und Voruntersuchungen

Die Forschungsfrage war darauf gerichtet, die Probleme und Handlungsweisen von ostdeutschen Frauen zu erhellen, die in einer Partnerschaft leben und auch Kinder haben. Für Frauen in diesen Lebensumständen wird nämlich die Vermittlung beider Lebensbereiche zu einer alltagspraktischen und konkreten Handlungsanforderung, die sich für alleinlebende und kinderlose Frauen nicht in gleicher Schärfe stellt. Ein weiterer Grund, diese Lebensform - also ein Leben in einer Partnerschaft mit Kindern - zum Auswahlkriterium zu nehmen, war die Tatsache, daß sie in der DDR am stärksten verbreitet war und somit sozial die größte Bedeutung besaß. Um die Kontinuität bzw. die Brüche in den Erfahrungen und Handlungsweisen nachvollziehen zu können, zielte die Auswahl überdies auf Frauen, die bereits vor der Wende in einer Partnerschaft lebten und bereits damals mindestens ein Kind hatten.

Sicherlich hätte ich auch alleinerziehende Frauen in die Untersuchung einbeziehen können. Da aber aus Kapazitätsgründen Eingrenzungen nötig waren und überdies Untersuchungen zu alleinerziehenden Frauen bereits existierten¹⁰, habe ich mich gegen die Befragung von Frauen in einer solchen Lebenssituation entschieden.

Die genannten Kriterien für die Auswahl der Untersuchungsgruppe - Frauen und Männer in Partnerschaften mit mindestens einem Kind, das bereits vor der Wende geboren wurde - gaben gleichzeitig die Einengung auf bestimmte Altersjahrgänge und damit auf zwei aufeinanderfolgende Generationen vor. Die befragten Frauen und Männer wa-

⁹ Der Begriff Sample ist hier gemeint im Sinne von Auswahl, Muster und nicht im Sinne einer repräsentativen Stichprobe. Obwohl dieser Begriff im englischsprachigen Raum ohne Probleme auch im Rahmen qualitativer Forschungsmethoden benutzt wird, ist es, wie mir aus Diskussionen deutlich wurde, nötig dies hier hervorzuheben.

¹⁰ Siehe z.B. Drauschke/Stolzenburg 1995; Großmann/Huth 1993.

ren zum Zeitpunkt der Interviews, die von Ende 1994 bis Anfang 1996 durchgeführt wurden, zwischen Ende zwanzig und Anfang vierzig.

Erwerbslosigkeit sollte in der Untersuchung keine zentrale Rolle spielen. Gerade zu diesem Thema - weibliche Erwerbslosigkeit und der Umgang damit - gab es auch bereits mehrere Untersuchungen. Von Interesse war vielmehr, wie zwischen den beiden Lebenssphären Erwerb und Familie vermittelt wurde. Gleichwohl erschien es sinnvoll, die Situation von erwerbstätigen und erwerbslosen Frauen vergleichend gegenüberzustellen. So wurden sowohl erwerbstätige als auch arbeitslose Frauen befragt.¹¹ Der Erwerbsarbeitsstatus der Partner war dagegen nicht Gegenstand der Auswahl, weil die Umgestaltung des Lebensalltags von Frauen im Mittelpunkt der Untersuchung stand. Es wurde so dem Zufall überlassen, in welcher beruflichen Lage sich der Partner befand.

Ein weiteres Kriterium für die Auswahl betraf das Bildungsniveau. Es war zu erwarten, daß der Bildungsstand Einfluß haben würde auf die Situation der Frauen auf dem Arbeitsmarkt. Anzunehmen war auch, daß über den Bildungsstand vermittelt bei den Frauen unterschiedliche Potentiale für eventuelle Neuorientierungen in beruflicher Hinsicht existieren würden. Ebenso plausibel war anzunehmen, daß die mit dem Bildungsstand verknüpften Milieus und Lebensstile den Umgang mit den sozialen Neuerungen beeinflussen. Ich habe deshalb zur Hälfte Frauen ausgewählt, die einen Hochschul- oder Fachschulabschluß hatten, zur anderen Hälfte Frauen mit einem qualifizierten Lehrberufsabschluß.

Von Anfang an erschien der unmittelbare Vergleich zum Wandel der Lebenssituation von Männern reizvoll. Auch sie sind gefordert, zwischen der Berufs- und Privatsphäre einen Vermittlungszusammenhang herzustellen, wobei aus der bisherigen Forschung bekannt ist, daß sie dieses Vermittlungsproblem überwiegend mittels der Ehe oder Partnerschaft lösen, durch die sie in die Lage kommen, die Aufgabe der Vermittlung an eine Frau zu delegieren. Die Lage, die Erwartungen und Handlungsweisen des Partners sind daher von großem Einfluß auf die Lebenssituation von Frauen. Deshalb wurden nicht nur Frauen um ein Interview gebeten, sondern ebenso deren Ehe- bzw. Lebenspartner. Auf Anhieb haben sich jedoch nur zwei von 15 Männern zu einem Interview bereit erklärt. Den dritten männlichen Interviewpartner habe ich erst durch nochmalige Nachfrage gewinnen können. Anlaß dieses weiteren Bemühens war, daß sich die Partnerschaft in der bereits begonnenen Auswertung als zunehmend bedeutsam und interessant für die Untersuchung erwiesen hatte.

Des Weiteren wurde die Untersuchung auf ein urbanes Lebensumfeld beschränkt, um nicht zu viele heterogene Faktoren in das Sample hineinzubringen. Es waren zwei unterschiedliche Städte, in denen Frauen als Interviewpartnerinnen gewonnen werden konnten.

¹¹ Im nachhinein bestätigte sich, daß für die hier gewählte Fragestellung der Erwerbsstatus keine zentrale Rolle spielte. Das wurde daran deutlich, daß auch die erwerbsarbeitslosen Frauen nicht durchgängig arbeitslos bzw. daß sie weiterhin nebenberuflich tätig waren. Eine Frau befand sich beispielsweise im Übergang zu einer neuen Beschäftigung. Demgegenüber gab es auch eine berufstätige Frau, für die die Erwerbslosigkeit bereits abzu sehen war. Wichtig war an diesem Auswahlkriterium des Erwerbsstatus' also nur, daß dadurch gewährleistet werden konnte, wirklich auch erwerbslose Frauen in die Untersuchung einzubeziehen.

Interviewpartnerinnen habe ich auf verschiedenen Wegen gewonnen. Zum einen habe ich Verbände und Vertretungen - Gewerkschaften, Betriebs- und Personalvertretungen, einen Arbeitslosenverband etc.- um Mithilfe gebeten, die mir auch gewährt wurde. Des weiteren habe ich die Kontakte von Kollegen und Studentinnen sowie auch meine eigenen privaten Kontakte genutzt, um Frauen für ein Interview zu gewinnen.

Das Sample setzt sich wie folgt zusammen: Die jüngste Frau war 29, die älteste 42 Jahre alt. Von den zwölf in die Auswertung einbezogenen Frauen waren drei aktuell arbeitslos, eine Frau befand sich in einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Fünf Frauen hatten einen Hochschulabschluß, eine Frau hatte einen Fachhochschulabschluß und sechs hatten eine Berufsfachausbildung. Von den drei interviewten Männern, die zwischen 37 und 44 Jahren alt waren, hatte einer einen Hochschulabschluß. Die beiden anderen haben später nach ihrer Berufsausbildung eine Fachhochschulausbildung absolviert. Alle drei waren aktuell berufstätig. Auch von den Partnern aller übrigen interviewten Frauen war keiner erwerbslos.¹² Alle befragten Frauen lebten aktuell in einer festen Beziehung, bis auf eine Ausnahme, wo die Trennung gerade erfolgt war. Alle Frauen hatten mindestens ein Kind, das schon vor der Wende geboren wurde.

Drei der interviewten Frauen wurden nicht in das Sample einbezogen. In einem Fall - eine arbeitslose Akademikerin - erwies sich das Interview als unbrauchbar bzw. als zu schwierig für eine weitere Auswertung, weil sich die Interviewte kaum auf die Fragen zu ihrer persönlichen Situation einlassen wollte. Statt dessen versuchte sie, mir ein fertiges Urteil über die aus ihrer Sicht ausschließlich negativen sozialen Veränderungen zu vermitteln. Eine weitere Interviewpartnerin paßte von den Auswahlkriterien her nicht in das Sample, weil sie ihr Kind erst nach der Wende zur Welt gebracht hatte und auch nicht in einer festen Partnerschaft lebte. Das stellte sich aber erst während des Interviews heraus. Bei dem dritten Interview, das ich nicht einbezogen habe, waren zwar alle Auswahlkriterien erfüllt. Aber weil diese Frau ihre Antworten in sehr umfangreiche Schilderungen und Erzählungen einband, wobei ein Interviewtranskript von über hundert Seiten herausgekommen ist, wäre eine Auswertung sehr aufwendig gewesen. Um meinen Arbeitseinsatz in vertretbaren Grenzen zu halten, habe ich auf dieses sehr interessante und spannende Interview leider verzichten müssen. Zudem handelte es sich bei dieser Frau um die Freundin einer der anderen Interviewpartnerinnen, die auch im selben Betrieb arbeitete und auch die gleiche Berufsausbildung hatte. Diese Doppelungen erleichterten die Entscheidung, auf das Interview zu verzichten.

Um die Untersuchung vorzubereiten und die Relevanz der Fragestellungen zu überprüfen, habe ich verschiedene Expertengespräche und zwei vorbereitende Interviews durchgeführt. Dabei habe ich mit Vertreterinnen von verschiedenen Verbänden und Institutionen sowie mit Mitarbeiterinnen von Beratungsstellen gesprochen. In den vorbereitenden Interviews erzählten mir die beiden Frauen über ihre konkrete Lebenslage und deren Veränderungen durch die Wende, über ihre Probleme und Zukunftspläne.

¹² Das liegt daran, daß ich den Erwerbsstatus der Männer nicht zum Gegenstand der Auswahl gemacht habe, sondern hier vielmehr vom Zufall ausgegangen bin. Im nachhinein empfinde ich es als Defizit, weil es interessant und wichtig gewesen wäre, Frauen mit arbeitslosen Männern im Sample zu haben.

Ihre Schilderungen und Informationen sind in die Konzeption und Erarbeitung des Interviewleitfadens eingeflossen.

Erhebung und Erhebungsinstrumente

Die Interviews wurden mit Hilfe eines problemzentrierten Interviewleitfadens (Witzel 1982) durchgeführt. Da es sich um einen deutlich abgegrenzten Bereich - den Lebenszusammenhang von Familie und Beruf im Wandel - handelte, der untersucht werden sollte, war es sinnvoll, diese Interviewform statt eines narrativen Erhebungsverfahrens zu wählen. Die weitgehend offene Frageform des narrativen Interviews hätte nämlich einen Bezug auf die bereits vorher festgelegte Eingrenzung des Themas erschwert. Statt dessen wäre das Schwergewicht von den Interviewten selbst gesetzt worden, mit der Folge, daß weniger Informationen zu den interessierenden Fragen vorgelegen hätten. Narrative Interviews sind für Untersuchungsfragen und -felder dann besser geeignet, wenn es sich um ein weitgehend unbekanntes Feld (vgl. Dausien 1994, 148) oder um biografische Forschung handelt. Beides war hier jedoch nicht der Fall.

Gleichwohl geht es auch bei einem problemzentrierten Interview darum, umfangreichere Narrationen anzuregen. Das heißt, daß zu den einzelnen Themen- bzw. Problemfeldern zunächst eine ganz allgemeine und offene Frage gestellt wurde, um erst nach der Erzählung, die dadurch angeregt werden sollte, Nachfragen zu stellen. Bei diesen Nachfragen ging es um noch offene Sachverhalte oder um die Klärung des Dargestellten selbst. Das Interview wurde mittels des *"leitenden Fadens"* (Witzel 1982, 90) lediglich vorstrukturiert. Die Offenheit und die Erzählstruktur wurde so wenig wie möglich beeinflusst. Ziel war es, einen Themenrahmen vorzugeben, innerhalb dessen die bzw. der Interviewte dann erzählen sollte.

Der Leitfaden ist Orientierungsrahmen bzw. Gedächtnisstütze für den Interviewer und dient der Unterstützung und Ausdifferenzierung von Erzählsequenzen der Interviewten. In ihm ist der gesamte Problembereich in Form von einzelnen, thematischen Feldern formuliert, unter die in Stichpunkten oder in Frageform gefaßte Inhalte des jeweiligen Feldes subsumiert sind. (Witzel 1982, 90)

Die Themenfelder waren in diesem Fall der Beruf einschließlich des beruflichen Werdegangs, Elternhaus und Kindheit einschließlich der Ablösung vom Elternhaus und des Weges in die Selbständigkeit, Partnerschaft, Kinder und Kinderwunsch, Alltag und Freizeit, Gleichberechtigung und Politik sowie zum Abschluß die Zukunftsvorstellungen. Am Beginn des Interviews wurde zunächst allgemein nach den Veränderungen im persönlichen Leben seit der Wende gefragt. Danach jedoch stand die Wende als Bezugspunkt nicht mehr im Vordergrund, um nicht von vornherein einen Wandel des Alltags zu unterstellen. Anzunehmen war ja, daß vieles im Alltag gleich geblieben war. Die Bedeutung der Wende für Veränderungen in den jeweiligen Lebensbereichen sollte so von den Interviewten selbst herausgestellt werden.

Die einzelnen Themenfelder wurden nach dem Prinzip der biographischen Abfolge strukturiert. Die Interviewten waren also aufgefordert, zu den unterschiedlichen The-

menfeldern in einer biographischen Abfolge zu erzählen. Zum Abschluß des Interviews wurden Fragen zur Gleichberechtigung in der DDR und in der Bundesrepublik, zur Beurteilung der eigenen Situation und zu Zukunftsvorstellungen gestellt.

Die Fragen zielten weniger darauf Einstellungen und Meinungen zu ergründen, als vielmehr auf die konkreten Handlungen der Interviewten. Einstellungen und Meinungen spielen für eine qualitative Untersuchung eine untergeordnete Rolle, weil sie eher zur Reflexion über die Handlungen anderer, über soziale Zusammenhänge allgemein oder über normative Vorstellungen und Erwartungen anregen. Fragen nach den eigenen, konkreten Handlungsvollzügen eröffnen jedoch eine Sicht auf Motive und unhinterfragte Deutungsmuster.

Der Leitfaden wurde nach seiner Erarbeitung zunächst mittels eines Probeinterviews getestet und aufgrund der dabei gemachten Erfahrungen nochmals überarbeitet.

Die Interviews, die ich alle selbst durchgeführt habe, dauerten auf der Grundlage dieses Leitfadens zwischen zweieinhalb und vier Stunden. Es wurde jeweils nur eine Interviewsitzung durchgeführt. Die Interviews fanden fast alle in den Wohnungen der Befragten statt, bis auf eine Ausnahme, wo das Büro als Interviewort gewählt wurde. Die Interviews wurden mittels Tonband aufgezeichnet und dann transkribiert.¹³

Die Auswertung

Die Auswertung erfolgte auf der Grundlage von zwei unterschiedlichen, aber auf Ergänzung angelegten Methoden: der hermeneutischen Analyse und der Inhaltsanalyse. Diese Kombination war deshalb notwendig, weil die hermeneutische Analyse ein sehr zeit- und arbeitsaufwendiges Auswertungsverfahren ist. Es ist deshalb kaum geeignet, um eine größere Anzahl von Interviews dieser Länge auszuwerten, jedenfalls dann nicht, wenn die Mittel begrenzt sind und nur eine Bearbeiterin die Untersuchung durchführt. Um dennoch eine größere Anzahl von Interviews bearbeiten zu können, wurde die Kombination von Auswertungsverfahren gewählt.

Die hermeneutische Auswertung

Für die hermeneutische Auswertung wurden zunächst drei Fälle ausgewählt. Das geschah mittels des Prinzips der Fallkontrastierung. Beim zuerst ausgewählten Fall - Frau Ebert - handelte es sich um eine arbeitslose Frau mit Berufsausbildung in einem von Frauen besetzten Berufsfeld. Darüber hinaus war Frau Ebert dem ersten Anschein nach sehr auf ihre Familie bezogen und lebte in einer traditionellen Beziehung. Im Kontrast dazu stand Frau Koch, die in einem "Männerberuf" arbeitete, nicht arbeitslos war und sich viel deutlicher mit ihrem Beruf identifizierte als mit ihrer Familie. Auch ihre Beziehung schien - zumindest noch vor der Wende - partnerschaftlich zu sein. Seit der

¹³ Die Transkriptionsregeln sind im Anhang dargestellt.

Wende war aber ihre Ehe in eine starke Krise geraten, was ihre Lebensgeschichte besonders spannend machte. Demgegenüber war dann die Wahl einer dritten Frau - Frau Oswald - naheliegend, die über einen Hochschulabschluß verfügte, erwerbslos und zugleich deutlich auf ihre Familie bezogen war. Ihre Partnerschaft hatte eine klassische Struktur.

Für den ersten ausgewählten Fall der Frau Ebert lag auch das Interview mit dem Ehepartner vor. Wie bereits gesagt, habe ich alle Partner der interviewten Frauen angeschrieben und um ein Interview gebeten, aber nur zwei Männer haben sich dazu bereit erklärt. Für den zweiten Fall, Frau Koch, lag jedoch kein Interview des Mannes vor. Angesichts der ersten Ergebnisse der hermeneutischen Auswertung der Interviews von Frau Ebert und Frau Koch erschien es zunehmend wichtig, auch Herrn Koch doch noch für ein Interview zu gewinnen. Es bestätigte sich nämlich, daß die Interaktionen der Partner für die Beantwortung der Forschungsfragen sehr wichtig war. Zugleich wurde deutlich, daß eine Interaktion sich nur dann plausibel rekonstruieren ließ, wenn beide Interaktanten auch zu Wort kamen. Herr Koch willigte schließlich ein, nachdem ich ihn nochmals am Telefon persönlich um ein Interview bat.¹⁴ So entwickelte sich der Schwerpunkt der Auswertung in Richtung der Interaktion in der Paarbeziehung, was wiederum die Auswahl des dritten Falles, nämlich den von Frau Oswald, für den ebenfalls ein Interview mit dem Ehepartner vorlag, noch unterstützte.

Die hermeneutische Analyse orientierte sich an der von Hans-Georg Soeffner (1989, 1994) entwickelten Methode. Die der hermeneutischen Analyse zugrundeliegenden Prinzipien wurden bereits erläutert, nach denen es um die Rekonstruktion des subjektiven Sinns und der damit verknüpften sozialen Sinnzusammenhänge geht. Die eigentliche Methode der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik besteht dann darin, daß der subjektiven Intentionalität einer Handlung die Möglichkeit anderer Handlungswahlen gegenübergestellt und so eine interaktive soziale Problemsituation rekonstruiert wird, für die dann die Gründe der subjektiven Handlungswahl nachvollzogen werden.

Zunächst werden die als konsistent unterstellten Intentionen eines Sprechers (dessen egologisch-monotheische Perspektive) rekonstruiert, um sie dann in einem zweiten Schritt mit den objektiv möglichen Textbedeutungen zu konfrontieren. In diesem zweiten Schritt, der Aufdeckung der Inkonsistenzen zwischen den Intentionen eines Sprechers und dem Spektrum möglicher Bedeutungen (also einer polytheisch-interaktionsbezogenen Perspektive), wird das generelle Ziel wissenschaftlichen Textverstehens deutlich: es besteht in der Rekonstruktion einer interaktiv entstandenen Problemsituation. Objektivierendes wissenschaftliches Verstehen ist also das Verstehen einer Interaktion als Problemsituation sowie der in ihr und mit ihr verbundenen, objektiv denkbaren Handlungs- und Lösungsmöglichkeiten. Daran schließt sich dann die Deskription der im Text vollzogenen Handlungswahl und die hermeneutische Rekonstruktion der Gründe für diese Wahl an... (Soeffner/Hitzler 1994, 45)

¹⁴ Als Grund, weshalb er sich nicht von vornherein zu ein Interview bereit erklärt hatte, gab Herr Koch seine starke berufliche Beanspruchung an.

Im ersten Schritt sollen möglichst viele Bedeutungsmöglichkeiten oder Lesarten oder Interpretationen einer Situation, in der die Handlung zustande kam, zusammengetragen werden. Dabei müssen diese Bedeutungen und Interpretationen zunächst noch weitgehend ohne Rückgriff auf weitere Darstellungen und Handlungen im Text generiert werden. Nach Soeffner stellt die Basis für diesen Schritt die allgemeine *"hermeneutische Kompetenz alltäglich Handelnder"* dar, die *"funktional bestimmt [ist] durch das in der Sozialisation eingeübte Regelwissen der Interaktionspartner."* (ebd. 47)

Diese Interpretationen werden in einem nächsten Schritt sukzessive mit weiteren im Text durch die Befragte bzw. den Befragten entfalteten subjektiven Motiven und Sinnzusammenhängen konfrontiert, um von den Interpretationsmöglichkeiten diejenigen auszuschließen, die in bezug auf die Handlungswahl inkonsistent sind. Dieser Vorgang wird solange wiederholt, bis eine einheitliche Sinnstruktur rekonstruiert wurde, mittels der bestimmte Handlungswahlen erfolgen. Es wird so ein Handlungstypus rekonstruiert, der Basis für eine bestimmte Art der Interaktion in bestimmten Kontexten ist. Schon auf dieser Ebene lassen sich objektive Sinnzusammenhänge herausarbeiten, indem differenziert wird, wie auf eine individuelle Weise mit diesen objektiven Sinnzusammenhängen umgegangen wird bzw. wie in individueller Weise auf objektiv existierende Strukturen Bezug genommen wird. Anders formuliert: indem ich Individuelles und Allgemeines voneinander trenne, tritt das Allgemeine deutlich hervor. Insbesondere dieser Schritt muß meiner Meinung nach mit theoretischem Wissen verbunden werden. Die objektiven Sinnstrukturen können ohne ein theoretisches Wissen nicht verstanden werden bzw. nur auf einem Niveau, daß hinter einen bereits erreichten Wissensstand zurückfallen muß. Ich habe die herausgearbeitete Falltypik demnach in den Zusammenhang meines theoretischen Wissens gestellt, um auf diese Weise einen subjektiven Umgang mit objektiven Strukturen beschreiben und auf dem Stand bereits erreichten Wissens verstehen zu können. Dies geschah im wesentlichen durch die Anwendung von theoretisch generierten Begriffen, um die objektiven Strukturzusammenhänge fassen und abgrenzen zu können.

Die herausgearbeitete individuelle Handlungstypik ist wiederum Basis für die Rekonstruktion von fallübergreifenden Handlungstypen, auf deren Grundlage sich das Verständnis der objektiven Sinnstrukturen überprüfen und vertiefen läßt.

Die Rekonstruktion eines objektivierten Typus gesellschaftlichen Handelns baut sich dementsprechend auf von - jeweils extensiven - Einzelfallanalysen über Fallvergleich, Deskription und Rekonstruktion fallübergreifender Muster bis hin zur Deskription und Rekonstruktion fallübergreifender und zugleich fallgenerierender Strukturen. Der so rekonstruierte Typus enthält und veranschaulicht die strukturelle Differenz von evolutionär und historisch sich verändernden Strukturinformationen einerseits und ihren konkret historisch-kulturspezifisch Ausdifferenzierungen andererseits. (ebd. 39)

Ergebnis der Fallrekonstruktionen der drei Frauen und drei Männer war die Generierung von zunächst zwei unterschiedlichen Handlungstypen, die dann die Grundlage abgaben, um die Ergebnisse der Inhaltsanalyse zu ordnen, zu strukturieren und zu interpretieren.

Die hermeneutische Interpretation wurde aus naheliegenden Gründen in einer Arbeitsgruppe¹⁵ durchgeführt. Nur dadurch ist die intersubjektive Validierung der rekonstruierten Sinnzusammenhänge möglich gewesen sowie auch das Zusammentragen von unterschiedlichen Interpretationsmöglichkeiten bzw. Lesarten der dargestellten Handlung. Für eine einzelne Forscherin ist die Generierung einer polythetisch-interaktiven Perspektive nur begrenzt möglich.

Eine zentrale Bedeutung hatte die Arbeitsgruppe auch für die Reflexion der eigenen Vorannahmen, Identifikationen und Übertragungen. Ohne die Möglichkeit zur kritischen Selbstreflexion sind diese Barrieren auf dem Wege zum Verstehen fremder Lebensrealitäten kaum zu überwinden.¹⁶ Das bedeutete, daß wir uns in der Auswertungsgruppe auch ganz bewußt auf unsere jeweiligen subjektiven Gefühle und Erfahrungen in Konfrontation mit den Erzählungen der interviewten Frauen einzulassen hatten.¹⁷ Im Ergebnis half dieser bewußte Umgang mit unserer eigenen Subjektivität uns nicht nur, diese als Einflußfaktor der Interpretation zu kontrollieren und "blinde Flecken" in der Realitätswahrnehmung zu erkennen. Darüber hinaus bildete die Kontrastierung zum eigenen Leben, zur eigenen Handlungsweise auch eine Quelle zum Verständnis des Typischen der jeweils betrachteten Frauenleben. Diese Ebene der selbstreflektierenden Interpretation setzte auch eine Selbstveränderung in Gang.¹⁸

Die Interpretationsarbeit hatte bei allen Interviews dieselbe Abfolge: Zunächst wurde die Eingangssequenz interpretiert, wobei es als erstes um die Generierung möglichst vieler Interpretationsmöglichkeiten ging. Dann wurden auf Grundlage der damit aufgeworfenen Fragen weitere Interviewsequenzen ausgewählt, interpretiert und sukzessive Interpretationsmöglichkeiten ausgeschlossen. Dabei mußten auch bereits gefundene (Teil-)Deutungen sich an den jeweils neu hinzugezogenen Handlungszusammenhängen bewähren. Über die Diskussion in der Arbeitsgruppe wurde jeweils ein ausführliches Protokoll angefertigt, das in der darauffolgenden Sitzung erneut diskutiert und gegebenenfalls verändert wurde. Auf der Basis dieser Protokolle wurde abschließend ein Auswertungsdossier zu dem jeweilig bearbeiteten Fall geschrieben, das wiederum in der Gruppe diskutiert und überprüft wurde. Diese Auswertungsdossiers bildeten dann die Grundlage für die zusammenfassende Darstellung in dieser Arbeit.

¹⁵ Diese Auswertungsgruppe setzte sich aus StudentInnen zusammen; mitgewirkt haben daran: Gabriele Hanke, Carmen Plonka-Dreier, Christina Schulz, Bärbel Lübke, Birgit Völker, Cornelia Hennig, Carmen Paulo, Wolfgang Schönit.

¹⁶ Auf diesen Aspekt der Forschungsarbeit gehen Becker-Schmidt/Bilden (1991, 27 f.) ausführlich ein. Es gehört zu einem der methodischen Postulate der Frauenforschung, mit der eigenen Betroffenheit und Involviertheit bewußt umzugehen.

¹⁷ Das ging natürlich nicht ohne Konflikte und schmerzhaftes Selbsterkenntnis ab. Erst mit der Zeit lernten wir den gegenseitigen achtungsvollen Umgang mit unseren oft sehr persönlichen Erfahrungen, durch welchen dann aber auch der Raum für die Selbstreflexion und Selbstveränderung entstand.

¹⁸ Gerade auch diese Selbstveränderung haben alle in der Auswertungsgruppe als sehr positiven Aspekt der Forschungsarbeit empfunden.

Die Inhaltsanalyse

Die Erkenntnisse der hermeneutischen Analyse bildeten, wie erwähnt, die Basis für die Auswertung der restlichen neun Interviews mittels der Inhaltsanalyse. Methodisch habe ich mich dabei vor allem an Mayring (1994) orientiert. Auf der Grundlage der Handlungstypen, die in der hermeneutischen Fallrekonstruktion herausgearbeitet wurden, wurde versucht, die anderen Fälle einem der Handlungstypen zuzuordnen. Dabei zeigte sich in der Beschäftigung mit den restlichen Interviews, daß sich nicht alle Fälle einem der beiden Handlungstypen zuordnen ließen. So wurde die Konstruktion eines weiteren Typus notwendig. Das war vor dem Hintergrund des theoretischen Rahmens und der bereits herausgearbeiteten Typen mittels Extrapolation möglich.

Wiederum der Arbeitsökonomie halber habe ich auf eine vollständige Inhaltsanalyse der Interviews verzichten müssen. Statt dessen habe ich mich auf die Problemfelder konzentriert, die bereits in der hermeneutischen Analyse im Mittelpunkt standen: Umgang mit dem Beruf, Umgang mit der Familie und die Rolle sowie der Charakter der Beziehung zum Partner.

Bei der Inhaltsanalyse ging es zunächst darum, aus den vorliegenden Texten nach bestimmten Kriterien Inhalte zu extrahieren und zusammenzufassen, um diese anschließend theoriegeleitet interpretieren zu können. Dabei ist das von mir konkret angewandte Verfahren die von Mayring beschriebene inhaltliche Strukturierung (Mayring 1994, 83f.). Bei der inhaltlichen Strukturierung werden "*bestimmte Themen, Inhalte, Aspekte aus dem Material*" (ebd. 83) herausgefiltert und zusammengefaßt. Dies geschieht mittels vorher gebildeter Kategorien. Diese Kategorien habe ich in der Auswertungsgruppe auf Grundlage der behandelten Themenfelder der hermeneutischen Analyse erarbeitet und in einer Kodierliste strukturierend zusammengefaßt und definiert. Diese Kodierliste bildete dann die Basis für die Kodierung aller Interviews, bei der einzelne Textpassagen ihrem Inhalt nach den einzelnen Codes zugeordnet wurden. Dies geschah computergestützt, mittels des Auswertungsprogramms *Atlas/ti* (Version 4.1).

Auf der Grundlage der dadurch vorliegenden kodierten Interviewtexte konnten dann Auszüge aus den Interviewtexten nach bestimmten inhaltlichen Gesichtspunkten zusammengestellt werden: verschiedene Aspekte des Berufs, der Familie und der Partnerschaft. Der nächste Schritt war dann die Paraphrasierung der so zusammengestellten Textauszüge der einzelnen Interviews und ihre Reduktion auf den wesentlichen Inhalt oder die wesentliche Aussage. Hierbei mußte der Kontext der Aussagen einbezogen und gewahrt werden, daß heißt, die Einzelaussagen waren auch immer wieder in weitere Kontexte bzw. den Gesamtkontext des Interviews zu stellen. Für diese Kontextualisierung wurde insbesondere der für jedes Interview erarbeitete biographische Abstract herangezogen. Desweiteren stand mir als Bearbeiterin die Kenntnis des jeweiligen Interviews als Ganzes und in seinem Ablauf als Erinnerung zur Verfügung.

Die Paraphrasierung und Zusammenfassung wurde zunächst pro Unterkategorie durchgeführt, im nächsten Schritt dann auf der Ebene der Hauptkategorie. Im Ergebnis entstand pro Interview eine extrahierende Zusammenfassung des jeweils interessierenden Inhalts. Mittels dieser Zusammenfassungen wurden die jeweiligen Handlungswei-

sen und Lebenszusammenhänge beschrieben. Auf der Ebene dieser Deskription war dann die Interpretation möglich, die auf der Basis der bereits herausgearbeiteten Handlungstypen und vor dem Hintergrund des theoretischen Rahmens erfolgte. Danach wurden die Ergebnisse nochmals zusammenfassend beschrieben. Bei diesem Schritt, dessen Ergebnisse in der hier vorliegenden Arbeit präsentiert werden, sind Deskription und Interpretation bereits wieder zusammengeführt worden.

5. Alltägliche Geschlechterbeziehungen im Wandel. Die hermeneutische Auswertung der Interviews mit drei Ehepaaren

In diesem Abschnitt geht es um die Darstellung der Ergebnisse der hermeneutischen Analyse von sechs Interviews mit jeweils drei Frauen und Männern, die zusammenleben und verheiratet sind. Das übergeordnete Ziel ist zunächst, die Umgestaltungen des Alltags seit der Wende sichtbar werden zu lassen und dabei der Frage nachzugehen, wie diese sich auf das Leben von Frauen und Männern ausgewirkt haben. Dabei soll deutlich werden, wie die Frauen und Männer im einzelnen auf diese Veränderungen handelnd eingegangen sind und wie sich darin sozial fundierte Geschlechterbeziehungen ausdrücken können, die von den Verhältnissen in der DDR geprägt wurden. Allgemein formuliert ist damit die Intention verknüpft, die Umgestaltungen in den Geschlechterbeziehungen und in den Geschlechterverhältnissen auf einer alltäglichen, subjektiven Ebene im einzelnen nachvollziehbar und verständlich zu machen.

Dabei geht es nicht darum, in erster Linie die Herrschafts- und Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern auf der Alltagsebene nachzuvollziehen, vor allem nicht die Dominanz der männlichen Seite. Denn ein solcher Versuch wäre kaum erfolgversprechend, wie andere Untersuchungen zeigen (vgl. Gather 1996, 236 ff.).¹ Partnerschaften lassen sich nicht einseitig unter dem Gesichtspunkt der strukturell fundierten männlichen Vormachtstellung bzw. weiblichen Unterlegenheit analysieren. Denn was die Individuen darin suchen, ist in erster Linie die Anerkennung und Akzeptanz als besondere, einmalige Person in einer erfüllten Liebesbeziehung.

Die Beziehungen zwischen Frauen und Männern werden deshalb zunächst vor allem als Kampf um Anerkennung betrachtet. Es geht dann darum, die Versuche der Frauen und Männer nachzuvollziehen, in ihrem Leben Autonomiewünsche einerseits, Bindungswünsche andererseits in einen lebhaften Zusammenhang zu bringen. Beides ist in unserer Kultur aber, wie im theoretischen Teil dargelegt und begründet wurde, in ein polarisiertes Verhältnis gesetzt. Autonomie scheint die Verantwortung für Bindungen auszuschließen, das Bemühen um Bindungen jedoch endet häufig in Selbstaufgabe. Verknüpft ist diese Polarisierung in modernen Kulturen mit der Dominanz der Erwerbs- und Berufsarbeit vor den Fürsorgeleistungen und Bindungsbezügen, die sich vor allem in der Familie entfalten. Angesichts dieser polarisierenden Bedingungen - die sowohl strukturell und kulturell wirken, als auch ihre Repräsentanzen in den geschlechtsspezifischen

¹ Claudia Gather faßt an dieser Stelle ihrer Untersuchung zum Wandel der Machtstrukturen bei Paaren im Übergang zum Ruhestand ihre Ergebnisse zusammen und kommt zu dem Schluß: "*Mittels der Annahme unilateraler Machtverhältnisse zugunsten des männlichen Geschlechts läßt sich die Komplexität der tatsächlichen Machtverhältnisse in Partnerschaften nicht hinreichend differenziert erklären.*" (239) Dabei bezieht sie sich auch auf unterschiedliche theoretische Ansätze, die versuchen, Machtverhältnisse in Partnerschaften zu erklären.

schen Identitäten² haben - geraten die Handlungen der Frauen und Männer, geraten ihre Versuche, zwischen beiden Seiten eine Balance herzustellen und Anerkennung zu erlangen, an Grenzen, in denen sich Herrschaft entfaltet.

Die neuen sozialen Verhältnisse, so die Ausgangsthese, ändern an diesen Zusammenhängen nichts Wesentliches. Auch für die DDR galt die benannte Polarisierung von Autonomie und Bindung und die Dominanz der Erwerbsarbeit.

Läßt sich so von einer prinzipiellen Kontinuität ausgehen - die im Empirischen ja auch erst nachvollzogen werden muß -, so unterliegen die konkreten Ausprägungen dieser Struktur sehr wohl deutlicher Veränderung. Und das Hauptaugenmerk liegt, wie gesagt, eben darauf, diese Veränderungen in ihrer Bedeutung und Wirkung bei den befragten Frauen und Männer nachzuvollziehen und zu interpretieren.

Zugespitzt auf den Untersuchungsausschnitt dreier Ehepaare sind deshalb folgende Fragestellungen von Relevanz: Inwiefern sind die Frauen und Männer auf unterschiedliche Weise von den Umgestaltungen betroffen? Welche Bedürfnisse, Erfahrungen und konkrete Lebenspraxis werden bei den einzelnen Frauen und Männern sichtbar, welche Konflikte und Probleme? Welche Handlungsweisen und -muster lassen sich in bezug auf die Umgestaltungen erkennen, und inwiefern kommen dabei geschlechtsdifferente Handlungsweisen und geschlechtshierarchische Beziehungen zum Ausdruck? Welche Rolle hatten und haben die Männer und Frauen jeweils in der Familie und wodurch ist diese begründet? Was sind bzw. waren die subjektiven Motive dafür, an den klassisch männlichen und weiblichen Rollen- und Arbeitsteilungsmustern festzuhalten bzw. diese in Frage zu stellen? Wie wirken dabei strukturelle Bedingungen, wie individuelle Bedingungen und Dispositionen? Welchen Einfluß üben die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse auf die Rollen- und Arbeitsteilung aus? Welche Bedeutung hatte - insbesondere in Anbetracht der theoretisch fundierten Kritik an erwerbszentrierten Sichtweisen - die Berufsarbeit der Frauen in der DDR für die Paarbeziehung und welchen Einfluß hat die Verschlechterung von Erwerbschancen für Frauen nach der Wende darauf ausgeübt? Inwiefern haben die Interaktionen der Frauen und Männer - in denen sich die Geschlechterverhältnisse der DDR spiegeln - eine Adaption an die veränderten sozialen Umstände beeinflußt?

Zusammengefaßt geht es bei der folgenden hermeneutischen Analyse um folgendes: Anhand der drei Ehepaare möchte ich zeigen, wie sich die hierarchisierten Geschlechterbeziehungen im einzelnen transformieren und wie dabei auch das auf Arbeit begrenzte Emanzipationsmodell der DDR in den heutigen Problemen der Subjekte wieder auftaucht. Dabei ist es wichtig, die ganz verschiedenen Ebenen der Ungleichheit und Hierarchie in den alltäglichen Geschlechterbeziehungen aufzuspüren und deutlich zu machen, gleichzeitig aber auch die mit der Partnerschaft und Familie verknüpften Bedürfnisse nachzuvollziehen und mit der strukturell und kulturell fundierten Geschlechterhierarchie in Beziehung zu setzen. Ich gehe also davon aus, daß die Erfahrungen der Frauen und Männer weder in einer erwerbszentrierten Perspektive aufgehen, noch

² Es geht in der Analyse und Interpretation dieser soziologischen Arbeit natürlich vor allem um soziale Zusammenhänge. Psychische Dispositionen sind als solche nicht Gegenstand der Befragung gewesen. Sie treten allenfalls vermittelt, als sozialpsychologische Erklärungsmuster in Erscheinung.

wirklich nachvollzogen werden können, wenn ihre Versuche, ihr Privatleben auf befriedigende Weise zu gestalten, nur als traditionelle Orientierung mißverstanden werden. Statt dessen geht es um die Frage, wie die befragten Frauen und Männer ihre Bedürfnisse hinsichtlich Selbstbehauptung und Unabhängigkeit einerseits, sowie befriedigenden Bindungen und emotionalen Beziehungen andererseits in einen lebhaften Zusammenhang bringen, und ob und wie diese Versuche von den veränderten Bedingungen seit der Wende beeinflußt werden.

Noch eine kurze Bemerkung zur Darstellungsweise: Es werden im folgenden die Ergebnisse einer sehr umfangreichen hermeneutischen Interpretation und Analyse von sechs Einzelfällen dargestellt, die notwendigerweise stark zusammengefaßt sind.³ Hierin steckt ein Problem, denn trotz vieler Belegstellen aus dem Interviewmaterial ist es nicht möglich, der Leserin bzw. dem Leser den ganzen Prozeß der Auslegung und Rekonstruktion eines subjektiven Sinnzusammenhangs nachvollziehen zu lassen. Auch die exemplarische Darstellung der Interpretation einer Belegstelle macht wenig Sinn - letztendlich ist die Entscheidung für eine Interpretation nur im Gesamtkontext des Interviewmaterials möglich, welches den Leserinnen und Lesern der Länge wegen vorzuenthalten werden muß. So lassen die Interviewzitate in ihrer Begrenztheit auch andere Interpretationen möglich erscheinen. Es ist aber davon auszugehen, daß diese möglicherweise im Rahmen der hermeneutischen Auslegung sehr wohl erwogen, dann jedoch im Gesamtkontext als weniger tauglich verworfen wurden. Zudem ist zu berücksichtigen, daß Interpretationen lediglich Annäherungen an eine komplexe Realität darstellen. Theoretisch ließe sich dieser Interpretationsprozeß unendlich verlängern und ständig um neue Aspekte erweitern. Als Kompromiß bot sich letztlich nur die hier gewählte komprimierte Darstellungsform an.⁴

Die Darstellung der Einzelfälle folgt jeweils einem Grundmuster: Zunächst wird die Bedeutung der Wende für das individuelle Leben und die Umgangsweise mit den Veränderungen herausgearbeitet. Von den dabei sichtbar werdenden Problemen und Themen ausgehend werden darauffolgend die individuellen Lebensmuster, Deutungs- und Handlungsweisen im Hinblick auf den Beruf, die Familie und Partnerschaft analysiert. Wie gehen die befragten Frauen und Männer mit den Folgen der Wende um und wie hängen diese Umgangsweisen mit ihrem bisherigen Leben zusammen?

³ Zur Darlegung des hermeneutischen Verfahrens im einzelnen siehe Kapitel 4, S. 115 ff.

⁴ Ich bin jedoch gerne bereit, einzelnen Leserinnen und Lesern nach Absprache eine Einsicht in das komplette Interviewmaterial sowie in die Auswertungsprotokolle und -dossiers zu gewähren.

Das Paar Ebert

Frau Ebert: "...ich gehe immer den bequemeren Weg."

Kurzbiographie

Frau Ebert ist 35 Jahre alt.⁵ Sie ist gelernte Floristin, verheiratet mit einem Gewerkschaftssekretär und Mutter von einem dreizehnjährigen Sohn und einer fünfjährigen Tochter. Ihr Vater war Unteroffizier bei der Armee, ihre Mutter Erzieherin, später, nach mehrjähriger Unterbrechung wegen Mutterschaft, arbeitete sie als Sekretärin in einer Schule. Frau Ebert ist das älteste von drei Kindern. Ihre beiden Geschwister sind Brüder. Frau Ebert erlernte nach Abschluß der zehnten Klasse den Beruf der Floristin in einem größeren Betrieb. Sie heiratete mit 22 Jahren zum ersten Mal und bekam wenig später das erste Kind, einen Sohn. Weil der Sohn wegen Krankheit nicht in die Krippe konnte, blieb Frau Ebert drei Jahre zu Hause. In dieser Zeit trennte sie sich von ihrem Mann. Als Frau Ebert wieder anfangen zu arbeiten, mußte sie in eine andere Abteilung wechseln, weil sich die Arbeitszeiten als Floristin nicht mit ihren Verpflichtungen als alleinerziehende Mutter vereinbaren ließen. Später wechselte sie in die Reklamationsabteilung ihres Betriebes, lernte Schreibmaschine und stieg auf zur Abteilungsleiterin. Frau Ebert blieb nach der Trennung von ihrem ersten Mann drei Jahre allein. Mit ihrem jetzigen Ehepartner lebte sie zunächst einige Zeit ohne Trauschein zusammen, erst 1989 heiratete sie wieder, vor allem wegen ihrer zweiten Schwangerschaft. Im November 1989, also mitten in der Wendezeit, wurde ihre Tochter geboren. Auch die Tochter konnte nicht in die Krippe, weil sie ebenso wie ihr Bruder zu krankheitsanfällig war. Wieder blieb Frau Ebert für längere Zeit zu Hause. Während dieser Zeit putzte Frau Ebert jedoch in einer nahegelegenen Schule, weil sich dies zeitlich mit der Betreuung der Tochter vereinbaren ließ. Mit einer Weiterbeschäftigung in ihrem alten Betrieb rechnete sie nach den drei Jahren Unterbrechung bis zum Kindergartenalter ihrer Tochter nicht. Zunächst putzte Frau Ebert nur stundenweise und ohne feste Anstellung, später, als sie eine Tagesmutter für die Tochter fand, mit fester Anstellung und schrittweiser Aufstockung auf eine volle Stelle. September 1993 wurde ihre Stelle jedoch wieder gestrichen und seitdem ist Frau Ebert arbeitslos. Nebenbei arbeitet sie stundenweise als Aushilfe in einem Blumenladen, jedoch nicht als Floristin, sondern als Putzhilfe und Handlangerin.

Zwiespältige Arbeitslosigkeit

Nach der Bedeutung der Wende für ihr Leben gefragt, erzählt Frau Ebert als erstes über ihre Arbeitslosigkeit. Die Arbeitslosigkeit und die Veränderungen in ihrem Berufsleben stehen für sie also im Mittelpunkt der erfahrenen Umwälzung. Dabei erzählt Frau Ebert ganz nüchtern und sachlich von den Umständen, die zu ihrer jetzigen Situation geführt haben. Sie beklagt sich nicht und vermittelt auch keinen unzufriedenen Eindruck.

Frau Eberts Erzählstandpunkt gegenüber der Wende ist ein selbstbezogener. Sie schildert ihre Erfahrungen ausschließlich vor dem Hintergrund ihrer persönlichen Erfahrungen und beschreibt die Veränderungen anhand von konkreten Ereignissen und Erlebnissen. Eine allgemeine Beurteilung der Wende findet sich dagegen nicht in ihren Erzählungen. Die Wende ist einfach passiert - Frau Ebert äußert sich weder positiv noch

⁵ Der Interviewtermin lag im Frühjahr 1995.

negativ dazu, sie nimmt die Veränderungen offenbar als gegeben hin. Es gibt nur einen Punkt, bei dem sie deutlich ihre Unzufriedenheit äußert, und zwar darüber, daß ihr Mann sehr viel arbeiten muß und kaum Zeit für die Familie hat, während sie viel zu Hause ist.

Auch wenn Frau Ebert ihre Arbeitslosigkeit als starke Veränderung in ihrem Leben empfindet, so ist ihr Umgang damit zwiespältig. Sie will zwar unbedingt wieder einer geregelten Erwerbsarbeit nachgehen, andererseits kommt sie ganz gut mit der Arbeitslosigkeit zurecht. *"Aber ich bin so ein Typ, ich suche mir eben auch andere Beschäftigungen."* (5/54) Sie nutzt die gewonnene Zeit für ihre Kinder, engagiert sich bei der Elternarbeit im Kindergarten und in der Schule. Außerdem kümmert sie sich um eine Nachbarin und pflegt auch sonst rege nachbarschaftliche Kontakte und Familienbeziehungen, nimmt sich aber auch Zeit für selbstbezogene Interessen wie Sport und Kosmetik.

Wie war das für Sie, arbeitslos zu werden?⁶

Also am Anfang war es erst mal schön.

Ja?

(Lachen) Ja. Weil... eben als Reinigungskraft zu arbeiten in der Schule, das ist anstrengend, ist körperlich anstrengend. Aber, ich sage mal, Arbeit schändet nicht, und es hat mir auch gefallen, mit Kindern zu arbeiten. Weil ich hatte das große Glück, daß meine Eltern mich dann ein bißchen mit in die Essensausgabe mit reinetan haben, oder bei uns ist, äh, eine Pausenversorgung in der Schule. Da wird Milch verkauft, so kleine Packungen sind das so, und da habe ich eben auch Essengeld kassiert und Milchgeld kassiert, und habe das ausgegeben und habe mich auch ab und zu mit um die Kinder mitgekümmert, um die Schulkinder und so. Und ich muß ehrlich sagen, mir hat das Spaß gemacht, weil es war auch abwechslungsreich.

Sie hätten da auch gerne noch länger gearbeitet?

Auf jeden Fall. Weil es war auch günstig hier und ich hatte meinen Sohn dort in der Schule.

Und trotzdem war es ganz schön, die Arbeitslosigkeit, die erste Zeit?

Ja. Muß ich sagen, weil, das war wie so eine Erholungsphase. Und dann hat man ja gesehen, Mensch, brauchst nicht arbeiten, kriegst Arbeitslosengeld. Das war auch nicht wenig, was ich bekommen habe. Ich hab' ja an die 900,- Mark Arbeitslosengeld gekriegt, für Nichtstun, wenn man 's so will, ne. Nur, daß man sich eben alle Vierteljahre dann auf dem Arbeitsamt melden muß. Und damit ist es mir nun doch auf die Füße gefallen, daß ich nur sauber gemacht habe, da wollten sie mich dann in eine Reinigungsfirma stecken, vom Arbeitsamt, die bieten ja einem dann Arbeit an, und da hätte ich aber schon, wie gesagt, früh um 2.00 oder um 3.00 anfangen müssen. Und das wollte ich nicht. (--) Schlecht war es nicht... aber dann, wenn man dann mehr zu

⁶ Zu den Transkriptionsregeln siehe Anhang.

*Hause ist, dann fällt einem die Decke auf den Kopf. Man möchte dann doch raus.
(3/39)⁷*

Frau Ebert schildert, wie sie intensiv nach einer Anstellung sucht. Aber es gibt kaum Angebote für sozialversicherungspflichtige Tätigkeiten. Sie möchte auch nicht nur eine geregelte Arbeit finden, sondern zudem eine, die ihr Zeit läßt für die Familie und Kinder. Und sie legt Wert darauf, daß sie geachtet wird und mit den Kollegen gut auskommt. So lehnt Frau Ebert eine Anstellung als Putzfrau wegen der ungewöhnlichen Arbeitszeiten ab, ebenso eine Arbeit als Springerin in einer Blumenladenkette. Als ein "Westchef" sie beim Einstellungsgespräch ohne Achtung behandelt, entscheidet sie sich auch gegen diese Beschäftigungsmöglichkeit als Putzfrau (3, 4 u. 13).

Frau Ebert hat sich als Überbrückung eine Nebenbeschäftigung in einem Blumenladen gesucht, in dem sie putzt und aushilft. Auf die Frage nach ihren Motiven für diese Nebenbeschäftigung antwortet sie:

Nee, nicht wegen Geld, daß ich rauskomme und daß ich wieder unter die Menschen komme, und auch, sicherlich, um sich selber zu beweisen, daß man ja doch noch was kann. Weil grade als Blumenbinder, es hat sich sehr viel verändert, und ich dachte, ich schaffe es wieder, aber ich bin doch mehr so ein Handlanger. Aber (-) das stört mich nicht. (4/14)

Mit dieser Nebenbeschäftigung sucht Frau Ebert der häuslichen Isolation zu entkommen. Zugleich geht es ihr um soziale Anerkennung. Allerdings sucht sie die nicht in erster Linie über ihre fachlichen Fähigkeiten zu erlangen, als vielmehr durch ihren Einsatz an sich. Deshalb stört es sie auch nicht, als "Handlanger" und nicht als Floristin zu arbeiten. Was sich hier schon andeutet, bestätigt sich, wenn man den gesamten bisherigen Berufsweg von Frau Ebert auch in der DDR betrachtet: Sie ist weder ehrgeizig, noch erfolgs- oder leistungsorientiert. Ihr geht es vielmehr um soziale Integration und Anerkennung, die sie weniger mit einer Leistungsorientierung verbindet, als vielmehr mit einem kommunikativen Zusammenhang. Bei diesem vor allem kommunikativen Bezug Frau Eberts zur Berufsarbeit ist der soziale Kontext zu berücksichtigen. Wie bereits erläutert, hatten die Erwerbsarbeitsbedingungen in der DDR grundsätzlich eine andere Struktur als in Marktwirtschaften - sie waren weniger von Konkurrenz, Leistungsdruck und sozialer Unsicherheit, statt dessen von mehr Freiräumen für Kommunikation, Beziehungen und der Integration privater Angelegenheiten und Interessen gekennzeichnet.⁸ Leistungs- und Karriereorientierung waren nicht unbedingt notwendig, um sich langfristig im Erwerbsleben behaupten zu können.

Eigentlich wollte Frau Ebert mal Kindergärtnerin werden. Sie ließ sich diesen Berufswunsch aber von ihrer Mutter ausreden, weil sie angeblich schwache Nerven hätte. Auch Gärtnerin konnte sie nicht werden, weil keine Lehrstelle frei war. So wurde sie Blumenbinderin.

Wie sind Sie dazu gekommen, diesen Beruf zu wählen?

⁷ Die Ziffern hinter den Zitaten markieren die Fundstelle im Interviewtranskript, wobei die erste Zahl für die Seite, die zweite Zahl für die Zeile steht. Wenn nur eine Zahl angegeben ist, bezieht sie sich auf die Seitenangabe.

⁸ Vgl. dazu meine Ausführungen auf S. 16 ff.

Weiß ich jetzt auch nicht mehr. (-) Ich wollte eigentlich Gärtnerin werden, und das hatte irgendwie nicht geklappt, und da hatten sie Blumenbinder angeboten, ja. Und da habe ich es versucht und hatte gleich Glück. (-) Und wie gesagt, ich wollte eigentlich Kindergärtnerin vorher werden, aber das hatte meine Mutti mir ja abgeraten.

(--)
Und da haben Sie nicht von sich aus versucht da...?

Nein, das gar nicht. (-) Ich bin den einfacheren Weg gegangen. (22/11)

Von diesen nicht ehrgeizigen und eher kommunikativen Berufsmotiven ist auch ihr Umgang mit der neuen Situation nach der Wende geprägt. Um ihre Arbeitsstelle als Abteilungsleiterin kämpft Frau Ebert nicht. Sie geht von vornherein davon aus, daß sie nach ihrem Erziehungsurlaub keine Chance mehr gehabt hätte, wieder die gleiche oder eine entsprechende Position in ihrem Betrieb zu bekommen. Statt dessen beginnt Frau Ebert eine Aushilfstätigkeit als Putzfrau in der nahegelegenen Schule, wo auch ihre Eltern arbeiten und der Sohn zur Schule geht. Diese Nebenbeschäftigung ließ sich mit ihren Mutterpflichten relativ problemlos verbinden. Sie empfand diesen Arbeitsplatzwechsel nicht als Abstieg.⁹ Wichtig war ihr, überhaupt eine Arbeit zu haben und mit den Kindern in der Schule umgehen zu können. Zu vermuten ist zudem, daß Frau Ebert sich eine verantwortliche Position unter den neuen Erwerbsarbeitsbedingungen nicht mehr zutraute, u.a. weil sie Lernprobleme hat, wie noch deutlich werden wird.

Eine Umschulung oder Weiterbildung im Bürobereich strebt sie nicht an, weil ihr das Lernen schwerfällt und sie Schwierigkeiten hat, mit Computern umzugehen.

Ja... jetzt für welche, die sich so für Computer und so Schreibmaschine und so... die haben natürlich jetzt viel mehr Möglichkeiten. Aber, die sich eben dafür interessieren. Ich bin da nicht so ein Freund von. Schreibmaschine ja, aber Computer, da muß man sich wirklich damit befassen. Aber das ist nicht so meine Wellenlänge. (9/27)

Eine Umschulung von sich aus, streben Sie so was an, z.B. über Volkshochschule, irgend so was?

Ich bin ganz ehrlich, ich bin kein Typ zum Lernen. Und wie gesagt, habe ich ja vorhin schon gesagt, ich bin ein praktischer Typ, also ich muß mit meinen Händen arbeiten. Also Theorie liegt mir nicht so.

Aber übers Arbeitsamt probieren Sie das?

Ja. Also ich habe es versucht. Ich muß ehrlich sagen, ich bin froh, wenn sie mir nichts anbieten (gemeinsames Lachen). Wenn ich mich noch mal auf die Schulbank setzen müßte... ich, ich würde es machen, auf jeden Fall, wenn sie es mir anbieten würden, aber danach streben tue ich nicht unbedingt. (20/38)

Als Handlangerin im Blumenladen zu arbeiten, stört sie ebensowenig. Sie traut sich nämlich nicht zu, den neuen Anforderungen - andere Bindetechniken, neue Blumen und Pflanzen - ohne Anpassungslehrgang gerecht zu werden. Daß ihr diese Position recht ist, hat auch damit zu tun, daß sich Frau Ebert keinem Streß aussetzen möchte, dem sie sich nicht gewachsen fühlt.

⁹ Daß auch in der DDR ein dequalifizierender Arbeitsplatzwechsel von Frauen häufiger in Kauf genommen wurde, um bessere Bedingungen für die Familie herzustellen, zeigt Trappe mit ihrer Untersuchung (Trappe 1995, 159).

Also.... gerade jetzt in meinem Beruf als Blumenbinder ist mir sehr aufgefallen, wir haben alles hinten gemacht, was die Kunden nicht gesehen haben. Und heutzutage ist es so, daß man die Sträuße ja bindet, wenn der Kunde, der steht ja neben einem. Und ich hätte da ganz große Probleme damit, weil ich würde wahrscheinlich nervös werden, weil ich bin damit nich' aufgewachsen. Also ich habe das nicht gelernt. Und wenn mir da einer auf die Finger guckt, ich weiß nicht, das würde vielleicht mit der Zeit dann gehen, aber... das hat sich echt verändert, also... hätte ich arge Probleme damit, das wüßte ich. (8/35)

Ganz entscheidend für Frau Eberts Handlungsweise hinsichtlich ihrer Arbeitslosigkeit ist, daß ihr die Familie mindestens genauso wichtig, wenn nicht wichtiger als der Beruf ist. Mehrfach betont sie im Interview, daß sie eine Erwerbsarbeit nicht annehmen oder wieder aufgeben würde, falls diese sich nicht mit der Familie vereinbaren läßt, die Kinder oder die eigenen Bedürfnisse hinsichtlich der Familie zu kurz kommen.

Sicherlich ist Frau Ebert der Beruf wichtig, und das läßt sich auch als Erfahrung, die Frau Ebert aus der DDR mitbringt, interpretieren. Sie ist es gewohnt, einer Erwerbsarbeit nachzugehen, und sie will diesen Anspruch auch nicht aufgeben. Gleichzeitig ist es für sie auf der Grundlage eben dieser Erfahrungen selbstverständlich, daß die Erwerbsarbeit ihre familiäre Orientierung nicht einschränken muß. Beruf und Mutterschaft gehörten im bisherigen Leben von Frau Ebert zusammen. Die Anforderungen in der DDR waren für sie nicht so hoch, so daß sie beides gleichzeitig realisieren konnte. Und es gab genügend Arbeit, so daß sie immer sicher sein konnte, entsprechende Arbeitsstellen zu finden, wo Familie und Beruf nicht in einem schwer zu überbrückenden Gegensatz standen.¹⁰ So konnte Frau Ebert einem Beruf nachgehen, obwohl ihre Orientierung auf Mutterschaft schon in der DDR Priorität besaß. Oder anders formuliert: Frau Ebert ist ein Beispiel für eine ostdeutsche Frau, die trotz ihrer starken Familienorientierung einem Beruf nachgehen konnte, weil die Berufarbeit ihre Wünsche hinsichtlich der Familie nicht allzusehr begrenzte.

Folgendes Zitat macht deutlich, daß Frau Ebert die Vereinbarkeit von Familie und Beruf in der DDR als relativ unproblematisch empfand:

Das war normal. Die Kinder waren halt da oder sind welche gekommen, das ist okay gewesen. Und da gab es auch keine Probleme, wenn man nach dem Babyjahr wiedergekommen ist, da hat man seine Arbeit wieder gehabt. Da hat man automatisch dort... das war selbstverständlich, daß man da wieder angefangen hat. Und das ist jetzt nicht so.

Ist schwieriger geworden?

Ja. (...) Mmh. (--) Ich glaube auch in den Alt-Bundesländern ist das ja ganz anders bei den Frauen, ne? Die (-) sind... wie soll ich das sagen, die... viele wollen auch gar nicht arbeiten, das ist aber normal bei denen irgendwie, ja? Bei uns ist es so, wir wollen ja arbeiten. Ist mir aufgefallen, wenn wir so gehört haben, drüben... hat man immer ge-

¹⁰ Vgl. Nickel 1993, S. 252, die davon spricht, daß die Poren des sozialistischen Alltags - womit sie die geringere Effizienz und Kontrolle des Arbeitsalltages meint - den Frauen das "Vereinbarkeitsdilemma" überbrücken halfen. Auch die Untersuchung Trappes (1995, S. 159) bestätigt, daß Frau Ebert durchaus typische Erfahrungen repräsentiert. So war es üblich, den Arbeitsplatz nach der Geburt eines Kindes zu wechseln, um damit mehr Raum für die Familie zu gewinnen.

sagt, drüben die Frauen arbeiten nicht, die brauchen nicht zu arbeiten, die Männer verdienen so viel. Und das finde ich immer toll. Ich weiß nicht, ob die das auch so toll fanden... (lacht) Aber ich fand das gut, daß die immer zu Hause waren. Aber (-) ob das richtig war, weiß ich auch nicht.

Aber Sie waren... würden ja doch nicht zu Hause bleiben wollen?

Nee, ich werde jetzt... (-) Jetzt nicht mehr. Jetzt weiß ich ja wie es ist, wenn man zu Hause ist, ja? Nee, ich möchte schon ein paar Stunden... richtig voll arbeiten. So jetzt schon einen Tag... würde ich gerne. (52/39)

Mit diesen Überlegungen gibt Frau Ebert zu erkennen, daß ihre Berufsorientierung sehr schwankend ist. Sie kann sich offenbar auch gut vorstellen, für eine Weile zu Hause zu bleiben, vor allem angesichts der gewandelten Bedingungen im Erwerbsleben.¹¹ In der DDR existierte diese Möglichkeit nicht. Dort war es normal und fast unausweichlich, einer Erwerbsarbeit nachzugehen. Zugleich war es in der DDR nicht so schwierig wie jetzt, gleichzeitig einem Beruf nachzugehen und für die Familie da zu sein. Aber Frau Ebert weiß ebenso aus Erfahrung, daß ihr zu Hause mit der Zeit die Decke auf den Kopf fällt. Sie möchte die Beziehungen und die Kommunikation sowie die soziale Integration, die die Erwerbsarbeit ermöglicht, eigentlich doch nicht aufgeben.

Was wäre ein Grund für Sie, mit der Berufstätigkeit aufzuhören... überhaupt?

(--) Wenn es in Streß ausarten würde. Also mein, mein Chef, wo ich jetzt diese paar Stunden arbeite, das ist so ein Typ, der möchte eben überall zeigen, was wir können. Also wir müßten dann Tag und Nacht einsatzbereit sein. Also der würde wahrscheinlich dann so einen Super-Fleuropdienst einführen, daß einer, sagen wir mal um 12 anruft in der Nacht und ich hätte in einer halben Stunde gerne einen Strauß - ins Auto setzen, hinfahren, natürlich vorher binden. Also... Oder, wenn ich jetzt überall immer hinfahren müßte und dekorieren... (...) Also, wenn das so richtig ausarten würde, dann... würde ich aufhören. Oder, wenn jetzt mit den Kindern Probleme und so... würde ich aufhören.

Also die Kinder und das, was Sie hier machen, ist Ihnen das wichtiger als die Berufsarbeit?

Ja, die Kinder gingen vor.

Die gingen vor...

Also, dann würde ich das alles sein lassen.

Und... Ja, welche Bedeutung hat dann Berufsarbeit in Ihrem Leben?

(-) Ja, um rauszukommen. Um Kontakt mit anderen... um daheim nicht zu verblöden, sage ich jetzt mal so.

Und welche Arbeit gibt Ihnen mehr Befriedigung?

(-) Mein Beruf.

(...)

¹¹ Eine Infas-Studie von 1990 zeigt, daß die Option eines zeitweiligen Ausstiegs aus dem Beruf wegen der Familie von 47 % der ostdeutschen Frauen als positiv empfunden wurde (zit. bei Nickel 1993, S. 250). Frau Eberts Präferenzen gehen offenbar in dieselbe Richtung.

Aber Sie würden sich trotzdem dann immer für die Kinder entscheiden, wenn es dann Streß geben würde?

Also ich muß ehrlich sagen, wenn ich jetzt in meinem Beruf... Ich weiß nicht, wie es ist, wenn ich einen ganzen Tag dort arbeiten würde. Dann würde ich wahrscheinlich vorziehen, dann lieber mit den Kindern zu Hause zu sein. Ich weiß es ja nicht... wie das jetzt alles laufen würde, der Streß und so, wie ich das alles unter einen Hut bringen würde, wenn ich jetzt ständig mit Kunden zu tun hätte, dieser Kontakt und das, ob ich das nervlich alles durchstehen würde... das weiß ich nicht.

Aber jetzt so in dieser heutigen, jetzigen Situation, wo Sie arbeitslos sind, sagen Sie, Ihnen wäre der Beruf doch wichtiger?

Ja. Um mich da zu bestätigen, auf jeden Fall. (-) Weil zu Hause, die Kinder akzeptieren, oder der Partner akzeptiert das ja nicht, das ist ja für die so alles selbstverständlich, daß man hier das alles ja so macht. Also die Anerkennung fehlt einem dann, sage ich jetzt mal. (21/20)

Hier trifft die Zwiespältigkeit der äußeren Bedingungen auf die Zwiespältigkeit von Frau Eberts Umgang mit dem Beruf. Von der Berufsposition aus betrachtet ist die Familie attraktiv, von der Familie aus gesehen der Beruf. Frau Ebert bringt damit eine Problematik zum Ausdruck, die nicht allein eine individuelle darstellt - nämlich die Schwierigkeit, Familie und Beruf in einen befriedigenden Zusammenhang zu bringen.¹² Beides schließt sich tendenziell aus, viel mehr noch als in der DDR, weil die Strukturen im Beruf auf Familie keine Rücksicht nehmen und die Familie zwar viel Zeit und Engagement erfordert, wofür es aber keine Anerkennung gibt, auch nicht vom eigenen Mann. Dies bringt Frau Ebert sehr klar zum Ausdruck.

Insgesamt betrachtet läßt sich aber zugleich der Schluß ziehen, daß Frau Ebert sich nicht sehr stark mit beruflich-fachlichen Zielen identifiziert und wenig leistungsorientiert ist. Es fehlt ihr auch an Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein, um sich unproblematisch an die neuen Berufsanforderungen ohne weiteres anpassen zu können. Frau Ebert ist eher auf Beziehungen und Bindungen orientiert, die sie *auch* im Beruf sucht. Zugleich ist ihr die Familie letztlich wichtiger als der Beruf. Sie versteht die Familie gegenüber ihrem Mann als ihren Verantwortungsbereich. Ihr Mann hat wegen seines starken beruflichen Engagements auch gar keine Zeit, sich um die Familie zu kümmern. Wenn Frau Ebert also wieder voll arbeiten gehen wollte, so hieße das für sie nicht nur mit den neuen, höheren Anforderungen im Beruf zurechtkommen zu müssen, sondern sich gleichzeitig weiterhin überwiegend allein um die Familie zu kümmern.

Diese Einstellungen, Motive und individuellen Dispositionen erklären, weshalb es Frau Ebert nicht so viel ausmacht, arbeitslos zu sein. Ihr ist es ganz recht, wenn sie nicht gleich eine Arbeit findet, die ihr das Leben schwermachen würde, weil sie dann mit Streß, Lernschwierigkeiten und ihren Ängsten konfrontiert wäre. Es ist ihr lieber, wenn sie sich Zeit lassen kann, um sich allmählich auf die neuen Anforderungen einstellen zu können. Und sie hat durch ihre Arbeitslosigkeit den Freiraum erhalten, sich sowohl mehr

¹² Der hier deutlich gewordene Zwiespalt ist Gegenstand und Ergebnis vieler Untersuchungen der westdeutschen Frauenforschung gewesen. Dazu zählt u.a. die Untersuchung von Becker-Schmidt et al. 1985, in der das Interviewzitat "*eines ist zuwenig, beides zuviel*" diesen Zwiespalt sehr gut zum Ausdruck bringt.

um die eigenen Bedürfnisse, als auch um die ihrer Kinder kümmern zu können.¹³ So kommt es, daß Frau Ebert zwar wieder einer Erwerbsarbeit nachgehen möchte, doch nicht um jeden Preis. Bemerkenswert ist jedoch, daß sie ihre Handlungsweise selbst als Bequemlichkeit auslegt.

Ich bin sicherlich zu bequem. Ich weiß nicht, wenn ich mich dahintersetzen würde, gerade jetzt mit dem Lernen, Führerschein machen... Ich gehe immer den geringeren Weg, den besseren... also ich versuche zu umgehen... was ich manchmal bedauere, aber ich bin halt so. (-) Manchmal ärgere ich mich auch drüber. (--) Aber, wenn, wenn ich jetzt, sagen wir mal, eine Anstellung kriegen würde, wo sie jetzt sagen, Führerschein ist Bedingung, dann müßte ich es wahrscheinlich machen, und dann würde ich das sicherlich auch (-) weil dann eben dieses Muß dann dahintersteht, ja. Aber so gehe ich eben den bequemeren Weg. (63/53)

Unschwer ist darin ihre Reaktion auf die soziale Erwartung zu erkennen, beruflich engagiert und leistungsorientiert zu sein, was Frau Ebert jedoch nicht ist. Angesichts der neuen Möglichkeiten und Anforderungen im Beruf fühlt sich Frau Ebert so einerseits herausgefordert, andererseits verweigert sie sich den damit verbundenen Zumutungen und entwickelt Ängste, nicht mehr so einfach bestehen zu können.

In einer äußerlichen und oberflächlichen Betrachtungsweise zeigt Frau Ebert zwar deutlich die vielzitierte "*anhaltend hohe Berufsorientierung*"¹⁴ einer ostdeutschen Frau. Beim näheren Hinsehen jedoch zeigt sich, daß diese Berufsorientierung von ganz bestimmten Merkmalen und Erfahrungen geprägt sein kann. In der DDR war die Situation eine andere. Damals haben weder ihr geringes Selbstbewußtsein, ihre Schwierigkeiten beim Lernen noch die (erste) Mutterschaft ihre berufliche Absicherung und ihr berufliches Fortkommen behindert. Die Gefahr, arbeitslos und damit sozial marginalisiert zu werden, war gar nicht vorhanden. Die Probleme des Zwiespaltes zwischen Beruf und Familie waren nicht so groß wie jetzt, zugleich gab es auch kaum eine andere Wahl, als einer Erwerbsarbeit nachzugehen.

Mit dem Wunsch, Familie und Beruf in einen befriedigenden Zusammenhang zu bringen und im Beruf die Befriedigung von kommunikativen Bedürfnissen und die Anerkennung zu finden, die sie zu Hause nicht bekommt, setzt Frau Ebert auch unter den neuen Verhältnissen ihren lebensgeschichtlich erworbenen Erfahrungshorizont und ihre durch die DDR-Verhältnisse geprägte Lebenskonzeption um. Aber sie tut das heute unter gewandelten sozialen Verhältnissen. Ihre alten Handlungsmuster führen nicht mehr zum gleichen Ergebnis. Während noch in der DDR diese Orientierung sie nicht

¹³ Wichtig für die Handlungswahl von Frau Ebert sind jedoch nicht nur die gestiegenen Leistungsanforderungen, sondern ebenso ihre veränderte Situation mit jetzt zwei Kindern, die krankheitsanfällig sind und sich schlecht vertragen, mit einem Sohn, der Probleme in der Schule hat und einer Tochter, die auch demnächst in die Schule kommt. Es sind also nicht nur die wendebedingten Veränderungen, die ihr die Gleichzeitigkeit von Erwerbsarbeit und Familie erschweren, sondern ebenso die Tatsache, daß sie jetzt in einer sehr betreuungintensiven Familienphase steht.

¹⁴ Dieses Zitat stammt aus dem Titel eines DIW-Berichtes von 1992 (18/92). Alle empirischen Untersuchungen sind sich einig darüber, daß ostdeutsche Frauen eine Berufsorientierung verinnerlicht haben, die sie auch angesichts ihrer sich verschlechternden Lage auf dem Arbeitsmarkt nicht aufzugeben bereit sind. Die nach wie vor hohe Frauenerwerbsquote - in der arbeitslose und arbeitssuchende Frauen aufgenommen sind - von über 73 % im Jahre 1996 (Quelle: Statistisches Bundesamt) deutet auch in diese Richtung.

daran hinderte, gleichzeitig mit einigem Erfolg einem Beruf nachzugehen, bringt sie nach der Wende die Konsequenz mit sich, beruflich marginalisiert und stärker einseitig auf ihre familiäre Rolle festgelegt zu werden. Frau Ebert gehört damit zu den objektiv benachteiligten Frauen, oder vielmehr hat sich ihre Benachteiligung seit der Wende noch weiter vertieft - wenn man den Maßstab der Berufsbeteiligung anlegt.

Ihre Lage empfindet sie subjektiv trotz allem nicht als bedrückend oder negativ. Denn Frau Ebert äußert ja den Wunsch, Überforderungen für sich zu vermeiden und ihr Leben auch jenseits von Erwerbsarbeit zu genießen und gestalten, sowie Zeit für ihre Kinder zu haben. Es geht ihr auch um *Zeit füreinander*, also um die Beziehung zu ihrem Partner, um Beziehungen zu anderen Menschen (Freunden, Verwandten) und um Zeit, ihr Leben zu genießen. Der Beruf ist in dieser Palette von Wünschen nur einer von mehreren. Deshalb fühlt sie sich subjektiv weder benachteiligt noch unglücklich. Hier sind Ansprüche auf eine Lebensvielfalt zu erkennen, für die es in dem eng gesteckten Rahmen der damals und heute vorherrschenden Strukturen wenig Raum gibt. In der DDR gab es gar keine andere Wahl, als gleichzeitig einem Beruf nachzugehen und die Familienarbeit nebenbei zu leisten. Deshalb empfindet Frau Ebert die Arbeitslosigkeit zunächst auch als positiv und kann sie als vorübergehenden Freiraum für sich und für ihre Kinder nutzen. Ist die Arbeitslosigkeit einerseits also ein Problem für Frau Ebert, so kommt sie andererseits ihren Ansprüchen entgegen. In diesem zwiespältigen Umgang mit der Arbeitslosigkeit spiegeln sich die Widersprüche und Probleme wider, die aus der Trennung und Hierarchisierung von Familie und Beruf herrühren, für deren Lösung Frau Ebert einen individuellen Ausweg gefunden hat. Es ist ein individueller Lösungsweg für einen objektiven Konflikt und ein Lösungsweg, der zugleich notwendig in eine objektive Benachteiligung mündet.

Frau Ebert empfindet die Zwiespältigkeit ihres Lösungsweges auch selbst, als sie sagt, dadurch, daß sie viel zu Hause ist, sie *"mehr für andere da ist als für mich selber"* (53). Und dagegen kann sich Frau Ebert nur schwer abgrenzen, weil alle strukturellen Gegebenheiten in diese Richtung wirken, sie aber gleichzeitig nicht gelernt hat, selbstbewußt auf ihren eigenen Bedürfnissen und Erfahrungen zu bestehen und dafür Anerkennung einzufordern. Das nämlich würde bedeuten, auf die Anerkennung ihres häuslichen Engagements gegenüber ihrem Mann zu bestehen ebenso wie auf eine reale Unterstützung von seiner Seite, wenn sie es mit ihrem beruflichen Wiedereinstieg wirklich ernst meint. Es geht um Anerkennung ihres Engagements für Bindungen und Beziehungen und um das Einfordern von Fürsorge auch für sich selbst, wenn sie sich stärker auf den Beruf beziehen wollte. Statt dessen macht Frau Ebert, wie ich noch zeigen werde, aber immer wieder einen Rückzieher in der Auseinandersetzung mit ihrem Mann. Auch das hat viel mit ihren mitgebrachten DDR-Erfahrungen zu tun. Soviel läßt sich jedoch bereits sagen: Ihre Berufsarbeit in der DDR hat offenbar nicht dazu beigetragen, ihre fast einseitige Orientierung auf Bindungen und Fürsorge und die damit einhergehende Tendenz zur Selbstaufgabe in Frage zu stellen. Die Eigenständigkeit und Unabhängigkeit, die eine Berufsarbeit eröffnet, bleibt bei Frau Ebert äußerlich und begrenzt.

Frau Eberts Ringen um Anerkennung in der Partnerschaft

Die bisherige Beschreibung läßt hinsichtlich der Ehe der Eberts bereits eines erkennen: Ihr Zusammenleben ist von einer ganz klassischen Rollen- und Aufgabenverteilung geprägt, die sich durch die veränderten Bedingungen seit der Wende noch weiter vertieft. Während Herr Ebert nur Zeit für seinen Beruf hat, ist Frau Ebert fast alleinverantwortlich für die Familie. Die Veränderungen, die einerseits eine stärkere berufliche Beanspruchung hervorbringen, andererseits höhere Anforderungen an die Reproduktion stellen, wirken Hand in Hand mit einer bereits existierenden Aufgabenteilung bei den Eberts. Während die Berufarbeit Frau Eberts in der DDR diese Aufteilung zumindest partiell durchbrechen half, wird sie jetzt dagegen auch durch ihre Arbeitslosigkeit weiter vertieft.

Es sind die mitgebrachten individuellen Dispositionen und Erfahrungen, auf denen diese Veränderung, die nur eine graduelle ist, erfolgen kann. Die Interaktion mit dem Partner, die gegenseitigen Erwartungen und jeweiligen Identifikationen sind entscheidend, um den beinahe bruchlosen Übergang in die neue Sozial- und Geschlechterordnung zu verstehen.

Als Frau Ebert danach gefragt wird, wie ihre Familie auf ihre Arbeitslosigkeit reagiert hat, antwortet sie so:

Also meine Kinder waren froh. (...) Ja, da hatte ich wieder mehr Zeit und die Kleine, weil sie eben nicht so gerne in Kindergarten geht, und der Große, der war bis zur 4. Klasse ja in der Grundschule, und dann fiel ja der Hort weg, und da ist er ja dann rüber in die Regelschule, und das war in einer anderen Schule, und... war für ihn auch von Vorteil, daß ich dann eben zu Hause war, wenn er gekommen ist, wegen Essenmachen und so. (...) Ja, mein Partner... na ja, er wäre froh, wenn ich arbeiten würde. (...) Weil ... man schwebt dann so in Gedanken, man ist ja ständig allein, und... man setzt sich dann immer irgendwas in' Kopf, wo er nun ist und so, was er so macht, daß er ja nun Kontakt hat, und erlebt eben auch was und ich sitze eben hier in den vier Wänden und mache nur sauber, so. Aber ich bin so ein Typ, ich suche mir eben auch andere Beschäftigungen. (lacht) (5/38)

Hier wird zum einen deutlich, wie sehr Frau Ebert den Bedürfnissen ihrer Kinder gerecht werden möchte. Zum anderen deutet sich hier bereits an, daß dieses Engagement tatsächlich von ihrem Mann kaum anerkannt wird.¹⁵ Statt dessen wünscht sich Herr Ebert, daß seine Frau wieder arbeiten geht, auch weil er sich davon ein besseres Gleichgewicht in seiner Beziehung erhofft.¹⁶ Es macht die Diskrepanz in den Ansprüchen beider Eheleute deutlich: Während Frau Ebert die Arbeitslosigkeit als Freiraum nutzt, drängt ihr Mann sie offenbar dazu, möglichst wieder in Vollzeit arbeiten zu gehen. Er läßt jedoch - und das zeigt das Interview mit ihm ganz deutlich - andererseits überhaupt keine Bereitschaft erkennen, das Familienengagement seiner Frau zu teilen. Im Gegenteil: Seine hoher beruflicher Einsatz macht sein Bedürfnis nach Fürsorge und Ruhe zu Hause um so größer. Das verstärkt für Frau Ebert das Problem, zwischen Familie und

¹⁵ Ich erinnere an das Zitat auf S. 128, wo Frau Ebert sich über die fehlende Anerkennung ihrer häuslichen Tätigkeit beklagt.

¹⁶ Die weiteren Motive dieses Wunsches von Herrn Ebert kommen in seinem Interview zum Vorschein.

Beruf vermitteln zu müssen und auch den höheren Anforderungen gerecht zu werden. Unterstützung von ihrem Mann hat sie dabei nicht zu erwarten.

Darüber beklagt sich Frau Ebert jedoch nicht. Daß ihr Mann für die Familie und den Haushalt kaum etwas tut, ihr alles überläßt, ist für Frau Ebert das geringere Problem. Sie stellt ihre Alleinzuständigkeit für die Familie nicht grundsätzlich in Frage. Sie ist sogar dazu bereit, den Mehraufwand, der durch die starke berufliche Beanspruchung ihres Mannes entstanden ist, zu akzeptieren und auszugleichen (56). Das, was sie beklagt, ist vielmehr die mangelnde Anerkennung durch ihren Mann.

Hintergrund für diese Handlungsweise Frau Eberts in Bezug auf die Rollen- und Arbeitsteilung mit ihrem Mann bildet ihre deutliche Orientierung auf Bindungen und Beziehungen. Die Familie hat, wie wir bereits gesehen haben, einen sehr hohen Stellenwert in ihrem Leben. Sie bezeichnet die Familie auch als ihr *"ein und alles"* (54/8). Sie ist sehr gerne Mutter und zählt die Kinder zu den schönsten Dingen in ihrem Leben (45). Fast empört weist sie die Vorstellung zurück, daß sie das Baby- bzw. Mütterjahr mit den jeweiligen Vätern ja hätte teilen können. Auf die Frage, warum sie diese Art der Aufgabenteilung gewählt hat, antwortet Frau Ebert:

Das wollte ich. Ich bin überhaupt nicht auf die Idee gekommen, daß das irgendwie mein Mann... das hätte ich wahrscheinlich auch komisch gefunden. Äh, ich bin die Mutti und... ich möchte ja mein Kind großziehen, weil ich finde es ganz toll. Das schönste Erlebnis, was es gibt, von kleinauf... also ich liebe ganz kleine Kinder, auch wenn sie viel Arbeit machen. Ich hab' das ja gern... ich bedauere, daß die mal [deutet auf die Tochter] älter wird. (47/39)

Frau Ebert bringt sehr klar zum Ausdruck: Sie ist die Mutti. Sie bezieht ihre Identität zum großen Teil daraus, daß sie für die Kinder und die Familie da ist. Hieraus zieht sie das Gefühl, gebraucht zu werden und eine Bedeutung zu haben.

Jetzt, weil das ist ja eine richtige Zeremonie abends dann mit den Kindern, mit dem Abfertigen, sage ich jetzt mal auf deutsch, ja, das geht ja um 's Waschen, dann wollen sie ja noch mal unterhalten werden, und die wollen ja auch ihre Probleme loswerden und so, und das muß ich ja... Erst muß ich zu ihr, dann zu ihm oder umgedreht zu Patrick und dann zu ihr, dann meinen Mann anhören, der hat ja auch Probleme auf der Arbeit und so, und das würde dann sicher anders gehen, denke ich mir [Bezug: wenn sie wieder voll arbeiten gehen würde, d.V.]. (56/16)

Zu erkennen ist, daß Frau Eberts Fürsorglichkeit die Tendenz hat, in Selbstverzicht umzuschlagen. Sie weiß, daß ihr Mann ihrer Zuwendung bedarf, und sie ist bereit, ihm diese auch einseitig zu geben, obwohl sie von ihrem Mann nicht anerkannt wird. Frau Ebert definiert sich über ein Dasein für andere, ihre selbstbezogenen Ansprüche stellt sie dagegen häufig hinten.

Dieses Muster zeigte sich auch in ihrer ersten Ehe - obwohl sie damals noch stärker gegen die Mißachtung durch ihren damaligen Mann gekämpft hat als heute.¹⁷ Heute ist sie noch mehr bereit, die Dinge so zu akzeptieren, wie sie sind, realistischer zu sein und

¹⁷ Ihr damaliger Mann, der als Maurer gearbeitet hat, nahm sich wegen seiner Arbeit und seiner Hobbys kaum Zeit für sie und das Kind. Frau Ebert fehlte offenbar die Gemeinsamkeit, Zuwendung und Fürsorge ihres Mannes, weshalb sie auch die Scheidung beantragte.

mehr "Verständnis" (31) zu zeigen als bei ihrem ersten Mann. Aus eigener Sicht "reifer geworden" (34), hat sie heute ihre Ansprüche und Erwartungen an eine Ehe deutlich heruntergesetzt. Dazu paßt die Schilderung ihrer Motive, die bei ihrer zweiten Partnerwahl eine Rolle spielten: Sie achtete bei ihrem jetzigen Mann darauf, daß er einen guten Beruf und Geld hatte, anstatt nach ihren Gefühlen zu gehen. Sie selbst formuliert es so, daß sie bei ihrer neuerlichen Wahl eines Ehepartners berechnend gewesen sei (30). Frau Ebert beschreibt ihre heutige Ehe deshalb wie eine Vernunfteheliche:

Also wir haben uns... gefunden, aneinander gewöhnt, so. Und ich denke mir mal, daß es bei ihm genauso geht, weil er hat auch ein paar Beziehungen hinter sich, die schiefgelaufen sind... Wir verstehen uns, denke ich mir. Aber die große Liebe ist es auch nicht so richtig. (31/4)

Es geht um Sicherheit, gegenseitiges Verständnis und Vermeidung von Einsamkeit, weniger jedoch um Liebe (30).

Wenn ihre ersten Erfahrungen ihre Bereitschaft erhöht haben, sich mehr als zuvor anzupassen - und man kann davon ausgehen, daß Existenzängste, die die neue Ordnung mit sich brachte, noch zusätzlich in diese Richtung wirken -, so gelingt es ihr andererseits dennoch nicht so richtig, ihre Unzufriedenheit völlig zu unterdrücken. Es kommt nämlich immer wieder zu Konflikten zwischen den Eberts, in denen Frau Ebert gegen die fehlende Anerkennung durch ihren Mann rebelliert. Sie ist unzufrieden mit dem starken beruflichen Engagement ihres Mannes, durch das er weder für die Kinder noch für sie Zeit hat. Sie beklagt sich mehrfach während des Interviews, daß sie viel allein sei. In dem beruflichen Engagement ihres Mannes, das nach ihrer Wahrnehmung deutlich über das zwingend nötige Maß hinausgeht, erkennt sie eine Bevorzugung seiner beruflichen Interessen. "...ihm liegt wahrscheinlich mehr an seinem Beruf." (42) Ihr fehlt seine Zuwendung und sie fühlt sich vernachlässigt. Und sie hat das Gefühl, von ihm nicht geachtet und ernstgenommen zu werden, auch weil er sie in seine fachlich-berufliche Angelegenheiten nicht einbezieht. Zudem sind seine Bedürfnisse in der wenigen freien Zeit auf Ruhe, Zurückgezogenheit, Abschalten vor dem Fernseher und Erholung, ihre dagegen auf gemeinsame Unternehmungen ausgerichtet. Es kommt dann häufig zum Streit, bei dem ihr Mann an ihr Verständnis appelliert und die beruflichen Zwänge zu seiner Rechtfertigung anführt.

Frau Eberts Selbstverständnis, hauptverantwortlich für die Familie zu sein, und ihre Tendenz zur Selbstaufgabe und Unterordnung bewirken jedoch andererseits, daß sie gar nicht ernsthaft von ihrem Mann fordert, fürsorgende Verantwortung für sich selbst, für sie und die Kinder zu übernehmen. Sie beklagt sich zwar über die wenige Zeit, die ihr Mann sich für die Familie nimmt, aber auf der anderen Seite will sie ihn schon allein dadurch entlasten, daß sie nicht zuviel Druck auf ihn ausübt.

Und er ist eben sehr gerne einsatzbereit. Also, wenn sie [die Kollegen] sagen, ich brauche dich morgen abend 20.00 Uhr, sagt er natürlich nicht nein. Und das verstehe ich eben nicht, weil ich sage mal, wir sind eine Familie, du hast nun mal zwei Kinder, die andern haben dort keine Kinder, und bei vielen sind die Ehen auseinandergegangen, weil sie eben Tag und Nacht einsatzbereit sind, und das verstehe ich nicht, und da hat er wahrscheinlich große Probleme damit, das unter einen Hut zu kriegen, Familie

und Beruf. Weil ich setze ihn da sicherlich unter Druck. (--) Ich weiß nicht, ob es gut ist. (38/33)

Diesen Zwiespalt bringt Frau Ebert auch an mehreren anderen Stellen im Interview zum Ausdruck. So bewegt sie sich in der Beziehung zu ihrem Mann ständig zwischen Unterordnung und Rebellion. Sie steckt in der Beziehung zu ihrem Mann also letztlich immer zurück, weil ihr Wunsch, ihr Leben auch jenseits von der Erwerbsarbeit eigenständig gestalten zu können, zunächst vor allem an eine Unterordnung ihrem Mann und den Verhältnissen gegenüber gekoppelt ist. Unter der Maßgabe, daß Erwerbsarbeit allein Selbstverwirklichung und Eigenständigkeit zu ermöglichen scheint und die Bedeutung von Bindungen sozial und auch von ihr selbst nicht wirklich anerkannt wird, kann Frau Ebert ihre Bedürfnisse, sich vor Überforderung zu schützen und sich stärker an Bindungen und Beziehungen zu orientieren, nur als defizitäre erleben. Um so schwerer ist es, die Bedürfnisse und Orientierungen selbstbewußt zu verteidigen, vor allem ihrem Mann gegenüber, der sie statt dessen zu mehr beruflichem Engagement drängt. Auch deshalb sagt Frau Ebert über sich selbst, daß sie bequem sei und *"immer den geringeren Weg, den besseren"* (63/54) gehe. In dieser Äußerung kommt die ganze Zwiespältigkeit ihrer Lage und ihres Handelns zum Ausdruck. Von den Erwartungen ihres Mannes und den gesellschaftlichen Normen her gesehen macht sie es sich einfach. Von ihren Bedürfnissen aus betrachtet ist ihre Handlungsweise jedoch der bessere Weg. Unter den geltenden sozialen Wertmaßstäben ist Fürsorge zwar etwas, was sie geben kann, deren mangelnder sozialer Wert hindert sie zugleich daran, Fürsorge auch für sich selbst einzufordern. Ihr Dasein-für-andere gerät so immer wieder in die Tendenz zur Selbstaufgabe. Wichtig ist, daß sich hierbei ein Handlungsmuster fortsetzt, das bereits in der DDR erworben wurde. Auch dort zählte Fürsorge nichts. Im Rahmen der neuen sozialen Bezüge vertieft sich die darauf gründende polarisierende Geschlechterdifferenz.

Herr Ebert: "...also ich hätte gerne, daß meine Frau jetzt wieder eine Tätigkeit annimmt."

Kurzbiographie

Herr Ebert ist zum Zeitpunkt des Interviews¹⁸ 37 Jahre alt. Er stammt aus einem proletarischen Milieu: Die Mutter war Stepperin in einer Schuhfabrik, der Vater Fräser. Seine Eltern waren bei seiner Geburt erst 17 Jahre alt. Die Mutter qualifizierte sich später zur Meisterin, studierte Ingenieurwissenschaften und arbeitete dann als Technologin in derselben Schuhfabrik. Herr Ebert blieb das einzige Kind und wuchs mehr bei der Großmutter als bei seinen Eltern auf. Er schloß die Schule mit einem sehr guten Notendurchschnitt ab und erlernte den Beruf des Kochs, der sein Wunschberuf war. Sehr schnell stieg er zum Chefkoch des Interhotels auf, in dem er auch gelernt hatte. Mit 19 heiratete er eine Kollegin, wenig später wurde seine erste Tochter geboren. Nach sechs Jahren Ehe - inzwischen war eine weitere Tochter auf der Welt - wurde Herr Ebert geschieden, danach lebte er ein Jahr allein. Von seinem Betrieb aus wurde Herr Ebert zum Studium an eine Gewerkschaftshochschule delegiert, wo er Gesell-

¹⁸ Das Interview fand Mitte Juni 1995, also fast ein halbes Jahr später als das mit seiner Frau, statt.

schaftswissenschaften studierte. Das Studium schloß er nach der Wende 1990 ab und ist seitdem für die Gewerkschaft tätig. Wie bereits bekannt, heiratete Herr Ebert 1989 seine jetzige Frau. Seine dritte Tochter wurde im November 1989 geboren.

Der fast bruchlose Wandel in Herrn Eberts Leben

Herr Ebert bewertet die Wende als "*riesengroßen Einschnitt*" (1/47) in seinem Leben und zugleich insgesamt als negativ. Diese Bewertung erfolgt zunächst vor allem auf der Basis seiner allgemeinen und politischen Beurteilung der Wende und ihrer Folgen. Neben der allgemeinen sozialen Unsicherheit, die mit der Marktwirtschaft Einzug gehalten hat, ist es aber auch im Konkreten die Arbeitslosigkeit seiner Frau, die ihn zu einem negativen Urteil kommen läßt. Seine eigene Lage spielt bei dieser Beurteilung weniger eine Rolle, denn Herr Ebert hat eine halbwegs abgesicherte Stelle, die gut bezahlt wird.

Die Interviewinteraktion ist überhaupt anfangs stark von der politischen Perspektive Herrn Eberts bestimmt. Er zählt sich zu denen, die bereits vor der Wende und Vereinigung die Marktwirtschaft kritisch beurteilt haben und die wußten, welche negativen Folgen damit einhergehen würden. Und er versteht sich als jemand, der jetzt die Aufgabe hat, diese negativen Folgen durch seinen politischen und beruflichen Einsatz zu mildern. So schien er sich gefordert und in der Lage zu fühlen, Antworten auf die Frage nach der allgemeinen sozialen Situation von Frauen in Ostdeutschland zu geben. Daher spricht er auch zunächst nicht oder nur indirekt über sich. Erst im Verlaufe des Interviews verläßt er diesen anfänglichen Erzählstandpunkt und läßt sich statt dessen auf die Fragen zu seinem Leben und seiner Person ein. Das brachte auch einen differenzierten Blick bei Herrn Ebert zum Vorschein. Am Ende des Interviews, als er nochmals über die Wende reflektiert, sind seine Aussagen nicht mehr von der Perspektive einer eindeutigen Verschlechterung geprägt, vielmehr von einem Für und Wider, auch der DDR-Gesellschaft gegenüber.

Die Wende fällt bei Herrn Ebert mit sehr vielen anderen Veränderungen in seinem Leben zusammen. Bereits vor der Wende hatte er seinen Beruf als Koch aufgegeben, um an einer Gewerkschaftsschule zu studieren, mit dem Ziel, später die Interessen seiner KollegInnen vertreten zu können. Die Motive für diesen Wechsel waren zum einen politisch begründet: Herr Ebert war in der DDR politisch aktiv. Zum anderen ist seine Berufslaufbahn von großem Ehrgeiz und Engagement geprägt. Er war als Koch erfolgreich und stieg zum Chefkoch des Interhotels auf, in dem er gelernt und gearbeitet hatte. Ein weiterer Aufstieg war danach nur noch über eine Fortbildung möglich. Nachdem er die erste Möglichkeit, zur Hotelfachschule delegiert zu werden, wegen heftiger Konflikte mit seiner damaligen Frau ausschlagen mußte, griff er bei der zweiten Gelegenheit zu. Und weil er in der SED und Betriebsgewerkschaftsleitung¹⁹ aktiv war, wurde ihm ein Studium an der Gewerkschaftshochschule vorgeschlagen. In der Zwischenzeit hatte sich seine erste Frau dann doch noch von ihm scheiden lassen, und zwar mit der Be-

¹⁹ Jeder staatliche Betrieb in der DDR hatte eine Betriebsgewerkschaftsorganisation, die von der Betriebsgewerkschaftsleitung angeführt wurde.

gründung, daß Herr Ebert kaum zu Hause war und fast alle Zeit in seinen Beruf steckte. Dem dreijährigen Studium in einer anderen Stadt, das er 1987 begann, stand somit privat nichts mehr im Wege. Als die Wende 1990 dazwischenkam, schienen seine ursprünglichen Pläne zunächst in Frage gestellt zu sein. Aber seine Bewerbung nach Abschluß seines Studiums bei den neuen Gewerkschaften hatte Erfolg.

Als Herr Ebert seine völlig neue Arbeit antritt, in einem ganz anderen sozialen Bezugsrahmen und mit zum Teil anderen Inhalten, Anforderungen und Normen, ist es für ihn ein Neubeginn, den er für sein Leben ohnehin eingeplant hatte. Die ihn persönlich betreffenden Veränderungen, die durch die Wende ausgelöst worden sind, fallen für ihn also mit einem bereits vor der Wende selbst initiierten beruflichen Neubeginn zusammen. Die Einarbeitung in ein neues Berufsfeld hätte er auch ohne Wende bewältigen müssen. Eine direkte Vergleichsmöglichkeit von beruflichen Inhalten und Anforderungen vor und nach der Wende existiert für ihn so kaum. Er thematisiert diesen beruflichen Neubeginn deshalb nicht als eine von außen kommende Veränderung, sondern er selbst ist derjenige, der sie gestaltend eingeleitet hat. Sein politischer Impetus - das Ziel, den ostdeutschen ArbeitnehmerInnen bei der Bewältigung der Wende zu helfen und sie bei ihrer Interessenwahrung gegenüber den Zumutungen der Marktwirtschaft zu unterstützen - bildet auch hier den zentralen Bezugspunkt für seine Schilderungen. Trotz aller Veränderungen in beruflicher Hinsicht läßt sich in diesem Punkt von einer Kontinuität im Leben von Herrn Ebert ausgehen, die ihm das Festhalten an mitgebrachten Einstellungen und Zielen erlaubte. Er brauchte nicht das Gefühl von Anpassung haben, sondern konnte vor dem Hintergrund seiner mitgebrachten Ziele und politischen Vorstellungen gestaltend in die neuen Verhältnisse eingreifen.

Die zeitliche Beanspruchung durch seine Arbeit ist sehr hoch.

Ja, ich muß sagen, sie macht viel Spaß, auch mit sehr viel Streß verbunden, zum Glück, daß ich heute schon da bin. Normalerweise hab' ich so einen Zwölfstundentag. Ich betreue auch noch Arbeits... also haben unser Geschäftsstellengebiet, sag' ich mal, bisschen aufgeteilt, und ich bin für den Kreis verantwortlich, das ist der (P-)Kreis. Das sind also die Städte (X) und (Y). Und (Y) ist ziemlich lang von uns, ziemlich weit von uns entfernt. Man fährt da ungefähr zwei Stunden, wenn alles klargeht, und es bringt schon eine ganz schöne Zeit mit sich, dahinzukommen und wieder zurück und... ich halt da auch Sprechstunden ab... (...) Und da bin ich zweimal in der Woche, morgen wieder, übermorgen wieder, und da komme ich relativ spät nach Hause. Ich bin auch in diesem Betrieb [Gewerkschaftsname] muß ich sagen, auch noch im Betriebsrat. Es gibt ja... für jedes Bundesland gibt 's eine Unterorganisation, das ist der Landesbezirk der Gewerkschaft [Gewerkschaftsname], und jeder Landesbezirk hat dann auch einen Betriebsrat. Und ich bin der für [Bundesland in Ostdeutschland]. Die treffen sich in jedem Bundesland, nur meistens in NRW. Da bin ich auch so 2 - 3 Tage unterwegs. Kommt auch mit dazu. Ist meine Frau alleine. Da freut die sich immer sehr. Aber das ist... einmal im Monat nur. (lacht) (5/12)

Herr Ebert ist allein schon wegen seiner politisch-moralischen Motivation bereit, sich stark und zeitlich kaum begrenzt für die Interessen der Gewerkschaftsmitglieder einzusetzen. Andererseits wird dieser Einsatz auch von ihm erwartet, er zählt zu den Standards gewerkschaftlicher Tätigkeit. Für Herrn Ebert stellt diese hohe berufliche Bela-

stung aber keine große Veränderung dar. Auch hier gelingt ihm der Übergang in die neue Ordnung leicht. Die hohen Anforderungen an Einsatzbereitschaft und Zeit sind etwas, auf das er sich nicht erst einstellen braucht, weil er bereits in der DDR leistungsbereit und engagiert war.

...und die erste Partnerin... die konnte das dann auch nicht so richtig verstehen, wenn ich eben nicht nur eine Schicht gearbeitet habe. Und das kam... gab 's öfters, daß ich eben zwei Schichten gearbeitet hab', oder daß ich noch zu Sondereinsätzen rangezogen worden bin. Ich war da auch öfters, äh, auf Dienstreise. Es gab ja nicht nur ein Interhotel in der ehemaligen DDR, es gab ja über 30, und die hatten überall Personal-kräftemangel, und da wurd' man eben teilweise auch delegiert, so nannte sich das... (...) Und ich war da immer einer der ersten, der da ausgesucht worden ist. Ich bin dann in so eine Art, na ja, man kann sagen Nationalmannschaft aufgenommen worden. Da gab 's so Wettkochen innerhalb der Regionen und ich wurde Mitglied der Regionalmannschaft (...). Und die wurden dann immer ins Ausland geschickt.(10/39)

Herr Ebert ist ein Beispiel dafür, daß eine einseitige Ausrichtung auf den Beruf schon vor der Wende möglich war. Ehrgeiz und die starke Identifizierung mit dem Beruf und beruflichem Erfolg bilden die Basis für dieses Engagement, das aber zugleich von seiner Bereitschaft abhing, sich offen zu den Zielen des Staates und der Partei zu bekennen.²⁰

Wenn Herr Ebert die Wende zum Beginn des Interviews als tiefgreifenden Einschnitt in seinem Leben bezeichnet, so wird aus seinen Erzählungen deutlich, daß er damit weniger seine persönliche, eigene Situation meint. Die Veränderungen, die ihm bedeutsam erscheinen, sind - abgesehen von der Arbeitslosigkeit seiner Frau - allgemein und betreffen die sozialen Verhältnisse insgesamt. In seinem eigenen Alltag hat sich aus seiner Sicht dagegen nicht so viel verändert. Dies läßt sich so interpretieren, daß Herr Ebert ja tatsächlich vieles in seinem Leben nicht zu verändern brauchte. Die Gesamtorganisation und Gewichtungen innerhalb seines Lebens erlauben Kontinuität: Er geht intensiv seinem Beruf nach, die Sorge um die Familie und Kinder dagegen überläßt er seiner Frau. Und die Veränderungen im Beruf fielen mit einem beruflichen Neubeginn zusammen, auf den er sich ohnehin schon vor der Wende eingestellt hatte.

Herrn Eberts einseitiger Wunsch nach Geborgenheit

Probleme läßt Herr Ebert - wenn überhaupt - nur in seinem Privatleben erkennen. Es ist die Unzufriedenheit seiner Frau mit seinem großen beruflichen Engagement, die zu Konflikten führt. Er seinerseits betrachtet die Arbeitslosigkeit seiner Frau als Problem. Gleich in der Anfangssequenz spricht Herr Ebert, als er nach der Bedeutung der Wende für sein persönliches Leben gefragt wird, über die Arbeitslosigkeit seiner Frau. Es ist eine kurze Bemerkung, die er sogleich wieder als Beispiel nimmt, um die sozialen Verschlechterungen zu beschreiben. Später im Interview geht er nochmals auf dieses The-

²⁰ Daß parteipolitisches Engagement eine ganz entscheidende Voraussetzung für den beruflichen Erfolg war, zeigen verschiedene Untersuchungen. Vgl. z.B. Huinink/Mayer/Trappe 1995, S. 141.

ma ein, als er danach gefragt wird, ob er mit der Berufstätigkeit seiner Partnerinnen immer einverstanden gewesen sei:

Ja. (leichtes Lachen) Ja also... in meiner ersten Ehe eigentlich ja, in der zweiten Ehe, na gut, also ich würde gerne, daß meine Frau jetzt wieder eine Tätigkeit annimmt, und am liebsten ist sie eben halt Floristin. Sie geht darin wirklich auf, also... Sie erzählt mir dann immer von der Arbeit, sie geht ja nur dreimal in der Woche ein paar Stunden arbeiten, aber sie erzählt mir den ganzen Tag, was da so passiert ist. Sie ruft auch die Kolleginnen öfters an, wenn sie nicht auf Arbeit ist, 'wie geht 's euch' und so, also sie hält auch regen Kontakt, muß man sagen, ne. Sie nimmt da auch großen Anteil an persönlichen Geschichten, also wenn die eine krank ist oder das und so, da... da tut sie sich auch drum kümmern. Das ist auch so 'n Typ, die sich meistens um andere kümmern und um sich selber etwas weniger.

Und warum finden Sie das wichtig, daß sie wieder arbeitet?

Ja also, ich sag' mal, zu Hause, äh, verblödet man irgendwie. Also, wenn man da nichts macht, dann... wird man irgendwie träge, geistig träge. Und... wenn man auf Arbeit geht, dann lernt man Leute kennen und... lernt man ein bißchen was vom Zeitgeschehen kennen, und das ist also, denk ich mal, ist ziemlich wichtig. (11/19)

Diese Aussage Herrn Eberts bestätigt zunächst einmal das Bild, das sich durch die Interpretation des Interviews mit seiner Frau gewinnen ließ. Er spricht die starken kommunikativen Bezüge seiner Frau zur Arbeit an und ihre Tendenz zur Selbstaufgabe, indem sie mehr für andere als für sich selbst da ist. Bestätigt wird auch die Aussage Frau Eberts, daß ihr Mann sie beinahe drängt, sich eine reguläre Beschäftigung zu suchen.

Für Herrn Ebert ist es also selbstverständlich, daß seine Frau arbeiten geht. Er möchte ausdrücklich nicht, daß sie nur für die Familie da ist, und offenbar ist ihm mehr oder weniger bewußt, daß seine Frau sich mit ihrer Arbeitslosigkeit ganz gut arrangieren kann. Darin liegt wohl das eigentliche Motiv, seine Frau zur Arbeitsaufnahme zu drängen.²¹ Als er wenig später im Interview gefragt wird, ob er es bei ausreichendem Verdienst befürworten würde, daß seine Frau zu Hause bliebe, antwortet er so:

Nee, eigentlich nicht. Nein, ich würde dann nicht sagen, du bleibst jetzt zu Hause, das Geld bring' ich nach Hause. Das... bringt auch für mich dann irgendwie so 'n gewisses Abhängigkeitsverhältnis. Wenn die Frau kommt und sagt, gibst Du mir mal Geld und so, das... das hab ich noch nie gehandhabt, das werde ich auch nicht handhaben. (...) ...ich möchte, daß meine Frau auch ihr Geld verdient. Und daß sie auch ein bißchen unabhängig ist. (11/58)

Er möchte die Rolle des Alleinverdieners nicht übernehmen. Und er möchte nicht, daß seine Frau finanziell abhängig von ihm ist. Es widerspräche auch seinen politischen Vorstellungen von Gleichberechtigung, wenn seine Frau zu Hause bliebe. Voraussetzung für Gleichberechtigung, auch in der Ehe, ist in seinen Augen die gleichberechtigte

²¹ Befremdlich wirkt dieses Drängen schon, weil es ja kaum Arbeitsmöglichkeiten für Frau Ebert gibt. Zudem ist sie ja nicht ohne Erwerbsarbeit, nur ohne reguläre und sozialversicherungspflichtige Arbeit. Eine reguläre Erwerbsarbeit würde ihr wahrscheinlich kaum mehr Einkommen bringen, als sie jetzt mit ihrer Arbeitslosenhilfe und dem Nebenverdienst hat, so daß eine Vollerwerbstätigkeit allein den Vorteil der eigenständigen Absicherung Frau Eberts hätte. Zu vermuten ist u.a., daß Herr Ebert generell den beruflichen Ehrgeiz bei seiner Frau vermißt, also ein Streben nach Qualifizierung und Aufstieg.

Teilnahme der Frau an der Erwerbsarbeit. Das wird auch an seiner Haltung gegenüber seinen Klientinnen in der Gewerkschaft deutlich, ebenso wie an seinen im Interview geäußerten Vorstellungen über Gleichberechtigung allgemein.

Diese Einstellung ließe sich bei oberflächlicher Betrachtung zunächst als emanzipatorisch interpretieren. Er unterstützt seine Frau darin, ihre Unabhängigkeit zu wahren und gleichberechtigt zu sein. Bei näherem Hinsehen erweist sich seine Einstellung jedoch als zumindest zwiespältig.

Denn Herr Ebert konzentriert sich voll auf seinen Beruf und hat kaum Zeit für seine Frau und die Kinder. Diese berufliche Vereinseitigung erklärt sich, wie gezeigt wurde, aber nur zum Teil über berufliche Zwänge, wie den gewachsenen Anforderungen, der sozialen Unsicherheit und Konkurrenz. Herr Ebert hat schon vor der Wende sehr viel gearbeitet. An seiner Lebensgeschichte läßt sich unschwer erkennen, daß sich Herr Ebert sehr stark mit beruflichen Zielen identifiziert. An diesem hohen beruflichen Engagement scheiterte jedoch seine erste Ehe (19). Seine erste Frau war nicht einverstanden damit, daß er so oft nicht zu Hause war. Sie hatte sich, weil er nie Zeit hatte, während des Babyjahres einen neuen Bekanntenkreis gesucht und dabei gleich einen neuen Mann kennengelernt. Herr Ebert wurde erst durch andere darauf aufmerksam gemacht (19).

Durch das Scheitern seiner ersten Ehe wurde sich Herr Ebert viel stärker als zuvor bewußt, welchen hohen Stellenwert Ehe und Familie für ihn besitzen. Während seines Alleinseins litt er nämlich stark unter der Einsamkeit.

War es damals wichtig für Sie, wieder eine Partnerin zu finden?

Ja, auf alle Fälle. Weil das Alleinsein, das... war nicht so besonders gut. (19/34)

Er guckte Fernseh bis zum "*Gehtnichtmehr*" (19) und war wieder oft bei seiner Großmutter, bei der er auch aufwuchs. Er schwor sich, bei der nächsten Ehe anders zu handeln:

Ja, daß ich das ein bißchen ernster nehme, sag' ich mal. Also... bei meiner ersten Ehe war es sicherlich so, also... um sich scheiden zu lassen, da genügt sicherlich nicht immer ein Grund von einem Partner. Da fließt vieles zusammen. Und da hab' ich mir eben geschworen, wenn es wieder mal so sein sollte, da mußst du eben ein bißchen zurückstecken mit deinen Hobbys und Ansichten und so weiter und so fort. Ein Scheidungsgrund damals war z.B., daß ich mir immer Fußball angeguckt hab'. Das war ein Scheidungsgrund, ne, so was Blödsinniges. Also wenn meine Frau heute sagt, kannst du die Kiste mal ausmachen, mach ich sie selbstverständlich aus. (22/35)

Nach den Erfahrungen seiner ersten Ehe wünschte sich Herr Ebert eine häusliche, familienorientierte Frau. Als er seine jetzige Frau kennenlernte, fielen ihm vor allem Eigenschaften wie "*sehr häuslich, sehr familiär, sehr einfühlsam*" (21) an ihr auf. Er beschreibt auch aus der heutigen Sicht ausführlich, wie seine Frau in der Lage ist, sich in ihn einzufühlen, ihm Geborgenheit und Zuwendung zu geben, sich seine Probleme anzuhören und ihm beim Umgang mit Menschen Ratschläge zu geben. Sie ist es auch, die die Beziehungen zu anderen Menschen herstellt und pflegt, ob zu Nachbarn oder zur Familie. Eigene Freunde oder Bekannte hat Herr Ebert nicht. Ohne seine Frau wäre Herr Ebert also außerhalb seiner Berufstätigkeit sozial völlig isoliert. Er kann diese

Seiten seiner Ehe würdigen und bestätigt, daß sie viel besser läuft als seine erste. Und auch zu den Kindern²², vor allem der Tochter, hat Herr Ebert offenbar eine stärkere innere Beziehung als zu seinen beiden Töchtern der ersten Ehe. Von der kleinen Tochter erzählt er auch ausführlich:

Aber das letzte, die Anna, die hab ich nun wirklich... man kann ja bald sagen, selbst zur Welt gebracht. Also... das war auch irgendwie dann ein Wunschkind, sag' ich mal.²³ (...) So, und die Kleine da... ph... war ich nun... vom dritten Lebenstag ab hab' ich die eigentlich immer bei uns gehabt. Wie gesagt, hab' ich mir eben so 'ne Kamera gekauft, irgendwann mal, und hab' das alles aufgenommen, und sie hängt auch sehr an mir. Wo sie jetzt in Urlaub gefahren ist... sie war die einzige, die auch auf dem Flughafen geheult hat. Die anderen haben sich alle gefreut, daß sie wegfahren, und die Kleine hat sehr geweint, ich sollte unbedingt mitkommen. Ich merk' das auch, wenn ich abends heimkomme und sie hört mich, und da macht sie immer die Tür auf und 'ach Vati, bist du schon da, warum kommst du jetzt erst, hast du wieder viel zu tun gehabt?' Und so was. Sie erkundigt sich auch mal, was ich da hab'. (25)

Aus all dem wird deutlich, wie bedürftig Herr Ebert seiner Frau und Familie gegenüber ist. Das jedoch führt nicht dazu, daß er sich mehr um seine Familie kümmert. Er stellt den Beruf weiterhin ins Zentrum seines Lebens und überläßt es auch seiner zweiten Frau, sich um Kinder, Familie und Haushalt überwiegend allein zu kümmern. Die neuen Umstände nach der Wende begünstigen dieses Verhalten, lassen es noch unausweichlicher erscheinen als früher. Zugleich schränken die gestiegenen Leistungsanforderungen, die Konkurrenz und soziale Unsicherheit sowie die in der Gewerkschaft üblichen Standards der Verfügbarkeit tatsächlich den Spielraum ein, sein Verhalten zu ändern. Herr Ebert übernimmt zwar auch Hausarbeiten wie Einkaufen und Kochen, aber das Kochen ist angesichts seines früheren Berufs eher sein Hobby, bei dem seine Frau, wie sie beklagt, dann hinterher den Abwasch machen kann. Alles andere übernimmt er eher sporadisch, so wie es ihm seine Zeit erlaubt. Dabei machen seine Äußerungen deutlich, daß ihm nicht mal bewußt ist, wieviel Arbeit im Haushalt seine Frau ihm abnimmt. Nur bei der Betreuung der Kinder ist ihm klar, daß seine Frau diejenige ist, die sich meist um die Kinder kümmert. Er nimmt also viele Erfordernisse des Alltags schlicht nicht wahr, offenbar weil Hausarbeit in seinen Augen keinen Stellenwert hat. Die Arbeit seiner Frau erkennt er nicht an, was von seiner Frau auch so empfunden wird.

Herr Ebert war zwar bereit, sich nach dem Scheitern seiner ersten Ehe zu verändern und mehr auf die Bedürfnisse seiner neuen Partnerin einzugehen. Aber durch das obige Zitat wird deutlich, daß er im Grunde genommen nur Zugeständnisse wie die Einschränkung seiner Freizeitinteressen machen will, im Tausch gegen die Geborgenheit, die er von seiner Frau erhält. Auf wirkliche Gemeinsamkeit mit der Partnerin oder wirkliches Verständnis zielt diese Veränderung jedoch weniger. Und er suchte sich in der Folge des Scheiterns seiner ersten Ehe mehr oder weniger bewußt eine Frau, die

²² Zur Erinnerung: Frau Ebert brachte einen Sohn mit in die Ehe, die Tochter ist das gemeinsame Kind.

²³ An dieser Stelle im Interview habe ich nachgefragt: Herr Ebert meint hier nicht, daß er bei der Entbindung dabei war. Wahrscheinlich will er - u.a. - damit zum Ausdruck bringen, wie wichtig es für ihn ist, daß seine Tochter auf der Welt ist. Aus Frau Eberts Interview weiß ich, daß die Tochter kein geplantes Kind ist, sondern "aus Versehen" entstand. Dennoch bezeichnet Herr Ebert die Tochter als Wunschkind.

aktive Zuwendung von ihm gar nicht erst erwartete. Alle Häuslichkeit und Einfühlsamkeit soll von ihr kommen. Herr Ebert hat geheiratet, weil er das *"Alleinsein satt hatte"* (20). Liebe und sich auf den anderen einlassen - darauf kam es Herrn Ebert nicht mehr so sehr an. Das erklärt, weshalb Herr Ebert seine jetzige Ehe seinerseits ebenso wie seine Partnerin als *"Vernunftehe"* (20) bezeichnet.

Deutlich wird aus all dem, daß seine Familie und Ehe für ihn da ist und nicht umgekehrt. Für Herrn Ebert bedeutet Familie und Ehe Geborgenheit, Fürsorge, Emotionalität - aber nur in der Hinsicht, daß er diese Zuwendung passiv empfängt, ohne die Bereitschaft, all das auch selbst zu geben. Er nutzt die Fürsorge und Zuwendung seiner Frau für sich aus, ohne sie wirklich anzuerkennen, obwohl er andererseits darauf sehr angewiesen ist. Wenn vielleicht auch nicht bewußt, letztlich nutzt Herr Ebert es aus, daß seine Frau selbstlos und gerne für die Familie da ist.

Herr Ebert richtet demnach sehr widersprüchliche Erwartungen an seine Frau, was eine Basis für die beschriebenen Ehekonflikte darstellt. Er wünscht sich zwar eine häusliche, familiäre und einfühlsame Frau. Auf der anderen Seite soll sie aber beruflich erfolgreich, emanzipiert und selbständig sein, eben eine, die in seinen Augen nicht *"zu Hause verblödet"*. Er verbindet mit der Vorstellung, daß seine Frau beruflich aktiver sein sollte, aber nicht, daß er sich dann selbst stärker und eigenverantwortlicher als zuvor um sein Privatleben kümmern muß. Seine Vorstellung ist, daß seine Frau sich wie bisher sowohl um die beiden Kinder kümmert als auch um seine Bedürfnisse, *gleichzeitig* aber einer Vollzeitberufsaufgabe nachgeht. Daß für seine Frau eine stärkere berufliche Orientierung letztlich zum Spagat werden würde, zum einen wegen der gestiegenen Leistungserwartungen, zum anderen weil sie von ihm keine Entlastung zu erwarten hätte, sieht er nicht. Daß er damit auch zum Teil auf ihre Zuwendung verzichten müßte, das ist nur seiner Frau deutlich²⁴. Ebenso wenig kann er die Motive seiner Frau beim Umgang mit der Arbeitslosigkeit nachvollziehen. Er geht an keiner Stelle im Interview auf ihre konkreten Probleme mit der Berufsaufgabe (z.B. ihre Lernschwierigkeiten, ihre Angst vor zuviel Streß und Überforderung) ein. Er kann auch nicht verstehen, daß seine Frau mit ihrem Arrangement eigene Wünsche realisiert und Freiräume nutzt - oder vielleicht ist es genau das, was ihn irritiert und dazu bringt, von ihr ein größeres Engagement für den Beruf zu fordern.

Herr Ebert rekurriert mit dieser Handlungsweise ganz offensichtlich auf seine Erfahrungen in der DDR, wo ihm letztlich sein Teil der Verantwortung für die Familie und privaten Beziehungen durch die staatliche Politik abgenommen wurde. Damals war es angesichts der sozialpolitischen Voraussetzungen für seine Frau nicht so ein großes Problem, trotz ihrer Sorge für die Familie auch erwerbstätig zu sein. Daß sich die Situation in dieser Hinsicht gewaltig verändert hat, mag er nicht wahrnehmen. Zudem sind Fürsorge und Bindungen für ihn von untergeordneter Bedeutung, demnach etwas, was man umsonst und ganz selbstverständlich von seiner Frau erwarten kann. Auch darin spiegeln sich die sozialen Verhältnisse der DDR wider.

²⁴ Vgl. dazu die Äußerung von Frau Ebert auf S. 132

Diese Erfahrungen und Ansichten von Herrn Ebert kommen in seinen Gleichberechtigungsvorstellungen ganz pointiert zum Ausdruck. Auf die Frage, was getan werden müßte, damit Frauen und Männer gleichberechtigt sein können, antwortet er:

...die Gesetze [müßten] so verändert werden, daß es wirklich nun mal, daß es wirkliche Gleichberechtigung gibt. Daß sich eben eine Frau, die nun mal biologisch gesehen die Kinder kriegt, [...] daß sie trotzdem ihres biologischen Unterschiedes sich auch in ihrer Persönlichkeit weiterentwickeln kann, genauso wie der Mann. (34/35)

In dieser Sichtweise haben Frauen immer ein Defizit auszugleichen. Sie können dieses Defizit nur durch Teilnahme an der Berufsarbeit überwinden, ansonsten ist eine Entwicklung ihrer Persönlichkeit nicht möglich. Die Norm, die darin enthalten ist, ist die eines männlichen Erwerbstätigen, der sich nicht selbst um reproduktive Bedürfnisse und um andere kümmern und sorgen mußte. Er konnte sich vielmehr auf die fürsorgende Zuwendung von Frauen verlassen, auch weil die sozialpolitischen Regelungen in der DDR dies als Hauptverantwortung von Frauen definierten. Gleichzeitig war die Fürsorge der Mutter implizit als ein Defizit definiert, das es zu auszugleichen galt. Was zählte, war allein die Berufsarbeit, der sich alle anderen Lebensansprüche unterzuordnen hatten. Herrn Eberts Handlungsweisen und seine innere Einstellung machen deutlich, daß und zugleich wie sich die Polarisierung von Autonomie und Bindung in der DDR tradiert hat und wie sie zur Grundlage einer sich immer weiter reproduzierenden Geschlechterhierarchie wurde. Diese kann sich auch unter den neuen Bedingungen fortsetzen. Für Herrn Ebert wären alle Probleme seiner Frau - die er nicht einmal richtig wahrnimmt - schon dadurch erledigt, wenn seine Frau wieder einer Vollzeitberufstätigkeit nachginge.

Das Paar Koch

Frau Koch: "Wenn wir diese stinknormale Familie geworden wären, die ich mir mal erträumt hätte... das kann ich mir jetzt nicht mehr vorstellen..."

Kurzbiographie

Frau Koch ist zum Zeitpunkt des Interviews Mitte 1995 29 Jahre alt. Sie ist verheiratet und Mutter von zwei Kindern. Ihr Elternhaus ist dem proletarisch-kleinbürgerlichen Milieu zuzuordnen. Der Vater ist von Beruf Dreher, arbeitete jedoch später bei der Zollverwaltung der DDR. Die Mutter hat eine kaufmännische Ausbildung und arbeitete als Erzieherin, später als Wirtschafterin in einem Kindergarten. Frau Koch erlernte den Beruf der Fernmeldemechanikerin, nachdem sie ihre Schulausbildung vor dem Abitur vorzeitig abgebrochen hatte. Nach der Lehre wechselte sie mehrere Male innerhalb ihres Betriebes den Arbeitsplatz, es gelang ihr jedoch nicht, einen ihren fachlichen Vorstellungen entsprechenden Arbeitsplatz zu finden. 1988 heiratete Frau Koch, im Frühjahr 1989 kam ihre Tochter zur Welt. Zum September 1989 brach sie das Babyjahr nach sieben Monaten ab, um ein Studium aufzunehmen, zu dem sie ihr Betrieb "delegierte". Die Fachhochschule, an der sie studierte, befand sich in einer anderen Stadt, so daß Frau Koch nur am Wochenende zu Hause war. Während dieser Zeit übernahm der Ehemann die Betreuung der Tochter, die in eine Tageskrippe kam. Im Frühjahr 1990 brach Frau Koch das Studium wieder ab, weil es unter den gewandelten Bedingungen nach der Wende nicht mehr sinnvoll erschien. Die Berufsaussichten waren nicht mehr die gleichen, zudem wollte Herr Koch die Tochter in der Woche nicht mehr alleine betreuen. Frau Koch kehrte in ihren alten Betrieb zurück. Im Sommer 1991 brachte sie ihren Sohn zur Welt. Im Jahre 1992 wurde ihr eine Arbeitsstelle in einem technischen Bereich angeboten, der ihren Wunschvorstellungen entsprach. Seitdem ist sie als Kommunikationselektronikerin in einer technischen Abteilung tätig.

Das Ende einer Ehe

Frau Koch empfindet die Wende als "*schlagartige*" (1) Veränderung ihres Lebens, wobei sie die Folgen für ihr Leben als ambivalent beschreibt. Auf der einen Seite sagt sie gleich zu Beginn des Interviews, daß sie nach wie vor glücklich sei, daß es zur Wende gekommen sei. Es gebe mehr Möglichkeiten und größere Freiräume.¹ Wenig später im Interview findet man jedoch auf ihre Familie bezogen die Aussage, daß sie jetzt nicht so richtig zufrieden sei mit ihrem Leben: "*...ich fand's damals schöner, also da waren wir glücklicher, da hatten wir viel mehr zusammen gehabt und wir haben, weiß ich nicht, wir haben so viel unternommen, und dafür ist jetzt einfach keine Zeit mehr.*" (4/36) In diesem Zwiespalt drückt sich nicht zuletzt die Lebenskrise aus, in die Frau Koch durch die Veränderungen in ihrem Leben geraten ist.

Im Zentrum des Interviews mit Frau Koch stehen ihre Eheprobleme. Die Wende hat also vor allem Frau Kochs Privatleben nachhaltig beeinflußt. Beruflich gab es für Frau

¹ Konkret meint Frau Koch damit berufliche, Konsum- und Reismöglichkeiten sowie die größere soziale und politische Offenheit.

Koch zwar ebenfalls starke Veränderungen, sie bewertet diese aber überwiegend positiv. Sie besitzen angesichts der großen privaten Probleme für sie offenbar keine so aktuelle Relevanz.

Die Interviewinteraktion ist stark von der problematischen Situation und Lebenskrise Frau Kochs geprägt. Sie benutzt das Interview quasi-therapeutisch, um ihre Probleme zu spiegeln und reflektieren. Dabei erzählt sie sehr offen, erfahrungs- und ichbezogen. Eine Metaebene in der Erzählweise, die auf eine Abgeschlossenheit des Konflikts deuten würde, fehlt hingegen völlig. Statt dessen werden Brüche und Widersprüche in den Erzählungen deutlich, die Frau Kochs fast verzweifelte Suche nach Antworten zeigen. Und auch in der Erzählweise kommt der Konflikt zum Vorschein: Immer wieder bricht sie Sätze ab, schiebt ein *"Ich weiß nicht"* ein.

Den Ausgangspunkt für ihre Probleme und den Ehekonflikt sieht Frau Koch im Wechsel ihres Mannes in eine Westfirma Anfang 1991.

Ja... na ja, dann, nach der Wende, dann, weiß ich nicht, war vieles anders. Erst mal... am meisten hat sich unser Leben verändert, als mein Mann die neue Arbeit gekriegt hat. Also er war unzufrieden bei [ehemalige Arbeitsstelle], er fühlte sich nicht ausgelastet und so. Und war schon immer computerinteressiert, na ja, dann hat er das angeboten gekriegt und dann ist er dahin gegangen. Da war ich mehr oder weniger nicht begeistert eigentlich, weil ich Angst hatte, daß dann irgendwie was kaputt geht, so'n bißchen. (2/2)

Seitdem ihr Mann im neuen Betrieb ist, arbeitet er nur noch. Für Frau Koch geht das berufliche Engagement ihres Mannes über das erforderliche Maß einer Anpassung an die neuen Anforderungen weit hinaus.² Selbst wenn er zu Hause ist, sitzt er meist am Computer:

...das Problem ist ja nicht, daß er um sechs kommt, das ist nicht schlimm. Aber das Problem ist, daß er eben kommt und dann geht er in sein Zimmer, Computer an, und dann geht das hier weiter, ne. Also dann essen wir noch zusammen Abendbrot vielleicht, Kinder ins Bett, na ja, und dann sitz' ich hier alleine. Und er arbeitet oder ja, spielt an seinem Computer rum. (lacht kurz) (...) Ich meine, wenn... und wenn er da dran arbeitet und dann, wenn ich mich daneben setze und da erzähle, da hört er sowieso nur mit einem halben Ohr zu. (lacht) (5/4)

Frau Koch hat sich zwar gegen diese Veränderungen in ihrer Ehe gewehrt, bisher jedoch ohne Erfolg. Herr Koch ist weder auf ihre Kritik an seinem Verhalten eingegangen, noch auf ihre Vorschläge nach gemeinsamen Unternehmungen. Irgendwann hat Frau Koch die Lust, ihrem Mann noch Vorschläge zu machen, verloren. Hoffnung, daß ihr Mann sein Verhalten wieder ändern könnte, hat sie kaum. Frau Koch stellt angesichts dieser Veränderung ihres Mannes die ganze Ehe in Frage.

Ich hab' schon manchmal gesagt, wenn die Kinder nicht wären, glaub' ich nicht, daß ich noch hier wär', ne. Weil es... na ja, weiß ich nicht, gibt mir nichts, weil er hat ja

² Das Interview mit Herrn Koch bestätigt diese Aussage Frau Kochs. Daß Herr Koch seit der Wende nur noch wenig Zeit und Zuwendung übrig hat für seine Frau und Familie, läßt sich nur zum Teil mit den deutlich gestiegenen Leistungsanforderungen begründen. Ein ganz wichtiges Motiv für seinen hohen beruflichen Einsatz ist ebenso sein Wunsch, sich endlich fachlich und in bezug auf seine Leistungsfähigkeit im Beruf beweisen zu können.

sowieso nie Zeit für mich, und ich steck' immer zurück, also... Na ja, er hat eben zu arbeiten und... (-) so... ich weiß nicht. Man kommt sich dann auch irgendwann als Frau so, so überflüssig vor oder so, ja? Dann leidet ja alles mögliche darunter, ja? Weiß ich nicht... das muß ja nicht der Computer sein. Sicherlich... (-) na ja, und deswegen, irgendwann... Nun hab' ich auch, weiß ich, seit zwei, drei Jahren so Freunde, die machen... der eine hat 'ne Band, der spielt in 'ner Band und... weiß ich, und so hab' ich also 'ne vollkommen neue Musik entdeckt, die vor der Wende auch... hätt' ich nie gehört wahrscheinlich oder hätt' ich gar nicht gewußt, daß es so was gibt oder mich dafür interessiert. Na ja, nun geh' ich in den [X]Club und [Y]Club zu irgendwelchen Konzerten und so, und na ja, er weiß gar nicht, was das überhaupt ist oder so. (...) Das, was mir eben wichtig ist, das ist ihm egal. Also, wenn ich sage, komm, ich will unbedingt den Film seh'n, wir müssen da unbedingt hin, und wenn ich lang' genug dränge und wir das lange genug planen, dann klappt das auch. Dann geh'n wir auch mal ins Kino. Aber ich hab' ja auch keine Lust, ständig zu sagen, ich möchte das und... er muß ja auch irgendwas wollen. Das find' ich nicht... weiß ich nicht... Und deswegen, irgendwann verliert man auch die Lust. Ich hab' ja jahrelang, also, geredet, ich möchte nicht, daß das so ist, ich möchte, daß das anders ist, so wie's früher mal war und der soll eben nicht so viel... aber... macht er eben nicht. (5/39)

Auf die berufliche Vereinseitigung ihres Mannes reagiert Frau Koch zunächst mit häufigem Ausgehen. Sie knüpft damit an ihr altes Lebensmuster aus der Zeit vor der Ehe an, als sie sorglos jeden Abend in die Disko gehen konnte. Nach der Wende gibt es dafür auch viel mehr Möglichkeiten: neue Kneipen, ein vielfältigeres Kulturangebot. Das bestärkt sie noch zusätzlich darin, sich von ihrem Mann trennen zu wollen, weil er ihre Interessen nicht teilt und sie als Paar bald kaum noch Gemeinsamkeiten haben.

Na ja, also diese... wir haben uns ja jetzt inzwischen ziemlich auseinanderentwickelt. Also, ich bin jetzt froh, daß ich mich selber wiedergefunden habe eigentlich. Ich hab' jetzt, also wie gesagt, Freunde, ich geh' eben viel alleine weg, ja... Das... so komisch wie sich das anhört oder so, aber... und das macht mir auch Spaß und (-) weiß ich nicht, irgendwo... und da find' ich auch Anerkennung, da gibt's auch mal 'n Mann, der sagt: 'Du siehst toll aus', was auch wichtig ist, was eben jetzt alles.... Na ja, ist irgendwie.... na ja... (-) Ich weiß nicht, ich gehe gern ins Kino und überallhin und wenn ich irgend jemandem dann sage, hast du Lust mitzukommen oder so, dann kommt immer irgend jemand mit, das klappt immer und... na ja, so... dadurch bin ich eigentlich jetzt ziemlich zufrieden und ausgeglichen. Wenn ich das nicht hätte, wenn ich meine Freunde nicht hätte und so, dann wär' ich schon... total unglücklich hier wahrscheinlich. Dann würd' ich immer noch mit ihm rumschimpfen und sagen, er soll sich ändern, aber er ändert sich ja sowieso nicht. Ich mein'... nun ist er auch so der Typ, daß er eben immer alles richtig machen will und ja... auf Arbeit, da kann er nicht nein sagen wahrscheinlich auch, und soll ja alles stimmen und perfekt sein und dann... (6/24)

Frau Koch läßt sich sogar auf eine andere Beziehung ein, was ihr Mann offenbar nicht bemerkt.³ Auch wenn sie sehr oft ausgeht und lange wegbleibt, interessiert ihn das kaum.

Ich geh' weg, ist ihm aber auch egal. Also er fragt ja nicht mal mehr, wie es war oder so.

³ Jedenfalls nicht zum Zeitpunkt des Interviews mit Frau Koch.

Und Ihr Mann geht nicht ohne Sie weg?

Nee. Hab' ich ihm ja auch schon mal gesagt: 'Wenn Du soviel weggehen würdest, da würd' ich ganz schön eifersüchtig sein.' (lacht). *Na ja, würd' mich wundern. (...) So... aber, na ja, er geht ja überhaupt nie weg. Und wenn er mal sagt, gut, daß er jetzt mit seinen Monteuren da irgendwie, trinken noch ein Bier oder so, na ja, dann ist er spätestens um 9.00 zu Hause. Ich würd' ja das mal schön finden, wenn er mal weggeht, dann brauch' ich kein schlechtes Gewissen mehr haben... Manchmal ist ja auch so, dann komm' ich sonstwann nach Hause, und dann bin ich am nächsten Tag müde und dann hab' ich da auch ein schlechtes Gewissen, weil, na ja.. es war schön...*

Aber Ihr Mann sagt da nichts?

Der sagt nichts, nee. Der hat noch nie geschimpft mit mir, das ist alles in Ordnung, was ich mach', das ist total komisch. (lacht) *Also... es ist auch manchmal, so spontane Sachen, wenn ich das Kind angebrüllt hab', obwohl es vielleicht nicht angebracht war oder so, dann... da regt er sich darüber auf. Also, das sind so Kleinigkeiten, umgekehrt ja manchmal genauso. So Alltagsachen halt, aber sonst... sagt er nichts. Es ist alles okay, was ich mache. Und das ist ja schon alleine... kann eigentlich nicht sein... find' ich. Na ja, so was gibt's nicht.* (lacht) *Ich kann ja... na ja, es kann, es kann niemand perfekt sein. Also... (44/32)*

Bei diesem Konflikt mit ihrem Mann geht es Frau Koch ausschließlich um die emotionale Abwesenheit ihres Mannes und seine fehlende Zuwendung bzw. die nicht mehr vorhandene Gemeinsamkeit. In dieser Hinsicht hat sich ihr Mann stark verändert, denn offenbar hat er sich vor der Wende sehr um seine Frau und seine Tochter gekümmert. Um ungleich verteilte Verantwortung und Pflichten geht es Frau Koch jedoch nicht. Herr Koch kümmert sich nämlich nach wie vor, so wie es ihm seine Zeit erlaubt, um die Kinder und den Haushalt. Er holt die Kinder oft vom Kindergarten ab, auch wenn seine Frau etwas vorhat, er ist fast allein für das Einkaufen zuständig und kocht meist, weil er daran Spaß findet. Alles deutet darauf hin, daß zwischen den Kochs tatsächlich eine einvernehmliche und weitestgehend gerechte Aufgaben- und Arbeitsteilung existiert, die sich auch durch die größere berufliche Beanspruchung von Herrn Koch nicht stark verändert hat. Die konventionelle Rollenteilung scheint bei den Kochs also weitgehend zugunsten eines partnerschaftlichen Umgangs miteinander in Frage gestellt zu sein. Konkrete Einzelheiten, die diese Sichtweise nahelegen, sind auch Herrn Kochs Bereitschaft, die Tochter während des Studiums seiner Frau wochentags allein zu betreuen, seine vorbehaltlose Akzeptanz ihrer vollen Berufsarbeit sowie die einvernehmlichen und gleichgewichtigen Entscheidungsformen, die das Paar praktiziert.⁴

Frau Kochs Klage gilt daher nicht der ungleichen Aufgaben- oder Pflichtenteilung im Alltag als vielmehr der fehlenden Zuwendung seitens ihres Mannes und der verlo-

⁴ Dem widerspricht grundsätzlich nicht, daß Frau Koch beide Male den Elternurlaub allein in Anspruch genommen hat. Beim ersten Kind, der Tochter, empfand sie die Möglichkeit, zu Hause zu bleiben, offenbar als Privileg, das sie selbstverständlich für sich in Anspruch nehmen wollte. Beim zweiten Kind war die Entscheidung eher ein Zugeständnis an die berufliche Lage ihres Mannes, der in einer neuen Firma angefangen hatte und nur schwerlich Verständnis für einen Antrag auf Elternurlaub gefunden hätte (49). Die Entscheidung war also von pragmatischen Erwägungen geprägt. Zugleich meint Frau Koch aber auch, daß ihr Mann es noch schlechter zu Hause ausgehalten hätte als sie selbst.

reuegangehenen Gemeinsamekeit. Die Sorge ihres Mannes um die Familie empfindet sie als nur noch rein funktional:

Ich kann mir das heut' gar nicht mehr vorstellen. Wir haben Hochzeitsreise gemacht, wir waren drei Wochen paddeln, wir beide ganz alleine. Und da war manchmal 'ne ganze Woche, wo wir niemanden getroffen haben, wo nur wir beide alleine waren. Kann ich mir heute gar nicht mehr vorstellen. Also... (-) was man sich so erzählt? Weiß ich nicht. Heute ist das anders, da ist das alles so praktisch, so... das muß... damit alles klappt und so, darüber unterhalten wir uns eben so, über organisatorische Sachen und... Na ja, solche Sachen eben. Mal lieb sein zueinander oder mal was Nettes sagen, kommt alles viel zu kurz, spielt wahrscheinlich auch 'ne Rolle. (-) Und das... weiß ich nicht... Das ist vielleicht auch so begründet, daß es überall so ist, wenn man so zusammenlebt, daß das alles irgendwann mal abflacht oder so, vielleicht muß das auch so sein. Weiß ich nicht. Na das wär' eben das, was mal interessant wäre, wie es, wie das bei andern ist so. Ich mein', so riesig ist mein Bekanntenkreis auch nicht. Das würde mich schon mal interessieren, ob's so was noch gibt, daß man, wenn man acht Jahre tagtäglich zusammen ist, daß man das trotzdem noch aufregend findet. (44/3)

Durch die obigen Zitate wird sehr deutlich, daß Frau Koch sich von ihrem Mann in mehrfacher Hinsicht alleine gelassen und abgewiesen fühlt. Er verweigert ihr nicht nur direkte Zuwendung und gemeinsame Zeit, sondern auch die Auseinandersetzung mit ihren Bedürfnissen und ihrem Tun. Es scheint ihm gleichgültig zu sein, was seine Frau macht. Er verweigert ihr damit sowohl in positiver als auch in negativer Hinsicht die Anerkennung als Person.

Eine große Rolle bei dieser Geschichte gegenseitiger Entfremdung spielt offenbar die Geburt des zweiten Kindes 1991. Frau Koch wurde Ende 1990 zum zweiten Mal schwanger, diesmal aber nicht wie beim ersten Kind geplant, sondern ungewollt. Angesichts der gesellschaftlichen Veränderungen und der damit verknüpften sozialen Unsicherheit hatte Frau Koch starke Zweifel, ob sie das Kind überhaupt behalten wollte, obwohl sie und ihr Mann sich von Anfang an zwei Kinder gewünscht hatten. Weil ihr Mann und die Schwiegereltern ihr Unterstützung zusagten, ließ sich Frau Koch dazu überreden, das Kind dennoch zu behalten. Auch ihre damalige berufliche Unzufriedenheit mag dazu beigetragen haben, sich für die zweite Mutterschaft zu entscheiden. Heute jedoch bereut sie diese Entscheidung sehr:

Und, na ja, dann war ich dann irgendwann schwanger geworden... also es war... der Jens ist kein Wunschkind. Der ist passiert, einfach. (...) Ja, ist so (lacht kurz). Und... ich weiß nicht, ich war beim Arzt, ich hab' gesagt, nee, ich will das Kind nicht. Weil das... durch diese Wende und so und alles... weiß ich nicht, da war ja bei allen halt ein bißchen durcheinander und so, und man hatte ja Angst, man hatte ja... na, dieser Westen und Kinder... (...) Und da wollt' ich nicht. Weil ich war mir so unsicher, ob man das schafft mit zwei Kindern und (-) weiß ich nicht. Dann... na ja, weiß ich nicht, mein Mann: 'Klar, schaffen wir, wir wollten doch immer zwei Kinder und mit dem Altersunterschied, wenn wir jetzt immer noch warten' und hm. Und seine Eltern auch: 'Ah, kein Problem, das machen wir schon.' Und: 'Klar, wir helfen euch. Wenn's Probleme gibt, das machen wir alles.' Tja... die einzige, die gesagt hat, 'Bist du verrückt?' war meine Mutter. (lacht) Heute glaube ich, sie hat recht gehabt. Also heute... manchmal ärger' ich mich, ich hab' mich mehr oder weniger breitschlagen lassen. Also... ich wußte damals, ich wollt's nicht, aber... ich wollt's auch nicht wegmachen lassen... ach, das war

so... na ja, dann hab' ich, hab' ich's behalten, und war aber irgendwo immer unzufrieden. Erst im siebten Monat, wo sie mir gesagt haben, das wird ein Junge, da hab' ich mich das erste Mal richtig gefreut, daß ich schwanger bin. Vorher... konnt' ich nichts mit anfangen so richtig, weil ich mir so unsicher war. (2/30)

Aus der heutigen Sicht hat sie sich "breitschlagen lassen". Denn ihre Erwartungen hinsichtlich der Unterstützung und Zuwendung seitens ihres Mannes sind enttäuscht worden. Während er sich - vor der Wende - bei der Tochter noch viel Zeit nahm und während des Babyjahres trotz seiner Berufsarbeit rege an der Entwicklung der Tochter Anteil nahm, ist er beim zweiten Kind dazu weder bereit noch in der Lage.

...na ja, und da hatte Frank auch noch mehr Zeit. Da hat er dann... das beim Jens, dann kam er abends nach Hause und hat dann hier nur weitergearbeitet und so, und na ja, wie das so ist, also, das werden Sie auch schon von anderen bestimmt schon gehört haben. Man hat ja nichts zu erzählen, ne, außer dreimal in die Windeln gekackt und vom Kind jetzt, und mehr kann man ja nicht erzählen. Und mehr erlebt man ja auch nicht. Dann geht man vielleicht mal irgendwo einkaufen und... (3/37)

Beim ersten Kind war Frau Koch in der Lage, ganz anders mit ihrem Kind umzugehen. Sie beschreibt, wie sie sich den ganzen Tag mit der Tochter beschäftigt hat und wie schwer es ihr fiel, das Babyjahr wegen ihres Studiums vorzeitig abzubrechen. Die Zeit mit ihrem Sohn zu Hause dagegen hat Frau Koch nur deshalb aushalten können, weil sie eine Freundin im Hause hatte, die sich in der gleichen Situation befand (3), sonst hätte sie "eine Macke gekriegt" (3/35). Mit dem Sohn, der ein ganz ruhiges Kind gewesen sei, beschäftigte sie sich kaum. Angesichts ihrer eigenen Unsicherheit gegenüber der zweiten Mutterschaft scheint ihr die Aufmerksamkeit und Zuwendung ihres Mannes ganz besonders gefehlt zu haben. Frau Koch erzählt, daß sie froh gewesen sei, als sie nach einem Jahr wieder vorzeitig den Erziehungsurlaub abbrechen und arbeiten gehen konnte (3). Diese unterschiedliche Umgangsweise mit ihrer Mutterschaft begründet Frau Koch selbst damit, daß Helen, ihre Tochter, ein Wunschkind gewesen sei:

...das war auch mein absolutes Wunschkind und... die... und dann hat das ewig nicht geklappt, bis ich schwanger geworden bin, weil es da Probleme gab und dann... war ich endlich schwanger, und dann gab's in der Schwangerschaft... die war immer zu klein und ich lag wochenlang in der [Klinik], weil sie zu früh kommen sollte und... irgendwie... und dann war sie endlich da, und dann war die so süß und gesund und wir waren alle glücklich. Es war ganz anders. Irgendwie... na ja, ich weiß auch nicht, ob das jetzt schon daran lag, daß man (-) vielleicht... damals gab's ja auch nichts anderes, das war also ganz normal, daß man geheiratet hat, Kinder gekriegt hat und dann auch irgendwie arbeiten gegangen ist. Und dann sind die Kinder in den Kindergarten gegangen. (-) Weiß ich auch nicht. (4/8)

Aus den Schilderungen wird deutlich, wie stark sich Frau Kochs Umgang mit ihrer Mutterschaft verändert hat. Zum Teil sind es die neuen sozialen Verhältnisse, die zu dieser Veränderung geführt haben. Ganz wesentlich hat jedoch auch die fehlende Anteilnahme ihres Mannes dazu beigetragen. Bei der Tochter hatte er noch Zeit und teilte das Glück über die Elternschaft mit seiner Frau. Beim Sohn jedoch war er kaum anwesend. Das führte dazu, daß Frau Koch nicht wie bei der Tochter die Zeit zu Hause genießen konnte, sondern sich - gerade angesichts der sozialen Veränderungen - isoliert,

marginalisiert, abgeschoben fühlte. Ihre Befürchtungen und das Gefühl, nichts Entscheidendes erlebt zu haben, wurden durch das Desinteresse und den Rückzug ihres Mannes bestärkt. Gegenüber den wichtigen Umwälzungen, die damals draußen vor sich gingen, erschien das, was sie zu Hause mit dem Kind erlebte, banal und unwichtig. Es gab nichts zu erzählen, "außer dreimal in die Windeln gekackt und vom Kind jetzt". Bei der Tochter hingegen war es offensichtlich kein Problem, "nur" von ihr zu erzählen. Ihr Mann kam frühzeitig nach Hause und freute sich auf das Kind. Frau Koch fühlt sich also auch an dieser Stelle von ihrem Mann verlassen und im Stich gelassen. Die Elternschaft ist nicht mehr Quelle von Glück und etwas, was beide verbindet, sondern zu einer Last geworden.

Ihr Wunsch, sich zu trennen, verschärft die Konfliktsituation Frau Kochs erst recht. Denn die Trennungsabsicht führt ihr besonders deutlich vor Augen, wie abhängig sie als Mutter ist. Als alleinstehende Mutter von zwei Kindern wäre ihre Situation aus ihrer Sicht sehr prekär, sowohl in beruflicher als auch in privater Hinsicht. Die alte soziale Sicherheit, wo

...man auch sechs Kinder haben [konnte], da braucht' man sich keine Gedanken zu machen da drum, daß man das nicht schafft oder... da haben die schon aufgepaßt, daß da keiner untergeht (1/23),

gibt es in ihren Augen nicht mehr. Zu der sozialen Unsicherheit als Mutter käme noch, daß sie als Alleinerziehende die neu entdeckten Möglichkeiten, ihr Leben außerhalb von Beruf und Familie zu genießen, wahrscheinlich nur noch sehr beschränkt wahrnehmen könnte:

Man ist schon sehr gebunden mit zwei kleinen Kindern, also, weiß ich nicht, wenn ich die Helen alleine hätte, könnt' ich mir auch vorstellen, daß ich nochmal neu anfangen mit meinem Leben. Aber mit zwei Kindern, trau' ich mir einfach nicht zu, mit zwei Kindern alleine zu sein und... (-) weiß ich nicht. Schaff' ich bestimmt nicht. Also, es würde irgendwie gehen, aber dann würd' ich mich ja selber total aufgeben müssen und nur noch für die Kinder da sein, ne, und... weiß ich nicht.(18/44)

Frau Koch hatte sich unter ganz anderen sozialen und persönlichen Voraussetzungen für ein Leben mit Kindern entschieden. Damals hatte ihr Mann noch Zeit für Familie. Seinerzeit stand Mutterschaft nicht in einem so krassen Gegensatz zur Berufsarbeit, zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit wie jetzt. Heute fühlt sich Frau Koch genau darin bedroht. Und die Erfahrungen, die sie in den letzten Jahren außerhalb der Familie in der kulturellen Szene gesammelt hat, lassen neue Lebenswelten jenseits von Familie und Beruf vorstellbar werden. An einer Stelle sagt Frau Koch über ihren alten Lebensentwurf mit Kindern, "damals gab's ja auch nichts anderes" (S. 4).

Wenn Sie Ihren Alltag mal vor der Wende und jetzt vergleichen, können Sie sagen, was sich da verändert hat?

Mhm. (-) Na ja, es ist auf alle Fälle na ja viel aufregender geworden. Weil ich einfach mal viel mehr unternehme als früher. Ja. Na ja... das ist eigentlich... ja. Aber es ist eben... na ja, vieles auch komplizierter geworden. Familienleben, vor allen Dingen. Das war damals alles so einfach und toll, und jetzt ist es eben schwierig geworden. (-) Aber ob das alles mit der Wende zu tun hat, na ja, aber sicher schon... (-) bißchen.

Viele Dinge gab es ja einfach damals gar nicht. Ne... wird jetzt... ist dann eben so aufregend... weiß ich auch nicht. (--) Wenn wir diese stinknormale Familie geworden wären, die ich mir mal erträumt hätte (lachen)... weiß ich gar nicht. Das kann ich mir jetzt nicht mehr vorstellen, aber... Na ja, sind wir ja nun mal nicht geworden. (53/41)

Letztlich bringt die Ehekrise Frau Koch dazu, an ihrem alten Lebensentwurf, insbesondere aber an ihrer Entscheidung für Mutterschaft zu zweifeln. Ohne Kinder könnte sie sich ganz einfach von ihrem Mann trennen und einen völlig neuen Weg einschlagen. Frau Koch sagt, sie würde sich, wenn sie heute noch einmal vor der Entscheidung stünde, erst später und dann auch nur für ein Kind entscheiden. Und daß sie ein zweites Kind – auch noch nach der Wende – bekommen hat, bereut Frau Koch heute zutiefst.

Aber das ist nur die eine Seite des Konflikts bei Frau Koch. Wenn die einfachste Lösung auch wäre, sich zu trennen und nochmal von vorne anzufangen und dabei möglichst die Kinder loszuwerden, so wird Frau Koch angesichts der Krise ebenso bewußt, wie wichtig ihr die Familie ist. Sie bedauert ja zugleich ausdrücklich, daß es heute so schwer mit der Familie ist. Deshalb sagt sie, daß sie früher viel glücklicher gewesen sei. Im Grunde genommen will Frau Koch ihre glückliche Beziehung wiederhaben, obwohl sie andererseits ihr Leben jetzt als viel aufregender beschreibt und glaubt, sich selbst wiedergefunden zu haben. Der Zwiespalt, der hier deutlich wird, kehrt auch in bezug auf den Beruf wieder.

Der Beruf: Selbstbestätigung und Anerkennung

In beruflicher Hinsicht haben sich die neuen Verhältnisse für Frau Koch eher positiv ausgewirkt. Sie ist viel zufriedener mit ihrer beruflichen Arbeit als vor der Wende. Endlich ist es ihr gelungen, in einen Bereich zu kommen, wo sie ihre fachlichen Interessen und ihr Können voll entfalten kann. Erst auf den zweiten Blick wird deutlich, daß Frau Koch auch hier in einem Dilemma steckt, der zum einen mit der Polarität zwischen Beruf und Familie zu tun hat, die nach der Wende zugenommen hat, zum anderen aber einen inneren Zwiespalt spiegelt, der für sie kennzeichnend ist.

Der Beruf hat im Leben von Frau Koch einen sehr hohen Stellenwert. *"Also, ich brauche meine Arbeit, sonst wär' ich bestimmt unglücklich."* (22/14) Wenn man ihren Berufsweg anschaut, so wird deutlich, daß sie beruflich sehr ambitioniert ist und auch fachlich-inhaltlich ein großes Interesse an ihrem Beruf hat. Sie ist in beruflicher Hinsicht also das genaue Gegenteil von Frau Ebert. Dennoch haben kommunikative Bezüge im Arbeitsumfeld offenbar auch für Frau Koch eine hohe Bedeutung.

Frau Kochs berufliche Entwicklung weist mehrere Brüche und Umwege auf. Darin läßt sich ihr unbedingter Wille erkennen, eine ihren Vorstellungen und Ambitionen entsprechende Berufsarbeit zu finden. Frau Koch hat das Abitur abgebrochen, um einen technischen Beruf zu erlernen. Nach der Ausbildung war in dem technischen Bereich, wo Frau Koch am liebsten gearbeitet hätte, nichts frei. In den typischen Bereich, wo Frauen mit ihrem Abschluß üblicherweise arbeiteten, wollte Frau Koch auf keinen Fall. Sie wählte stattdessen den Außendienst, in dem nur Männer arbeiteten, mußte dort aber

bald wieder aufhören, weil die Arbeit - von vornherein nur für Männer konzipiert - körperlich zu schwer war. Dann ging sie ins Büro, aber nur, weil sie damit die Hoffnung verknüpfen konnte, zum Studium delegiert zu werden, um anschließend im Rechenzentrum arbeiten zu können. Es klappte auch tatsächlich und Frau Koch brach, um diese Chance nutzen zu können, das Babyjahr mit der Tochter vorzeitig nach sieben Monaten ab. Im September 1989 begann sie mit dem Studium, welches sie aber wegen der Wende im Frühjahr 1990 wieder aufgab. Frau Koch kehrte in ihren alten Betrieb zurück. Weil sie froh sein mußte, überhaupt wieder eine Arbeit zu bekommen, gab sie sich schließlich mit einem Bürojob zufrieden, den sie aber *"total beknackt"* (13) fand, unter anderem auch, weil sie nur mit Frauen zusammenarbeitete. *"Und dann auch diese Frauen da um einen rum... nee."* (13/22)

Aber Frau Kochs Bemühungen führten irgendwann doch zum Erfolg, und während sie mit ihrem Sohn noch im anderthalbjährigen Erziehungsurlaub war, wurde ihr endlich eine Stelle angeboten, die ihren Vorstellungen entsprach. Wieder brach sie den Erziehungsurlaub vorzeitig ab, diesmal nach einem Jahr, und arbeitete fortan in der technischen Kundenbetreuung. Mit der neuen Arbeitsstelle sind nicht nur die fachlichen und inhaltlichen Vorstellungen Frau Kochs erfüllt, sondern darüber hinaus sind mit der Wende technische und organisatorische Veränderungen möglich geworden, die ihre Arbeit, wie sie findet, erst richtig interessant machen (22). Frau Koch ist *"das erste Mal zufrieden"* (33) mit ihrer Arbeit. Sie begreift die technischen Neuerungen auch als Herausforderung und eignet sich das notwendige Wissen weitgehend selbständig an.

...dann kamen ja auch die Computer, die ersten, so die Meßmöglichkeiten mit Computer, die ganzen neuen Systeme von Siemens und so. Na ja, und das hat mich dann doch geärgert, wie manche dann sich: 'Nee, weiß ich nicht, hab' ich kein Lehrgang, mach' ich nicht.' Also, das kann ich nicht. Wenn da so'n Rechner neben mir steht, und wenn mich einer anruft und ich sagen muß, nee, kann ich nicht... dann hab' ich so lange dann gefragt und mal geguckt, was die anderen, wie die das machen, die das konnten. Da waren ja welche ein Vierteljahr zur Ausbildung, ne, und so. Na ja, aber mich hat nie einer ausgebildet. Ich hab' das immer...(...) ...so alleine. (...) Ja, das war echt... teilweise hab' ich mich dann auch unheimlich geärgert, warum mich keiner zur Ausbildung schickt, weil ich wollt' immer, und man hat mich nicht gelassen. Wonach es da ging, das war auch unklar, weiß ich nicht. (...) Ja, na ja, wenn man sich dafür interessiert und so, dann kann man echt 'ne Menge machen, aber... das ist eben ärgerlich bei uns, es... weiß ich, die die am ältesten sind, kriegen auch am meisten Geld, obwohl sie gar nichts können vielleicht, ja... Da ärger' ich mich immer ein bißchen. (15/3)

Als der Bereich organisatorisch in Privat- und Geschäftskunden geteilt wird, beharrt sie darauf, bei den technisch anspruchsvolleren Geschäftskunden zu bleiben und nicht, wie die meisten ihrer Kolleginnen, in den weniger anspruchsvollen Privatkundenbereich zu wechseln. Dort arbeitet sie hauptsächlich mit männlichen Kollegen zusammen, denen sie als Frau erst einmal beweisen muß, daß sie etwas kann.

Na ja, nun hab' ich jetzt das andre alles mir noch irgendwie angeeignet... kommt ja jeden Tag was Neues, also, ich find' es schon aufregender, als wenn ich jeden Tag immer das gleiche mache und... ja, das ist schon nicht schlecht. Na ja, da mußte man wieder eben sich da neu einen Namen machen, sag' ich mal, vor den Männern da, im Außendienst, die sind da doch immer 'n bißchen überheblich so. Na ja, die Frau...

weiß man ja auch nicht, mit was für Frauen sie vorher so zusammengearbeitet haben oder so, also... (8/32)

Frau Koch ist fachlich erfolgreich und anerkannt. Für ihre Leistungen bekommt sie Bestätigung. Es macht ihr auch wegen dieser Erfolgserlebnisse nichts aus, daß sie jetzt viel mehr arbeitet als früher. Den neuen Anforderungen im Beruf steht sie positiv gegenüber und sagt, "*...also richtig arbeiten tu' ich eigentlich erst jetzt*" (17/2).

Wenn Frau Koch in beruflicher Hinsicht auch viel zufriedener ist, so zeigen andere Äußerungen, daß sie die höheren beruflichen Anforderungen - mehr Leistung, Streß, Konkurrenz - andererseits als Beschränkung empfindet, und zwar für sich selbst als Mutter und hinsichtlich des Familienlebens. Sie weiß, daß sie beruflich nur bestehen kann, wenn sie den geltenden Leistungsanforderungen gerecht wird, die keine Rücksicht auf ihre Verantwortung als Mutter nehmen. Da die nächste Rationalisierungswelle in ihrer Firma ansteht, ist die Konkurrenz groß und damit auch der Druck, uneingeschränkt leistungsfähig zu sein. Alternativen sieht sie für sich als Frau und Mutter mit zwei Kindern auf dem Arbeitsmarkt kaum. Sie glaubt, bei einem Betriebswechsel kaum Chancen zu haben, als voll leistungsfähige Arbeitskraft angesehen zu werden (16). Mit einer möglichen Scheidung vor Augen und der fehlenden sozialen Absicherung als Mutter fühlt sich Frau Koch stark unter Druck gesetzt. In diesem Zusammenhang erst spricht Frau Koch eine ungleich verteilte Verantwortung für die Kinder in ihrer Partnerschaft an. Aber zugleich geht sie davon aus, daß ihr Mann in seiner Firma nicht mehr Rücksicht auf seine Vaterschaft erwarten kann und daß er den gegebenen Rahmen als Vater bereits ausnutzt.

Um nicht benachteiligt zu werden oder als nicht vollwertige und leistungsfähige Kollegin angesehen zu werden, versucht sie, ihre Beanspruchung als Mutter möglichst wenig sichtbar werden zu lassen. Sie bleibt beispielsweise, wenn es irgendwie geht, nicht länger als zwei Tage zu Hause, wenn ein Kind krank ist, sondern bringt die Kinder stattdessen zur Schwiegermutter.

Warum bleiben Sie nicht zu Hause, wenn die Kinder krank sind?

Weil ich das nicht möchte, daß mir irgend jemand was nachsagen kann.

Und wie wär's früher gewesen?

Da wär' ich zu Hause geblieben (lacht), denk' ich mal, ja. Also... na ja, aber das ist eben auch... also richtig arbeiten tu' ich eigentlich erst jetzt, weil früher das, weiß ich nicht, teilweise wo ich da in der Buchhaltung war oder in der Materialwirtschaft, das war... ja, weiß ich nicht, ich hab' da auch irgendwas gemacht, aber das hätt' man auch weglassen können. Also das war irgendwie so an den Haaren herbeigezogen, haben zwar alle Arbeit gehabt, aber... Also ich fand das alles irgendwie albern, was... weiß ich nicht. Und wenn ich heute darüber nachdenke, noch mehr als damals, also... weiß nicht. Da gab's so viele Arbeitsplätze, die nur einfach da waren, damit alle Arbeit haben oder damit alle irgendwas machen oder so. So was, na ja, gibt's heute vielleicht auch noch, aber nicht mehr so, also kann sich kaum noch jemand leisten so, ne... (16/44)

Und wird im Betrieb irgendwie Rücksicht genommen, daß Sie Kinder haben?

Na ja, ich weiß nicht... (...) Ich kann's nicht beurteilen, weil ich versuch' das immer zu umgehen, daß einer Rücksicht nehmen muß. Es hat sich auch noch nie jemand beschwert, also, wenn ich jetzt gesagt hab', ich muß heut' mal 'ne halbe Stunde eher gehen, das geht dann schon. Aber ich sehe wenn... ich hab' dann selber so ein schlechtes Gewissen und arbeite das dann doch irgendwann wieder nach oder so, also ich nehm' das nicht irgendwie... ich will keine Rücksicht, ja... Weil, ich bin auch die einzige, die Kinder hat da bei uns. (23/23)

Könnte man da raushören, daß Sie sich da auch Gedanken machen, weil Sie eben Angst haben auch oder Befürchtungen haben, daß Sie aus diesem Grund dann entlassen werden können?

Könnte ja irgendwann mal 'ne Rolle spielen, ja.

Ja, und das ist also auch ein Motiv, weshalb Sie da keine Rücksicht wollen?

Ja, auch. Na ja, und außerdem möcht' ich behandelt werden wie alle anderen auch, und nicht, daß einer auf mich Rücksicht nimmt. Also ich bin genausoviel wert wie jemand anders, der keine Kinder hat. Also, da soll mir erst mal einer nachweisen, daß ich nicht so gut arbeiten kann oder nicht so gut einsetzbar bin. Das ist nicht so. (24/43)

Die Standards, an denen sich Frau Koch ausrichtet, sind die einer (männlichen) Arbeitskraft, die sich nicht um Kinder kümmern will und braucht. Sie möchte als ebenso leistungsfähig und einsetzbar gelten wie jemand, der sich nicht um Kinder kümmern will oder muß. Wenn das auch eine durchaus realistische Strategie ist, um in dem männerdominierten Bereich, in dem Frau Koch arbeitet, überhaupt bestehen zu können, so bedeutet es letztlich, ihre Mutterschaft den beruflichen Anforderungen unterzuordnen und vor allem in der Beziehung zu ihren Kindern Abstriche zu machen. Es ist eine Handlungswahl Frau Kochs, die einerseits die realen Zwänge für sie als berufstätige Mutter zeigt, andererseits jedoch deutlich macht, daß Frau Kochs Präferenz in diesem Zwiespalt letztlich immer stärker zugunsten des Berufs ausfällt.⁵ Zugleich wird deutlich, daß Frau Koch sich den geltenden Maßstäben anpaßt und ihren Ehrgeiz daran ausrichtet. Sie möchte sich nicht nur vor beruflichen Nachteilen schützen, sondern es geht ihr auch darum, genausoviel *wert* zu sein wie ein Kollege oder eine Kollegin ohne Kinder.

Andererseits jedoch bedauert Frau Koch wieder, daß die Bedingungen sich so verändert haben, daß kaum Zeit und Raum bleiben für ein Familienleben.

Ähm, wiederum wenn man rumhört so, was andere machen, ich mein', Streß haben heute alle, wer hat denn schon noch Zeit? Wer kann noch in Ruhe sein Familienleben genießen? Ist ja auch das andere Problem, ne. Wir können ja froh sein, daß wir noch das Wochenende haben, so ungefähr. (27/38)

In der DDR dagegen wäre es mit der Familie ganz anders gelaufen:

Aber das wäre im Prinzip... (-) na ja, das wäre ganz normal gelaufen, also... weiß ich nicht. Ganz in Ruhe hätten wir dann unsere Familie dann gehabt, dann, weiß ich nicht. Dann hätten wir beide zusammen Feierabend gehabt, hätten wir sie abgeholt... (24/16)

⁵ Insbesondere die Fallkontrastierung mit Frau Ebert und Frau Oswald legt diese Interpretation nahe.

In der DDR wäre sie auch zu Hause geblieben, wenn die Kinder krank gewesen wären, da hätte sie sich nicht solche Gedanken gemacht. Aber da war es auch selbstverständlich, schon allein, weil fast alle Frauen Kinder hatten (24).

So wird deutlich, daß auch die beruflichen Veränderungen zu dem Konflikt, in dem Frau Koch sich befindet, beitragen. Erst jetzt, seit der Wende, existieren die beruflichen und technischen Möglichkeiten, die ihren beruflichen Ambitionen gerecht werden. Obwohl sie die beruflichen Veränderungen als positiv empfindet, weiß sie gleichzeitig auch - nicht zuletzt durch das Beispiel ihres Mannes -, daß diese der Familie und ihren damit verknüpften Wünschen widersprechen. Die neuen Arbeitsbedingungen schränken ihren Handlungsrahmen als Mutter ein und machen ihre Position viel unsicherer als zuvor. Gleichzeitig ist ihre Mutterschaft zu einem Hindernis geworden, die neuen beruflichen Möglichkeiten voll nutzen zu können. Aber nicht nur die realen Bedingungen stehen im Gegensatz zu ihrer Mutterschaft. Ebenso ist ihre eigene starke Identifikation mit dem Beruf in einen schwer überbrückbaren Gegensatz zu ihren Wünschen gegenüber der Familie geraten.

In diesem Konflikt kehrt der Zwiespalt wieder, der bereits im Zusammenhang mit ihren Eheproblemen deutlich wurde: Einerseits begrüßt Frau Koch die Veränderungen, andererseits gerät sie dadurch in eine Lebenskrise und ist unglücklicher als früher.

Frau Kochs prekärer Bezug zu Bindungen

Letztlich führen all die Veränderungen in Frau Kochs Leben dazu, daß sie ihren bisherigen Lebensentwurf in Frage stellt. Ihre Äußerung, daß sie jetzt erst nach der Wende all die Dinge und Möglichkeiten kennengelernt habe, die "*aber überhaupt nicht zu dem passen, was ich habe, nämlich zu 'ner Familie*"(62), bringt diese Zweifel auf den Punkt.

Der Zwiespalt, der bei Frau Koch erkennbar wird, ist der zwischen den größeren Freiheiten und neuen Möglichkeiten auf der einen und der Abhängigkeit als Mutter auf der anderen Seite. Zwar ist ihr Mann, der sich aus der Beziehung zurückgezogen hat, letztlich der Ausgangspunkt, weshalb sie ihr bisheriges Leben in Frage stellt. Aber die Option, ihn mit ihren Kindern zu verlassen, wählt sie nicht, jedenfalls nicht mit beiden Kindern. Sie hat das Gefühl, die Mutterschaft nicht alleine bewältigen zu können und fürchtet, sich selbst in der Verantwortung für die Kinder dann völlig aufgeben zu müssen.

Frau Koch ist in vielen Hinsichten das genaue Gegenteil von Frau Ebert. Sie ist stärker auf Unabhängigkeit und Leistung orientiert. Bindungen erlebt sie eher als problematisch, da sie ihre Vorstellung von Autonomie beschränken. Daß sie sich dennoch für Familie und Kinder entschieden hat, liegt zum einen an der normativen Bedeutung dieses Lebensmusters für die DDR-Gesellschaft⁶, zum anderen an den damaligen Sozialleistungen, die ihr die Verantwortung für ein Kind erleichterten. Sehr schematisch gesehen läßt sich sagen, daß Frau Koch sich unter westdeutschen Bedingungen vielleicht gar

⁶ Sie erzählt an einer Stelle beispielsweise, daß sie auch deswegen geheiratet hat, weil alle in ihrem Umfeld bereits verheiratet waren und sie die letzte Unverheiratete war.

nicht oder erst später für Kinder entschieden hätte. Vor allem aber war ihr Ehepartner vor der Wende, als er weit weniger Möglichkeiten für seine berufliche Entfaltung fand, bereit zur fürsorgenden Zuwendung und zum aktiven emotionalen Engagement als Vater und Partner.

So hat sich Frau Kochs Lage seit der Wende grundlegend verändert. Weder kann sie auf den Staat vertrauen, der früher aufpaßte, daß ihr als Mutter nichts passierte, noch kann sie sich länger auf die emotionale Unterstützung ihres Mannes beziehen, der ihre Schwierigkeiten gegenüber einer Mutterschaft auszugleichen half. Zudem haben sich unter den neuen Verhältnissen neue und andere Möglichkeiten zu leben eröffnet, Perspektiven jenseits von Familie und Beruf.

Frau Koch hat zwar, wie jeder Mensch, das Bedürfnis nach befriedigenden emotionalen Bindungen und Beziehungen. Zugleich aber sind ihre Autonomiebestrebungen sehr stark und so definiert, daß ihre Bindungswünsche gegenüber ihrem Wunsch nach Eigenständigkeit prekär bleiben. So ganz kann Frau Koch diese beiden Wünsche nicht zusammenbringen, und unter den neuen Verhältnissen erst recht nicht.

Geht man von der Sozialisationstheorie Jessica Benjamins aus und den darauf aufbauenden Thesen von Christel Eckart (1990), so läßt sich der innere Zwiespalt zwischen Autonomie und Bindung, der bei Frau Koch deutlich wird, theoretisch sehr gut nachvollziehen. Angesichts der polarisierten Struktur der Geschlechterbeziehungen, die auch in der DDR existierte, in denen mütterliche Fürsorge einseitig mit Abhängigkeit konnotiert und entwertet wird, die väterliche Autonomie jedoch einer Idealisierung unterliegt, kann von Mädchen der Weg der Identifikation mit dem Vater und dem väterlichen Prinzip der Abgrenzung gewählt werden, um ihre Probleme in der Differenzierung zu lösen.⁷ Dabei geht es um die Abgrenzung von der Mutter, deren sozialer Status ein untergeordneter ist und oft noch durch die reale Position in der Familie mit Unterlegenheit verknüpft ist. Es sind *"Strategien kognitiv-intellektueller und instrumenteller Distanzierung von der Mutter und schließlich vom Elternhaus, die in eine Berufsorientierung münden können"* (Eckart 1990, 211). Diese Strategien bleiben aber als Versuche einseitiger und unvollständiger Differenzierung stets problematisch, weil damit *"weder (...) die emotionale Ablösung gelungen [ist], noch können die Bedürfnisse nach Zuwendung, Pflege und Anerkennung ins erwachsene Leben integriert werden"* (ebd.), weil sie mit der mütterlichen Rolle abgespalten und abgelehnt werden. Hier möchte ich ergänzen, daß es nicht allein um die eigenen Bedürfnisse nach Zuwendung geht, sondern auch um die Fähigkeit, diese Bedürfnisse für andere zu erfüllen, also um die Fähigkeit, aktiv emotionale Zuwendung und Fürsorge zu geben und diese nicht nur passiv in Anspruch zu nehmen.

Tatsächlich findet man bei Frau Koch eine starke Identifikation mit dem Vater und eine problematische Beziehung zur Mutter, verknüpft mit einer starken Ablehnung weiblicher Lebensmuster. Frau Koch orientiert sich, wie an ihren Schilderungen deutlich wurde, am männlichen Lebensmodell. Der Beruf hat für sie zentralen Stellenwert, im Beruf selbst orientiert sie sich an männlichen Leistungskriterien, mißt sich aus-

⁷ Vgl. dazu die Ausführungen im Kapitel 3.

schließlich mit Männern, fühlt sich in männerdominierten Bereichen am wohlsten, in Bereichen, in denen hauptsächlich Frauen arbeiten, jedoch unwohl. Bei Frau Kochs Identifikation mit dem Vater bleibt die Akzeptanz der mütterlichen Anteile, also Emotionalität, Fürsorge, Verbundenheit, sowie deren Integration ins Selbstbild prekär.

Solange die mütterlich-weiblichen Anteile der Sozialisation weiter abgelehnt und mit zunehmendem Alter die entsprechenden Verhaltensweisen auch nicht eingeübt und als persönlich befriedigend erfahren werden konnten, lag es nahe, die Lösung emotionaler Konflikte beziehungsweise deren Vermeidung weiterhin auch dem 'männlichen' Muster durch intellektuelle Distanzierung, Trennung, Abwertung und Steigerung der Anforderungen an sich selbst zu suchen. (Eckart 1990, 215)

In den Problemen und Konflikten Frau Kochs läßt sich eine Abwandlung dieser Strategie der kognitiv-intellektuellen Distanzierung und Trennung wiedererkennen. In dem Moment, wo ihre Selbständigkeit gefährdet ist, wendet sie sich gegen ihre Rolle als Mutter, die ihr dann vor allem mit Abhängigkeit verknüpft erscheint. Zugleich wird die Unmöglichkeit deutlich, mit Hilfe dieser Strategie zu einer wirklichen Lösung der Probleme zu kommen. Denn ihre Mutterschaft kann sie nicht ungeschehen machen. Und obwohl sie darüber nachdenkt, alles hinter sich zu lassen und ohne Kinder ein neues Leben anzufangen, hält etwas sie zurück, diese radikale Lösung zu wählen. Offenbar sind ihr ihre Kinder doch zu wichtig. Zugleich leben auch ihre Konflikte mit unvollständiger Differenzierung und damit fehlender Selbständigkeit im Hinblick auf ihre Partnerschaft wieder auf. Da ihr Partner nicht mehr bereit und in der Lage ist, ihr die beinahe väterliche Zuwendung und Geborgenheit zu geben, die sie braucht, fühlt sie sich doppelt verlassen. Dabei ist ihre eigene Bereitschaft, aktive emotionale Sorge ihrem Mann gegenüber zu tragen, nicht zu erkennen. Statt dessen flieht Frau Koch mit ihrem exzessiven Ausgehen in die Adoleszenzphase zurück, in der sie von jeglicher Verantwortung für andere frei zu sein schien.

Während also für Frau Ebert nach der Wende der Beruf zum Problem wird, ist es bei Frau Koch die Familie. Sie hat sich in der DDR für Mutterschaft und Ehe entschieden, aber nur mit einer begrenzten inneren Fähigkeit und Bereitschaft, dafür wirklich aktiv Sorge zu tragen. So sind ihre Kinder jetzt zu einem Problem und Hindernis für sie geworden, obwohl sie andererseits ein glückliches Familienleben zurücksehnt und obwohl sie sich selbst Kinder gewünscht hat. Und sie ist ebenso nicht in der Lage zu erkennen, daß ihr Mann sich auch deshalb von ihr abwendet, weil er sich mehr aktive Zuwendung von seiner Partnerin wünscht, angesichts seiner beruflichen Belastung in dieser Hinsicht auf einen Ausgleich angewiesen ist.⁸

Damit soll allerdings *auf keinen Fall* unterstellt werden, daß Frau Koch die Pflicht zur Sorge für die Kinder, Familie und Partnerschaft allein zu tragen hat. Vielmehr geht es darum, daß weder sie noch ihr Mann unter den neuen Verhältnissen dazu weiterhin in gleich aktiver Weise bereit sind.

So münden die Veränderungen in Frau Kochs Leben seit der Wende in eine schwere innere Krise, die sie zwingt, sich über die Bedeutung von Kindern und Bindungen in

⁸ Dieser Aspekt wird in der Interpretation des Interviews mit Herrn Koch noch deutlicher werden.

ihrem Leben wirklich klarzuwerden. Frau Koch ist zwar im herkömmlichen Sinne emanzipiert, weil sie berufs- und leistungsorientiert ist und auch beruflich Erfolg hat. Dennoch ist sie tief unglücklich, weil sie sehr wohl andererseits Bindungswünsche hat, die sich jedoch nicht mehr wie früher ohne Gefährdung ihrer Autonomiewünsche realisieren lassen.

Nun ließe sich zunächst als positiv bewerten, daß Frau Koch sich in der DDR für Mutterschaft entscheiden konnte, indem "Vater Staat" ihr die Verantwortung für Kinder zum Teil abnahm und damit ihren inneren Zwiespalt überbrücken half. Ebenso ließe sich ihre Krise ausschließlich vor einem individuellen Hintergrund deuten. Ich denke jedoch, daß ihr Problem auf eine Leerstelle im sozialen Umgang mit Bindungen verweist, und auf die sozialen Verhältnisse, die Autonomie und Bindung in einen polaren Gegensatz bringen. Es sind die soziale Zweitrangigkeit von Bindungen und emotionalen Bezügen sowie die Idealisierung eines männlichen Lebensmodells, das sich um Beziehung nicht zu kümmern braucht, aber dennoch darauf auf eine passive Weise angewiesen bleibt, die im Leben von Frau Koch aufscheinen.

Wichtig ist aber andererseits, daß gerade das Beharren von Frau Koch auf ihre Autonomiebedürfnisse sie davor bewahrt, sich anzupassen und bruchlos von einer patriarchalen Kultur in die andere zu wechseln. Indem sie die traditionelle Frauenrolle ablehnt, ist sie auch in der Lage, sich gegen eine Ehe zu wehren, in der die Beziehungen nur noch instrumentell abgehakt werden und in der sich unter dem Druck der Verhältnisse wie von selbst traditionelle Muster der Rollenteilung etablieren oder vielmehr vertiefen. Hier erinnere ich an das Beispiel von Frau Ebert. Schließlich bringt ihr eigensinniges Beharren auf ihre eigenen Wünsche sie ebenso dazu, das enge, lediglich auf Familie und/oder Beruf bezogene Lebensmuster in Frage zu stellen. Zugleich spürt sie deutlich, daß ihr das neue Leben auch etwas wegzunehmen droht, nämlich die Zeit, ihre Familie zu genießen. Beides gewährt ihr einen Abstand zum Beruf. Zu einer so vollständigen Identifikation mit dem Beruf, wie es ihr Mann vollzieht, kann Frau Koch trotz ihrer starken beruflichen Orientierung auf diese Weise nicht gelangen. Das wurde durch die kritischen Äußerungen Frau Kochs gegenüber ihrem Beruf deutlich. Vielleicht kann Frau Koch durch ihre Lebenskrise dahin gelangen, ihren inneren Zwiespalt zwischen Autonomiebedürfnissen und Wünschen nach Bindungen aufzulösen. Denn die Flucht, die Frau Koch zunächst als Lösung vorschwebt, kann ihr nur gelingen, wenn sie ihre Kinder zurückläßt. Das aber scheint wiederum auch nicht das zu sein, was Frau Koch möchte. Sie ist gezwungen, sich zwischen ihren widerstrebenden Bedürfnissen zu entscheiden oder zu vermitteln. Das kann aber nur heißen, daß sie ihre Wünsche nach Be-zogenheit neu bearbeiten muß, um sie vielleicht in Zukunft viel bewußter in ihr Leben integrieren zu können.

Herr Koch: "...ich fühlte mich vorher eigentlich schon, vor allem arbeitsseitig, sehr eingezwängt, deshalb habe ich mir auch schnell einen neuen Job gesucht..."

Kurzbiographie

Herr Koch ist 37 Jahre⁹ alt und von Beruf Ingenieur für Nachrichtentechnik. Seine Eltern sind beide Lehrer. Sie gehörten zu dem Teil der Aufbaugeneration, der eine sehr positive Einstellung zur DDR hatte und sich aktiv am Aufbau der Gesellschaft beteiligten. Beide Eltern waren trotz der Kinder immer berufstätig. Sie waren längere Zeit als Lehrer in Botschaften bzw. deutschen Schulen im Ausland tätig, so daß Herr Koch seine Kindheit nicht nur in der DDR verbracht hat. Durch sein Elternhaus wurde Herrn Koch eine positive Einstellung zur DDR vermittelt. Aus Überzeugung leistete er drei, statt der üblichen anderthalb Jahre Wehrdienst und wurde Mitglied der SED. Heute hat er eine kritische Einstellung zur DDR und ist nach der Wende aus der Partei ausgetreten. Nach der Schule erlernte Herr Koch zunächst den Beruf des Nachrichtentechnikers. Nach der Armeezeit wechselte er in einen anderen Betrieb, in dem er neben seiner Berufsarbeit ein Fernstudium mit Abschluß als Ingenieur absolvierte. Frau Koch, seine Ehefrau, lernte er im selben Betrieb kennen. Davor hat er in mehreren festen Beziehungen gelebt, war jedoch nicht verheiratet. Nach der Wende wechselte Herr Koch Anfang 1991 in einen westdeutschen Betrieb, in dem er als Montageleiter beschäftigt ist.

Herrn Kochs Suche nach Anerkennung und Selbstbestätigung durch Leistung

Das Interview mit Herrn Koch findet ein dreiviertel Jahr später als das mit seiner Frau statt. In der Zwischenzeit hat es Auseinandersetzungen zwischen beiden gegeben und Frau Koch hat sich für die Trennung von ihrem Mann entschieden. Herr Koch ist durch die Ehekrise und die Absicht seiner Frau, sich von ihm zu trennen, jetzt erst in eine Lebenskrise geraten, nachdem er, wie er selbst sagt, zuvor alle Probleme verdrängt hat.

Die Interviewinteraktion ist von dieser Krisensituation Herrn Kochs bestimmt, wenn auch nicht so stark wie bei seiner Frau. Er benutzt das Interview auch zur Reflexion seiner Probleme. Es treten viele Widersprüche und Brüche zu Tage, die deutlich machen, daß Herr Koch zwar Probleme für sich erkennt, aber auf große innere Widersprüche im Umgang mit diesen Problemen stößt. Geprägt ist die Interaktion ebenfalls von dem argumentativen Standpunkt Herrn Kochs, bei dem er versucht, sich im Konflikt seiner Frau gegenüber zu rechtfertigen bzw. seine Position zu verteidigen.¹⁰ Dabei spielt vermutlich eine Rolle, daß seine Frau ihm einiges über ihr Interview berichtet hat. Darüber hinaus jedoch versucht er seine Aussagen durch einen kognitiv-reflexiven Abstand zu verallgemeinern, um damit das Persönliche, über das er berichtet, wieder relativieren zu können.

⁹ Das Interview fand Anfang 1996 statt.

¹⁰ Auch eine Bemerkung Herrn Kochs nach Abschluß des Interviews legt diese Interpretation nahe. Er erzählt nämlich, daß er sich beim Interview mit seiner Frau gefragt habe, ob es nicht auch auf seine Position und Sicht der Dinge ankomme.

Herr Koch steht der Wende insgesamt positiv gegenüber. Dennoch beurteilt er die Veränderungen als zwiespältig und ambivalent. Mehr Lebensmöglichkeiten auf der einen, neue Begrenzungen auf der anderen Seite, so ließe sich diese Ambivalenz kurz beschreiben. Die Freiheit, die jetzt gegeben sei, habe ihren Preis in der sozialen Unsicherheit. Er möchte die Veränderungen *"nicht missen"* (2/14), *"trotz (...) der Probleme, die man damit hat."* (3/1)

Besondere Bedeutung haben für Herrn Koch die beruflichen Veränderungen. Denn in der DDR war er mit seiner Arbeit unzufrieden, fühlte sich unterfordert und eingezwängt. Auf die Frage zu Beginn des Interviews, wo sich für ihn selbst neue und andere Möglichkeiten¹¹ ergeben haben, antwortet Herr Koch:

Ja, ich fühlte mich vorher eigentlich schon arbeits... also jetzt mal in zwei Dingen¹², vor allem arbeitsseitig sehr eingezwängt, also die, die... dieses Larifari dahinmachen, sage ich mal, deshalb habe ich mir auch schnell einen neuen Job gesucht... (1/4)

Während er früher seine Arbeit als *"Larifari dahinmachen"* erfuhr, kommt für ihn mit der Wende die Chance der beruflichen Selbstverwirklichung, die er auch sofort ergreift. Es sind weder ökonomische Gründe, noch die soziale Unsicherheit, die Herrn Koch dazu bringen, sich eine neue Arbeit zu suchen. Vielmehr ist es vor allem sein beruflicher Ehrgeiz, der ihn zum Stellenwechsel motiviert. Er hatte *"einen gesicherten Job"* (5/17), es bestand also kein Zwang für ihn, aufzuhören. Aber der Job im alten Betrieb schien perspektivlos und unterforderte ihn.

Und warum haben Sie gewechselt?

Na, eigentlich aus dieser Perspektivlosigkeit heraus. Also ich... mir war nicht mehr klar, wie sich der Job da dann weiterentwickeln sollte. (...) ...und... da mußte man sich auch überlegen, was man tun will. Also so über längere Sicht. Ich wollte einfach auch mehr tun. War mir zu, will nicht sagen zu langweilig, aber ein bißchen schon. Mal einfach Wirtschaft schnuppern. War also... deshalb, also ich hab' eigentlich den Job gekriegt, den ich so ein bißchen auch gesucht hatte. Wo man ein bißchen agieren kann, ein bißchen... (5/13)

Herr Koch glaubt an seine fachlichen Fähigkeiten. Er hat die Möglichkeit gesucht, sich beruflich zu beweisen und seine Fähigkeiten auszuprobieren. Ein weiteres Motiv für den Wechsel ist die Verunsicherung gewesen, aus politischen Gründen¹³ in seinem alten Betrieb in Schwierigkeiten geraten zu können. Eine nur untergeordnete Rolle, so Herr Koch, habe dabei der bessere Verdienst gespielt.

Herr Koch hat bereits vor der Wende überlegt, eine neue Arbeitsstelle zu suchen. Auch damals schon sei es ihm darum gegangen, eine interessantere und anspruchsvolle-

¹¹ Es handelt sich dabei um eine Nachfrage zu der zuvor gemachten Aussage von Herrn Koch, daß die neuen Verhältnisse mehr Möglichkeiten mit sich gebracht haben.

¹² Der zweite Aspekt, den Herr Koch mit Zuwachs an Möglichkeiten meint, ist der *"Freizeitbereich"* (1/27). Dabei spricht er die Möglichkeit zu reisen, die vielfältigeren kulturellen Angebote und die größere Selbstbestimmung in der Lebensführung an.

¹³ Weil diese Gründe ohne Einschränkung der Anonymität schlecht darstellbar und im übrigen wenig relevant für die Auswertung sind, werden sie nicht weiter erläutert.

re Arbeit zu finden. Nur seien damals die Aussichten auf Erfolg nicht so günstig gewesen wie nach der Wende (7/18).

Sein Wechsel in eine neugegründete Ostberliner Niederlassung einer westdeutschen Firma fand Anfang 1991 statt. Herr Koch hat also ein Jahr lang die Veränderungen im alten Betrieb verfolgen können. Während er diese im alten Betrieb als schleppend beschreibt, haben sich im neuen Betrieb "schlagartig" Veränderungen ergeben.

Also für mich erst mal positive Aspekte, eigenverantwortlich, kreativ... Sie konnten agieren... und... das sind eigentlich so die positiven Sachen, ne. Sie konnten also wirklich was bewegen, sage ich mal. Nun ist sicherlich so ein Niederlassungsneuaufbau... ist sowieso, wenn sie da völlig am Anfang oder fast am Anfang mit einsteigen, können sie eine Unmenge machen. Unheimlich positiv, macht Spaß, Sie können... also ein bißchen Selbstverwirklichung. Ähm, negativ wiederum wirkt sich das natürlich auf... also die Anforderungen waren natürlich anders. Da hängt natürlich auch eine Menge dran, wenn sie so was neu machen. Erstens selber lernen, und dann entsprechende Verantwortung übernehmen und damit auch Mehrarbeit haben. Ganz klar. Also... es begann Streß, sage ich mal. (9/38)

Die Arbeit macht Herrn Koch Spaß, weil er endlich die Möglichkeit hat, eigenverantwortlich und kreativ zu handeln und sich dabei selbst zu verwirklichen. Seine Erwartungen an die neue Arbeit haben sich also erfüllt. Erst in der Folge werden die Nachteile sichtbar: mehr Arbeit, Verantwortung, Streß. Die Arbeitszeiten sind länger geworden und "irgendwann sind sie nur noch mit einem schlechten Gewissen nach Hause gegangen. Und dementsprechend... Sie hätten arbeiten können ohne Ende, rein theoretisch." (10/9)

Seine neue Arbeit scheint alle anderen Bedürfnisse verdrängt zu haben. Die Hintergründe und Motive für dieses starke Engagement schildert Herr Koch so:

Und bei [alter Betrieb] war das nicht so?

Ach, überhaupt nicht! Das hat man am Anfang als positiv empfunden. Ich meine, inzwischen sehe ich das alles ein bißchen anders, kommt auch noch dazu, aber... na ja, dieses Grenzziehen. Das ist auch... dieser, dieser Umschwung ist insofern schwergefallen, weil man war darauf auch nicht vorbereitet, ne. Also bei der, sagen wir mal, bei [alter Betrieb] vorher, im Prinzip keine Chance da groß, Arbeit fast selber suchen, so 'n bißchen ne, und mal rasch gucken, ob man nicht da einsteigen kann und ein bißchen mehr machen, und dann dieses schlagartige Überwälzen, wo ja auch die Bereitschaft da war. Von vorher war ja die Bereitschaft da, ruhig mehr zu tun und so weiter, ne.

Also zu DDR-Zeiten noch?

Ja, so die letzten... ja also... wo wo... sagen wir mal so, ich hatte eigentlich immer zu wenig Arbeit, ein bißchen, und hab' mir Arbeit gesucht, interessante Dinge gesucht, die ich einfach zusätzlich gemacht habe. Und mit dieser Einstellung gewechselt in die neue Firma. Und schon ziehen Sie... dieser Effekt bleibt erst mal da, und sie machen und machen und machen, und merken irgendwann, daß sie eigentlich gar nicht fertig werden. (10/13)

Herr Koch bringt die Einstellung, freiwillig mehr zu arbeiten, aus den alten Zusammenhängen mit. In seinem alten Betrieb veränderte sich nach der Wende nicht viel, er fühlte sich dort weiterhin in seinen beruflichen Ambitionen blockiert. Jetzt kann er nachholen,

was im alten Betrieb vor und nach der Wende behindert wurde. Erst im nachhinein ist ihm deutlich geworden, daß er gar keinen Abstand mehr hatte zu seiner Arbeit. Sein Vergleich mit westdeutschen Kollegen soll deutlich machen, daß es sich aus seiner Sicht dabei auch um ein spezifisch ostdeutsches Problem handelt:

Das ist der Druck, arbeitslos zu werden, und dieses Gefühl praktisch erst mal, Sie müssen ja praktisch erst mal ein Level finden. Das heißt, das ging nicht nur mir so, ich hatte, habe inzwischen dann 17 Monteure, zeitweise, und mehr, das hat sich bei denen auch ausgewirkt. Also ich hab's auch bei den anderen gemerkt, daß die mit einem mal... sie fanden die Grenze nicht. Was ist eigentlich noch normal, was muß ich dem Arbeitgeber geben, und was ist eigentlich zuviel? Wo muß ich eigentlich sagen, paß mal auf, hier muß Schluß sein. Diese Grenze, die existierte nicht. Sie fängt heute, also bei meinen Leuten jedenfalls, fängt sie heute an zu wirken. Wo sie sagen: 'Paß mal auf, irgendwo ist Schluß. Ich hab' auch noch ein Privatleben. Und damit laß ich mich nicht mehr unter Druck setzen.' (...) Die haben eigentlich von sich heraus viel mehr gearbeitet. Das ist auch der Unterschied, ich hatte dann... oder hab' auch heute noch, sagen wir mal, auch Westkollegen, auch aus dem Alt-Bundesgebiet, und das ist 'ne völlig andere Arbeitshaltung. (...) Die fordern sowieso immer, aber... das ist meine Arbeitszeit, und das ist meine Privatzeit. (...) Und da kämpfen eben, sage ich mal, die Ossi unheimlich mit... diese Grenze zu finden. Weil sie... die müssen sie ja auch gegen sich selbst vertreten und dann nach außen bringen, souverän, so'n bißchen. Das... also von da... wenn ich, wenn ich die am Anfang verglichen habe, was die Leistungsbereitschaft... die sind umgefallen, als ich rübergezogen bin. Ich bin ja mit 'ner Osttruppe komplett rübergezogen, 'ne Komplettmontage. Die sind umgefallen. (11/12)

Stolz klingt in dieser Beschreibung durch, viel leistungsfähiger zu sein als die Westkollegen, zugleich ein Ressentiment ihnen gegenüber. Das stellt ein weiteres Motiv für seine hohe Leistungsbereitschaft heraus: Nicht nur die Unterforderung in den ehemaligen Arbeitszusammenhängen bewirkt eine "Übererfüllung der Norm", sondern Herrn Kochs Wunsch zu zeigen, daß er als "Ossi" genauso gut oder sogar auch besser und leistungsfähiger ist als die westdeutschen Kollegen.

Zugleich will Herr Koch deutlich machen, daß die westdeutschen Kollegen besser in der Lage sind, Abstand zu den Leistungsanforderungen zu halten und gelassener mit dem Druck der sozialen Unsicherheit umzugehen. Und diese Souveränität möchte er, nachdem sein übergroßes Engagement ihn in Probleme gestürzt hat, auch erlangen.

Alles in allem wird deutlich, wie stark Herr Koch sich mit seinem Beruf identifiziert. Das ist der eigentliche Hintergrund für sein hohes berufliches Engagement. Die Veränderungen seit der Wende begreift er zunächst vor allem als Chance, diese Identifikationspotentiale zu realisieren und endlich über den Beruf Selbstbestätigung und Anerkennung zu erlangen. Die von außen gesetzten Leistungsanforderungen und die soziale Unsicherheit hingegen spielen bei Herrn Kochs überdurchschnittlichem Engagement für den Beruf zunächst eine untergeordnete Rolle. Erst als er beginnt, sein Engagement selbst kritisch zu betrachten, fühlt er sich mit der Gefährdung durch Arbeitslosigkeit und Konkurrenz konfrontiert.

Aber zugleich lassen die Schilderungen von Herrn Koch erkennen, daß er tatsächlich begonnen hat, kritischen Abstand zu seinen beruflichen Ambitionen zu nehmen und sich dabei auch nicht von Konkurrenz und möglicher Arbeitslosigkeit einschränken zu

lassen. Eine Veränderung seines Verhaltens wird jedoch aus seiner Sicht erst mit der Zeit möglich sein.

Also so mal, wenn... nicht so wie ich immer gesagt habe, ich will fun haben am Job, muß ich zuviel investieren eigentlich, und dabei bleiben andere Dinge auf der Strecke. Sie reiben sich eigentlich auf, und da... (-) werden sicherlich auch zukünftig noch Veränderungen passieren, sage ich mal, man muß sich erst mal, man muß auch erst mal ein sehr... ein gesundes Verhältnis dazu bekommen. Also ich bin jetzt über die Zeit endlich hinaus, wo ich Angst habe um meinen Job, sondern wo ich das versuche, wieder freiwillig zu agieren. Aber das ist ein Entwicklungsprozeß, der ziemlich lang ist, offensichtlich. (3/27)

Herr Kochs Abkehr von seiner Familie

Während Herr Koch sich vor der Wende noch viel Zeit für seine Kinder und seine Frau nahm und offenbar ein fürsorglicher und emotional aktiver Vater und Partner war, hat er seit seinem Stellenwechsel nur noch wenig Zeit für die Familie und wendet sich insbesondere zunehmend von seiner Frau ab.

Herr Koch beschreibt ausführlich, wie sehr der Beruf ihn beansprucht, und daß er aus diesem Grund kaum Kapazitäten übrig hat, um sich nach Feierabend noch seiner Familie zu widmen. Auf die Frage, wie er Berufstätigkeit und Familie zusammenbringt, antwortet Herr Koch so:

(-) Schwierig. Manchmal kaum. (lacht) (-) Wie bringe ich beides zusammen? (--) Ich mache eine Organisation. (-) Also es ist schon so, daß ich mich um Sachfragen kümmerere....

Zum Beispiel?

Also, weiß ich, Kinder abholen oder so was, Sie wissen... sie arbeitet... meine Frau arbeitet ja auch teilweise neuerdings Spätdienst oder ähnlichen Dingen, das versuche ich zu organisieren, also rein organisatorisch ist das schon zu bewältigen irgendwie. Eines der größeren Probleme ist, glaube ich, daß sie gedanklich meistens bei der Arbeit sind. Das ist eigentlich das größere. Rein organisatorisch kann man da eine ganze Menge machen. Aber... (-) vom... (-) Mentalen her, vom Fühlen her, sind Sie ganz schön ausgelaugt und das, das wirkt sich unheimlich auf die Familie aus. Weil Sie müssen sich zusammenreißen, um, weiß ich, mit den Kindern noch dies zu machen und jenes, und... auch mal, weiß ich, nicht nur Ruhe haben zu wollen abends, sondern auch mal irgendwo hingehen und... ist schon schwierig. (17/20)

Herr Koch beschreibt hier einen Sachverhalt, den seine Frau bereits angesprochen und beklagt hat, nämlich daß es in der Familie nur noch um die Organisation des Alltags gehe, Emotionales dabei völlig unter den Tisch falle.¹⁴ Organisieren ist etwas, was Herrn Koch vergleichsweise leicht gelingt, trotz hoher Arbeitsbelastung. Aber die emotionale Zuwendung, das wirkliche Sicheinlassen auf die Bedürfnisse und Ansprüche,

¹⁴ Vgl. S. 147.

Probleme und Ereignisse des Alltags, das ist etwas, was ihm jetzt schwerfällt. Der berufliche Streß laugt ihn aus, so daß er dafür keine Kraft mehr übrig hat.

Na, mir fällt's schwer abzuschalten. Und dann wirklich, also wirklich zu sagen, jetzt, da ist Schluß, und jetzt machen wir for fun, jetzt bin ich lustig, weil... oder so. Und das auch wirklich dann unter einen Hut zu bringen. (18/4)

Für Herrn Koch hat die Familie bisher immer einen hohen Stellenwert in seinem Leben gehabt. Auf die Frage, welche Bedeutung Kinder für ihn haben, antwortet Herr Koch:

Hm... Kinder wollte ich immer haben, sie gehören einfach dazu. Und sind auch wichtig meiner Meinung nach. Ähm, das ist sicherlich sehr emotional bedingt auch, also ich... meiner Meinung nach muß das einfach sein. Hört sich doof an vielleicht, aber sie gehören zum Leben genauso wie... sie bedeuten, bedeuten sicherlich auch Arbeit und sind mit Aufwendungen usw.... ich könnt mir aber nicht vorstellen, keine Kinder zu haben. (-) Trotz der Probleme, die da vielleicht dranhängen und so. Also... stand für mich ein Leben lang fest. Einfach mal so gesagt.

Und weitere Kinder?

Sicherlich... weiß ich nicht... ist jetzt utopisch. Also wir hatten, unabhängig davon, mehr als zwei nicht. Das ist... also ich hätte damit nicht das Problem mit, das hängt von der Partnerin auch ab. Sie muß mit den Kindern klarkommen können, äh, wobei ich inzwischen für mich festgestellt habe... nun hatte ich schon bei der vorhergehenden Partnerschaft ein Kind mit. Nicht von mir, sondern ein angenommenes, aber, ehm, daß ich da auch mit zunehmenden Alter sage... ich glaube, ich würd's nicht mehr tun, also nicht noch mehr Kinder. Also früher habe ich mich mit Kindern mehr beschäftigt. Also einfach auch so mal gesagt.

Und jetzt beschäftigen Sie sich weniger mit Kindern?

Uff... was heißt weniger?

Ich meine, ich versuch' jetzt, zu verstehen...

(heftiger:) Ich bin, ich bin nicht der Kindernarr, der nun, der nun, sagen wir mal, nach Hause kommt und jetzt fünf Stunden mit den Kindern spielt, einfach mal so gesagt.

Nee, aber weil Sie eben so 'nen Veränderungsaspekt selbst reingebracht haben?

Ja, früher war ich da mehr, mehr so... mehr hinterher so. Mehr... das mußte einfach sein und, und... Zeit, und brauchen sie, und spielen muß man mit denen, und macht Spaß und so.

Und wodurch hat sich das verändert?

Kann ich nicht sagen. Weiß ich nicht. Vielleicht einfach... na viele Dinge ändern sich. Weiß ich nicht. Also ich kann nicht... weiß nicht, wo die Ursachen liegen. (38/35)

Herrn Koch ist selbst klar, daß sich die Beziehung seinen Kindern gegenüber verändert hat. Er hat jetzt einfach weniger Zeit als früher und er reagiert mit ausgesprochener Abwehr, als ich an dieser Stelle nachfrage. Offenbar ist hier nicht nur sein schlechtes Gewissen berührt, sondern auch das Gefühl, seinen Kindern etwas vorzuenthalten und auch selbst etwas zu verpassen, nämlich die gemeinsame Zeit mit seinen Kindern. Zugleich spricht Herr Koch eine Erwartung seiner Frau gegenüber an, auf die später

nochmal eingegangen wird, nämlich daß seine Frau mit den Kindern allein "klarkommen" muß, auch ohne seine Unterstützung.

Die Entfremdung von seiner Frau nimmt aus der Sicht Herrn Kochs seinen Ausgang in der Zeit, als sie wegen des Sohnes zu Hause geblieben ist. Auf die Frage, ob seine Frau immer einverstanden war mit seiner Berufstätigkeit, antwortet Herr Koch:

...der Wechsel, sage ich mal, nach der Wende denn dorthin, war am Anfang nicht das Problem, aber es wurde dann ein Problem. Also als Jens geboren wurde, zum Beispiel, und sie dann alleine zu Hause war und so, war das sehr problematisch und hat sich seitdem eigentlich auch wenig geändert. Weil irgendwie... das hat sicher auch damit zu tun, daß ich selber gesagt hab, okay, das ist jetzt eine Anfangsphase, und das wird wieder ruhiger, das kann eigentlich nur 'ne Aufbauphase sein und dann wird's wieder, und dann kam aber, sagen wir mal, eine Aufbauphase nach der nächsten (lacht), wo zwar für mich erkennbar immer ein Wellengang drin war, also mal mit mehr Streß, mal mit weniger, aber... wo ich dann teilweise auch vielleicht nicht verstanden habe, diesen ruhigen Teil auch kenntlich zu machen. Also indem ich einfach... ich hab den auch manchmal genutzt, um wirklich auch noch eigenen Hobbys nachzugehen, und das nicht unbedingt so... durch die Familie rübergebracht. (19/30)

Jetzt, im nachhinein, meint er, daß er anders hätte handeln sollen, weil seine Frau ihn gebraucht habe, insbesondere als sie alleine mit dem Sohn zu Hause war. Er war aber nicht in der Lage, sich ihr zuzuwenden, weil der Job ihn - damals befand er sich in der Einarbeitungsphase - sehr beanspruchte und ihm letztlich wichtiger erschien. Beim ersten Kind hat er, wie wir gesehen haben, noch sehr rege Anteil genommen und seine Frau unterstützt und bestätigt. Die Gründe für seine Veränderung der Familie gegenüber beschreibt Herr Koch so:

...sie sind ja theoretisch anders ausgelastet, also... (...) sagen wir mal, Mann, Frau. Wenn sie früher doch viele, sagen wir mal, Befriedigungs... oder, ja, Befriedigungsversuche auch in der privaten Beziehung abliefen, also wenn ich da Arbeit und privat und so jetzt mal so trenne, dann ist doch relativ viel... oder Selbstbestätigung oder was da so abläuft, findet jetzt... ist doch mehr verlagert auch auf die Arbeitsebene.

Für Sie persönlich jetzt auch?

Für mich persönlich, ja. Einfach zwanghaft vielleicht daraus, auch aus diesem, diesem Streß heraus. Sie sind nicht mehr so... sage ich mal, so drauf angewiesen, nach Feierabend nun noch ausgelastet zu werden, weil sie sind eigentlich ausgelastet. Ja, so mal. (18/25)

Im Gegensatz zur heutigen Zeit war Herr Koch früher nicht ausgelastet. Deshalb gab es in der Familie "Befriedigungsversuche" - aber eben nur "Versuche", die er offenbar nicht wirklich befriedigend empfand. Seit der Wende dagegen, mit dem Wechsel zur neuen Arbeitsstelle, hat Herr Koch die Möglichkeit gefunden, außerhalb der Familie im Beruf Befriedigung und Selbstbestätigung zu finden. Deshalb ist Herr Koch jetzt "nicht mehr darauf angewiesen", nach Feierabend "ausgelastet zu werden". Erst als ich nachfrage, nimmt Herr Koch diese Position etwas zurück:

Befriedigung ist vielleicht falsch gesagt, Auslastung. (...) Ja, so mehr formuliert. Weil Befriedigung wär' verkehrt gesagt, glaube ich. Also Befriedigung habe ich mir früher bei der Arbeit gesucht, aber eben auch privat. Aber dadurch, daß sie jetzt auf Arbeit

mehr ausgelastet werden, irgendwo ist ja 'ne Leistungsgrenze da, passiert eben automatisch, daß sie im Privaten zurückschrauben, sage ich mal, ich weiß gar nicht, wie ich das... Und das ist es sicherlich auch 'ne Frage der Bedürfnisse, die da eine Rolle spielt, ne. (19/11)

Trotz seiner nachgeschobenen Einschränkung - die Verschiebung von Herr Kochs Bedürfnissen von den emotionalen Bezügen in der Familie hin zu den leistungsbezogenen Erfahrungswelten des Berufs ist sehr deutlich. Die neuen Möglichkeiten treffen, wie ja bereits deutlich geworden ist, auf eine Leerstelle und ein Nachholbedürfnis bei Herrn Koch. Endlich kann er sich fachlich beweisen, endlich bekommt er die berufliche Anerkennung, die ihm in der DDR gefehlt hat. Dagegen muß sein emotionales Engagement in Partnerschaft und Familie nun als zweitrangig zurückstehen. Auf die Kritik und Einsprüche seiner Frau reagiert Herr Koch mit noch stärkerer Abkehr. Er schottet sich, um die Probleme mit seiner Frau zu umgehen, zunehmend von ihr ab. Auch dabei geht es ihm darum, sich in seiner Konzentration auf den Beruf nicht stören zu lassen. Auf die Nachfrage, warum die Konflikte mit seiner Frau nicht mehr zu überwinden seien, antwortet Herr Koch:

Die sind zu spät. (--) Also... zu viel Zeit ins Land gegangen. Kann man so sagen. Also für mich zu spät erkannt, oder mit dieser Konsequenz erkannt. Oder ich wollt' sie vielleicht auch nicht sehen, kommt auch noch dazu. Das ist, wenn sie... ehm, habe ich heut' noch mit Probleme, weil... wenn sie mit belastet auf Arbeit gehen, dann wird das nichts. Also das sollte ein bißchen dieses dieses... ja, man läßt sich reinreißen. Im Job dann, und wenn man nicht rechtzeitig genug anfängt, darüber nachzudenken, dann entgleitet das vielleicht, und mir ist nicht gelungen, rechtzeitig genug gegenzusteuern. Also auch... diesem... deshalb sagen wir heute, im Prinzip fing das an, so als mein Sohn geboren wurde, dieses, dieses, dieses Jahr zum Beispiel, als sie zu Hause war. Wo's ein bißchen einen Knacks offensichtlich gab, und wo man sich ein bißchen auseinandergelebt hat denn. Und dann kommen diese erlebnishungrigen Sachen dazu, sag' ich mal, also viel weg, da ist irgendwann, oder sagen wir mal, ich... ich wollt' damals zum Beispiel, daß sie das Studium macht, all diese Dinge. Das wollte sie auch, und ich hab' das unterstützt. Und irgendwann habe ich gesagt, na gut, wenn du keine Hobbys hast zu Hause, dann mußt du eben alleine gehen, ich will nicht immer mitgehen. Also für mich war das... warum nicht, ich meine, ich geh' auch gern mal alleine weg und so, und das hat sich irgendwann gesteigert. Und ist eigentlich dann entglitten.

Und wodurch hat sich das gesteigert?

Na, andere Welten kennengelernt, sage ich mal. Andere Menschen kennengelernt, also sie vor allem, ne. Und... ja, und wenn der Mann denn keine Zeit hat, haben andere Zeit oder so. Oder... Also einfach, einfach andere Lebens... Lebensumstände gesucht. (37/17)

Als seine Frau sich von ihm letztlich trennen will und seine Ehe nicht mehr zu retten ist, beginnt Herr Koch seine berufliche Orientierung selbst kritisch zu betrachten. Davor hat er die Einwände und Wünsche seiner Frau einfach beiseite geschoben.

Gut geht's mir zur Zeit nicht so richtig. (...) Nee, bin ich derzeit nicht, schon seit 'ner ganzen Weile nicht. Weil diese Konfliktsituation einfach da ist. Nicht nur jetzt... das betrifft nicht mal nur Familie, sondern das betrifft die Gesamtkonstellation. Wie weit kann man... kann man gehen, wo sollte man zurückstecken, wie weit soll man sich auf

Arbeit einbringen, sage ich mal, wo bleibt ein gesundes... gesundes Freizeit- und Freundesbewußtsein, sage ich mal, diese Dinge, sind schon in Frage gestellt, oder stelle ich in Frage, sage ich mal so rum. Und damit kann's einem eigentlich nicht so ganz gutgehen.

Kann ich... kann man das so sagen oder zuspitzen auf die Formulierung, daß Sie in so 'ner persönlichen Krise auch sind?

Kann man sagen, ja. (--) Selbstfindung. (50/36)

Herr Koch gerät also letztlich auch in eine Lebenskrise, in der er sogar überlegt, den Job hinzuschmeißen, *"um einfach aus bestimmten Krisensituationen rauszukommen."* (51/22) Aber erst der Verlust der Beziehung zu seiner Frau und die zerstörte Familie bringen ihn dazu, über sein Leben neu nachzudenken.

Neue Verhältnisse - unpassende Beziehung

Wenn Herrn Kochs übergroßes berufliches Engagement der Auslöser dafür ist, daß die Ehe der Kochs in die Brüche geht, so werden aus den Schilderungen Herrn Kochs auch andere Probleme und Divergenzen deutlich. Herr Koch beklagt sich darüber, daß seine Frau erlebnishungrig sei und kaum etwas mit sich allein anfangen könne. Dadurch ergäben sich ganz unterschiedliche Bedürfnisse, die die Basis für Konflikte bildeten.

...es gibt eigentlich zwei Sachen, die bedingen sich einander. Ehm... (-) Ganz massiv, also irgendwann setzte das mal sehr massiv ein, dieses Mit-sich-selber-ruhig-nichts-anfangen-können, ja, dieses Bewegliche, also... Ich, ich kann mich auch mal mit mir selber beschäftigen, hab' Hobbys und was weiß ich, mach' dies und jenes und basteln und tun und machen. Und das fehlt da völlig. Oder empfindet sie als, als, als... das ist es eben nicht, also, weiß ich nicht, sie braucht Leben, Umgebung, ehm, ich will nicht sagen, will unterhalten werden, aber sicherlich spielt das da mit rein, oder unterhält sich selbst, aber immer nach außen hin, also immer mit Menschen zusammen, sag' ich mal. Erleben, erlebnishungrig, bis zum Gehnichtmehr.

Und das sind Sie so nicht?

Das bin ich so nicht. Also ich will auch mal meine Ruhe haben, und das führt natürlich zu entsprechenden Konflikten. (36/30)

Wenn Herr Koch also den ganzen Tag seiner anstrengenden Arbeit nachgegangen ist, hat er abends keine Lust mehr, etwas zu unternehmen, ganz im Gegensatz zu seiner Frau. Der Computer dagegen kommt seinen Wünschen nach Entspannung entgegen. Er schildert, wie ihn der Computer und insbesondere dabei das Programmieren fasziniert, so daß er viel Zeit damit zubringt. Die Kochs haben also sehr gegensätzliche Interessen. Seine Wünsche nach ruhigem Tätigsein für sich, ihre nach Kommunikation, Außenaktivität und immer neuen Erlebnissen lassen sich nur schwer in Einklang bringen. Es läßt sich leicht vorstellen, daß diese Unvereinbarkeit bereits von vornherein angelegt war und daß sie jetzt erst deutlich hervortritt, weil Herr Koch einerseits sich ganz stark für seinen Beruf engagiert, Frau Koch jedoch von den neuen kulturellen und Freizeitangeboten fasziniert ist.

Ein anderer Aspekt gegenseitigen Mißverstehens taucht im Zusammenhang mit dem zweiten Erziehungsurlaub von Frau Koch auf. Herr Koch ist der Meinung, daß die Eheprobleme während dieser Zeit ihren Anfang genommen haben. Und er sagt auch, daß er sich in dieser Zeit mehr um seine Frau hätte kümmern müssen:

Also... (-) wir sagen heute, die Grundlage für die Differenzen liegen unter anderem in diesem Babyjahr zum Beispiel. Da ist sehr viel passiert. An mir vorbei passiert. Manches habe ich gar nicht gesehen. Aus heutiger Sicht, also... (-) kein Auge für gehabt.

Aber jetzt sehen Sie das so, im Nachhinein?

Rückblickend, rückblickend ist da sicherlich viel dran, ja. Also das... (seufzt) das war ja im Prinzip die Zeit, wo ich, sagen wir mal, fast neu in dem Job war, ne, und... überhaupt keinen Blick hatte für... für private Dinge, und bei ihr genau umgekehrt, sie hätte genau das gebraucht. (--) Ne, also.... dieses alleine zu Hause und einen Mann, der nach Hause kommt und immer noch keine Zeit hat. Das ist sehr problematisch. (21/22-31)

Seine Frau hat sich während der Zeit zu Hause unterfordert gefühlt und ist nicht ausgelastet gewesen (20). Darüber hinaus hat er aber die Erfahrung gemacht, daß seine Frau mit ihrer Mutterrolle nicht gut zurechtkommt. Deshalb sagt er auch im Zusammenhang mit der Frage nach weiteren Kindern, "das hängt von der Partnerin auch ab. Sie muß mit den Kindern klarkommen können..." (39/6).¹⁵ An anderer Stelle formuliert er diese Schwierigkeit bei seiner Frau noch deutlicher. Die Frage, ob seiner Meinung nach Frauen in der DDR gleichberechtigt gewesen seien, beantwortet Herr Koch u.a. folgendermaßen:

Ich hab' den Eindruck, die haben viel aufs Gleichsein geschoben. Und nicht gesagt, eben Frau ist Frau, und Mann ist Mann, und die sind etwas anders und wollen vielleicht auch etwas anderes, man hat viel Gleichmacherei betrieben. Das war, glaube ich, nicht gut. (-) Und daraus manchmal auch Rollen... also, Probleme, die Rolle richtig zu begreifen, vielleicht auch. Das ist so, wie Beate Probleme damit hat, 'Was, ich mit Kind zu Hause bleiben?' Darauf ist sie nie vorbereitet worden. Ja? Also so was zum Beispiel. Das hat nichts, das hat dann nichts mit Unterdrückung oder Gleichberechtigung zu tun, das hat einfach auch was mit normalen Lebensumständen zu tun. Sie kommt dadurch in eine Zwangslage, sagen wir mal, die eigentlich nicht richtig und nicht notwendig ist. (47/41)

Nun ließe sich diese Aussage einfach als typische Sichtweise eines Mannes mit begrenzten Gleichberechtigungsvorstellungen abtun, weil Herr Koch an herkömmliche Rollenmuster appelliert. Diese Interpretation ist nicht ganz falsch, greift aber zu kurz. Denn es ist ja tatsächlich so, wie ich gezeigt habe, daß Frau Koch große Probleme mit ihrer Rolle als Mutter hat. Demnach beschreibt Herr Koch hier ein Persönlichkeitsmerkmal seiner Frau, das aus seiner Sicht problematisch ist. Er hat in der Beziehung zu seiner Frau erfahren, daß sie seiner emotionalen Unterstützung und Bestätigung bedarf, ohne die sie ihre Mutterschaft als problematisch empfindet.

Die Ungleichheit, die in der Aussage Herrn Kochs zum Ausdruck kommt, liegt eher darin, daß an ihn als Vater genauso die Frage gerichtet werden könnte, weshalb er jetzt

¹⁵ Vgl. das ausführlichere Zitat auf S. 163

die Beziehung zu seinen Kindern als weniger wert erachtet als seine sonstigen Interessen und Bedürfnisse. Statt weiterhin ein fürsorglicher Vater zu sein, erwartete er von seiner Frau, daß sie das herkömmliche Rollenmuster der Mutter ausfüllt, und zwar einer selbstentsagenden Mutter, die ihn von seinem aktiven emotionalen Part als Elternteil entlastet. Im Grunde bestätigen Herrn Kochs Aussagen ein generelles Problem der Kochs, das ich bereits beschrieben habe: Beide sind unter den neuen Verhältnissen in einen Konflikt zu ihrer Elternrolle geraten, bei beiden verweist dies auf ein konfliktreiches Verhältnis von Wünschen nach Selbstbestimmung und Wünschen nach emotionalen Bindungen. Dieser Konflikt zwischen emotionalen Wünschen und Selbstbestimmung kehrt ja auch in ihrem Umgang mit dem Ehekonflikt wieder: Beide fühlen sich durch die Eheprobleme emotional überfordert und beide erwarten im Grunde genommen von ihrer Ehe, daß sie dort aufgehoben sind, ohne jedoch in der Beziehung zueinander dafür viel tun zu müssen.

Für Herrn Koch gestaltet sich dieser Konflikt aber deshalb ganz anders, weil er sich als Mann in einer anderen sozialen Position befindet. Er kann sich beispielsweise, wie im Zitat deutlich wird, auf das herkömmliche Muster der Frau als gute Mutter berufen, um so seinen Teil der elterlichen Verantwortung einseitig auf seine Frau abzuschieben. Auf dieses Deutungsmuster, wonach Elternschaft ihn als Mann weniger betrifft als die Mutter, greift er auch an einer anderen Stelle im Interview zurück.

...ich hab einen Westberliner Kollegen (...) ungefähr mein Alter, hat sich irgendwann... weiß ich, vor zwei Jahren geheiratet, haben das erste Kind gekriegt. Die Frau ist... doch, im Studium ist sie, sie ist, glaube ich, Arzt jetzt geworden, und bleibt dann selbstverständlich zu Hause, wünschen sich das zweite Kind, bleibt wieder selbstverständlich zu Hause. Hat zwar inzwischen auch ein paar Probleme damit, unter dem Motto, muß auch mal Privatzeit haben, dem Mann gegenüber, aber an sich ist selbstverständlich, daß sie zu Hause bleibt, daß sie mit den Kindern lebt und daß sie daran Freude und Gefallen findet, daß sie sich damit auslastet. Und das ist bei meiner Frau eben nicht, das ist... sie braucht das Umfeld, sie braucht die Arbeit. Weiß ich, und ein Kind, nur für Kind und... ist eben nicht. Also... ja? Verstehen Sie, ja? (20/37)

Vor der Wende hatte Herr Koch wahrscheinlich nicht diese Erwartung an seine Frau, weil sich das Problem gar nicht erst stellte. Er hatte damals noch keine Erwerbsarbeit, die ihn dermaßen absorbierte und konnte die Probleme seiner Frau in ihrer Mutterrolle durch seine Zuwendung ausgleichen. Ihre Schwierigkeiten mit fürsorgender Zuwendung und Bindungen werden für Herrn Koch erst dann zum Problem, als seine berufliche Situation und sein hohes berufliches Engagement den komplementärvereinseitigenden Part einer Frau nötig machen, an die er sowohl die aktiv fürsorgende Elternrolle als auch seine eigenen Wünsche nach Fürsorge und emotionaler Geborgenheit und Sicherheit einfach delegieren kann.

Aber Herr Koch ist ja andererseits selbst zu der Überzeugung gekommen, daß er im Hinblick auf seine Frau, auf ihre besonderen Schwierigkeiten und emotionalen Bedürfnisse, versagt hat. Er betrachtet sein Verhalten also inzwischen selbstkritisch und stellt damit seine Absicht heraus, sich auch selbst zu verändern, anstatt seine passive Position in der Beziehung zu seiner Frau weiter aufrechtzuerhalten. Zugleich hat diese Reue etwas von einem "väterlichen Versagen". Herr Koch weiß um die Schwierigkeiten seiner

Frau, um ihr Bedürfnis, sich in der väterlichen Überlegenheit und Sicherheit geborgen zu fühlen. Früher konnte er diese Rolle noch ausfüllen. Inzwischen wünscht er sich eine Partnerin, die ihm zumindest ebenso fürsorgende Zuwendung zukommen läßt, oder - und das ist noch offen - die ihn in dieser Hinsicht einseitig versorgt.

Das Beispiel der Kochs macht auf sehr eindrückliche Weise deutlich, wie unterschiedlich sich die neuen Verhältnisse für Männer und Frauen auswirken können. Bei Herrn Koch haben die Umgestaltungen im Lebenszusammenhang von Beruf und Familie nicht sofort zu einem Konflikt geführt wie bei seiner Frau. Er hat für sich zunächst auch gar keine Notwendigkeit gesehen, die beiden stärker konfligierenden Lebensbereiche in eine neue Balance zu bringen. Statt dessen hat er sich einfach aus der Rolle des fürsorgenden, empathischen Vaters und Partners herausgezogen. Dem entsprechen sowohl die äußeren Gegebenheiten, die seine Rolle als Vater vordefinieren, als auch seine innere Orientierung, die nach beruflicher Erfüllung strebt. Sein Fall zeigt, wie die neuen Verhältnisse eine männliche Vereinseitigung in Richtung Berufsausübung begünstigen und stärken, die aber bereits vorher als innere Orientierung vorhanden war. Die Fürsorglichkeit und Empathie, die Herr Koch in der DDR noch aufbrachte für seine Familie, blieb dennoch ein prekäres Element in seiner männlichen Identität. Sobald es sich lohnte, seine Zeit und Kraft in die leistungs- und instrumentell bestimmte Berufswelt zu stecken, kehrte er sich von seinem Privatleben ab. Auch das spiegelt die sozialen Verhältnisse der DDR wider, in denen Fürsorge sozial entwertet war und letztlich, wenn es darauf ankam, doch wieder nur die Sache von Frauen blieb.

Zum Konflikt kommt es bei Herrn Koch erst, als seine Frau sich von ihm trennen will. Erst dann gelingt es nicht mehr, die Widersprüche in der Beziehung zu seiner Frau zu verdrängen. Das bedeutet, daß Herr Koch jetzt durch diese Krise gefordert ist, sein berufliches Engagement wieder in Relation zu setzen zu seinem Privatleben und den anderen, damit verknüpften Wünschen und Lebensinteressen. Herr Koch erkennt erst im Nachhinein, daß er etwas verloren hat, daß er sich von den neuen Verhältnissen hat vereinnahmen lassen, weil er beruflich etwas nachzuholen hatte. Seine nunmehr selbstkritische Sicht wird sicherlich auch durch die positive Erfahrung gestützt, die er früher als fürsorgender Ehepartner und Vater gemacht hat. Und Herr Koch läßt in seinen Äußerungen erkennen, daß es ihm wichtig ist, wieder Abstand zu seinem Beruf zu gewinnen, weil er sonst auf zu viele andere wichtige Dinge in seinem Leben verzichten muß.

Allerdings steht ihm als Mann aber ebenso ein anderer Lösungsweg für diese Krise offen, der eine Veränderung seiner inneren Einstellung weiterhin erübrigen würde. Und einige seiner Äußerungen haben gezeigt, daß er diese andere Lösung tatsächlich auch erwägt. Denkbar wäre nämlich, daß er eine neue Beziehung einginge, in der die Frau den komplementären Part zu seinem starken beruflichen Engagement freiwillig übernehme und an die er seine Bindungswünsche einfach delegieren könnte. Dies wäre kein neues Muster, sondern eins, das bereits in der DDR existierte und nun durch den sozialen Wandel noch bestärkt wird. Für Frau Koch steht als Frau diese Option jedoch nicht offen.

Das Paar Oswald

Frau Oswald: "...und ich wünsche mir, daß ich da selbständig werde..."

Kurzbiographie

Frau Oswald ist 40 Jahre¹ alt, hat Sprachwissenschaften studiert und ist mit einem Physiker verheiratet, mit dem sie zwei Kinder hat. Der Sohn ist 15, die Tochter 14. Sie ist im sozialistischen Ausland² geboren. Ihre Eltern sind jüdischer Abstammung. Beide wurden während des Faschismus verfolgt und inhaftiert. Nach dem Krieg arbeitete der Vater im diplomatischen Dienst und die Familie lebte an wechselnden Orten im Ausland. Während dieser Zeit war die Mutter nicht erwerbstätig, erst als die Familie nach der Pensionierung des Vaters in ihr Heimatland zurückkehrte, arbeitete die Mutter in einem Büro. Zur Familie gehörte noch eine Tochter, die zwölf Jahre älter war als Frau Oswald. Diese Schwester Frau Oswalds kam mit Anfang zwanzig bei einem Unfall ums Leben. Frau Oswald hat außerdem einen sieben Jahre älteren Bruder. Nachdem Frau Oswald im Alter von ungefähr dreizehn Jahren mit der Familie in ihr Heimatland zurückkehrte, beendete sie dort die Schule mit dem Abitur und absolvierte ein sprachwissenschaftliches Studium. Ihren Mann lernte sie kennen, als er sich während eines Urlaubs in Frau Oswalds Heimatland aufhielt. Frau Oswald zog nach der Heirat 1978 zu ihrem Mann in die DDR. Zunächst arbeitete sie freiberuflich als Dolmetscherin und Übersetzerin, fand dann aber eine feste Anstellung als Hochschullehrerin für Fremdsprachenunterricht. Zweimal unterbrach sie ihre Berufstätigkeit nach der Geburt der Kinder für jeweils ein Jahr. Zur besseren Betreuung ihrer Kinder wechselte Frau Oswald auf Teilzeit. Fünf Jahre nach der Wende, 1994, wurde ihr, wie vielen anderen Kollegen auch, gekündigt. Seitdem ist sie arbeitslos. Sie arbeitet jedoch weiterhin auf Honorarbasis als Sprachlehrerin. Zudem hat Frau Oswald eine ABM-Stelle in Aussicht.

Bedenkliche Wende

Frau Oswald steht der Wende eher verhalten gegenüber. *"...ich war nicht so euphorisch, wie viele es waren. Ich habe schon befürchtet, daß es also sehr viel Kummer mit sich bringt."* (1/37) Frau Oswald konnte die Begeisterung der anderen nicht teilen, weil das Ende der Mauer für sie nicht mit dem Gefühl von Öffnung und einer neuen Freiheit verknüpft war - als Ausländerin war sie schon im westlichen Ausland. So kannte sie die problematischen Seiten der neuen Freiheit durch ihre Auslandsaufenthalte bereits aus eigener Anschauung: Freiheit und volle Schaufenster auf der einen, soziale Unsicherheit und zu wenig Geld auf der anderen Seite (1). Erst mit der Zeit war Frau Oswald in der Lage, auch die Vorteile der Wende anzuerkennen. *"Es bringt natürlich auch sehr viel Positives. Das möchte ich also wirklich nicht verleugnen. Also was man jetzt so im späteren gesehen hat, ob daß nun... eben daß man jetzt also mit der ganzen Familie mehr erleben kann, äh... soweit es die Finanzen erlauben, natürlich, ne..."* (1/38) Dieses

¹ Das Interview fand Mitte 1995 statt.

² Die Nationalität Frau Oswalds muß anonym bleiben, weil sonst zu leicht Rückschlüsse auf ihre Identität gezogen werden könnten. Im Text wird die Bezeichnung [Land X] oder ähnliches an entsprechender Stelle verwendet.

Für und Wider bedingt letztlich, daß sie ihre Position der Wende gegenüber als "neutral" (1/35) empfindet.

Frau Oswalds Erzählstandpunkt ist in dieser Anfangssequenz zunächst von der Annahme geprägt, daß es mehr um ihre allgemeine Stellungnahme gegenüber den Veränderungen gehen sollte. Sie nimmt deshalb anfangs eine eher unpersönliche Perspektive ein ("*man hat im späteren gesehen...*"). Im weiteren Verlauf des Interviews, als Frau Oswald merkt, daß die Fragen auf ihre ganz persönliche Situation zielen, ändert sich ihre Erzählperspektive und man kann beinahe ihre Erleichterung darüber spüren. Dann macht es ihr offenbar Spaß zu erzählen, und es fasziniert sie, diese ungewöhnliche Gelegenheit zum Reflektieren ihrer Erfahrungen zu bekommen.³ Das wird auch an den sehr ausführlichen und offenen Antworten sowie an der langen Dauer des Interviews (ca. fünfeinhalb Stunden) deutlich. Nach Abschluß des Interviews sagt Frau Oswald auch selbst, daß ihr das Interview großen Spaß gemacht hat und sie sich vorher nicht hätte vorstellen können, so viel zu erzählen zu haben.

Trotz dieser zunächst allgemein gehaltenen Perspektive Frau Oswalds werden zwischen den Zeilen der ersten Äußerungen ihre persönlichen Bezüge und Probleme bereits sichtbar. Es sind ihre eigene Angst vor der Unsicherheit und ihr Gefühl, immer noch die andere und Fremde zu sein, die in ihren allgemein geäußerten Bedenken zum Ausdruck kommen. Dabei geht Frau Oswald in der Antwort auf die erste Frage, welche Bedeutung die Wende für sie persönlich hat, nur indirekt auf ihre Arbeitslosigkeit ein. Erst als Fragen direkt zu ihrer Arbeitslosigkeit gestellt werden, beschreibt sie ihre negativen Erfahrungen damit. Das mag zum Teil daran liegen, daß Frau Oswald eine ABM-Stelle in Aussicht hat, sich also ein Ausweg aus der Arbeitslosigkeit für sie abzeichnet. Zugleich deutet dieser fehlender Bezug aber darauf hin, daß die sie selbst betreffende Arbeitslosigkeit für sie weniger Bedeutung besitzt als die bei ihr durch die Wende ausgelösten Ängste und Verunsicherungen. Auf die Nachfrage zu ihren Befürchtungen antwortet sie so:

Äh... (-) tja... (-) Ich hatte zum Beispiel... zum Beispiel diese Geldsache. Ich hatte zum Beispiel Angst, am Anfang totale Hemmungen, überhaupt einkaufen zu gehen. Äh, weil ich mir, äh, weil es eben furchtbar teuer erschien, das alles. Also sich an, an dieses, äh, an diese Summen zu ge... zu gewöhnen, ja? Und, und überhaupt diese Umstellung, damit umzugehen, ähm, daß es eben, daß es ganz andere (-) man muß mit den Summen ganz anders umgehen wie eben früher. Äh... das ist das eine, ja. Dann politisch hat man auch ein bißchen... irgendwie hatte ich so meine Bedenken, was, was, was sich dann auch ein bißchen bewahrheitet hat, diese ganzen rechtsextremen Sachen und, und äh... Davor hatte ich schon meine Befürchtungen, daß sich das dann also ein bißchen verbreitet und, weil... na ja, und ich selber bin ja nun eben Ausländer und so... Also da hatte ich schon meine Befürchtungen, äh, ich wurde zwar immer beruhigt, also du bist ja weiß und du bist... man hört es dir nicht an, und so ne, aber, so mit der Zeit, wo das, wo sich das immer stärker so bemerkbar machte, da kriegte ich schon oder kriege ich immer noch das Grübeln. Wie sicher bin ich oder, oder so, ne. (2/23)

³ Dieser Wechsel der Erzählperspektive hat viel damit zu tun, daß Frau Oswald sich selbst zurücknimmt und offenbar meint, es könne nicht um sie selbst gehen, sondern um 'wichtigere', allgemeine Fragen. Hier zeigt sich bereits, was durch die Analyse des Interviews und ihre späteren Äußerungen noch deutlicher wird: Frau Oswald nimmt sich selbst anderen gegenüber meist zurück.

Frau Oswald redet hier über die materiellen Verhältnisse und über ihre Schwierigkeiten, mit dem neuen Geld umzugehen und auszukommen. Erst mit der Zeit ist es ihr gelungen, damit gelassen umzugehen, was - wie aus anderen Äußerungen hervorgeht - vor allem mit dem weiterhin gesicherten Verdienst ihres Mannes zusammenhing. Das gab Frau Oswald ein Gefühl von Sicherheit zurück, das für sie aus verschiedenen biographischen Gründen besonders wichtig ist.

Ihre Befürchtungen der Wende gegenüber werden aber ganz besonders dadurch genährt, daß sie als Ausländerin das Gefühl bekommt, als Fremde betrachtet werden zu können. Sie empfindet nicht nur selbst den Abstand zu der Mehrheit der DDR-Bürger, die dem Ende der Mauer euphorisch zujubelten, sondern zugleich hat sie Angst, daß sie als Ausländerin diskriminiert oder gar verfolgt werden könnte. Im Verlaufe des Interviews zeigt sich, daß diese zunächst nicht so leicht nachvollziehbare Angst - denn äußerlich betrachtet, ist Frau Oswald sozial völlig integriert - mit ihren Erfahrungen als Tochter jüdischer Eltern, die während des Faschismus verfolgt wurden, verknüpft sind.

Andererseits, äh, jetzt so nach der Wende äh, weiß ich zum Beispiel, daß meine Mutter wieder furchtbare Angst kriegt, also daß sie also... (Seufzen) ja... das ist schwer zu erklären. Sie war also mal hier, 'ne Weile, als mein Vati gestorben ist, er ist also mitunter jetzt gestorben, vor zwei Jahren... nee vor drei Jahren, und ich hatte sie dann 'ne Weile bei mir, und sie wollte partout dann nach Hause, weil sie hat, äh, das Deutsche immer schwieriger verkraftet irgendwie. Das war ihr alles, alles dann langsam zu viel und so. Und ich glaube, äh... Und die Angst wurde mehr. Allerdings die Angst nicht nur wahrscheinlich hier in Deutschland, sondern, also wie ich das so mitgekriegt habe, auch zu Hause. (...) Ja, wegen dieser ganzen Vergangenheit, daß... daß also wieder irgendwelche Leute kommen und sie holen und, und, und... (...) ...das Semitische, ja... Antisemitische, das, das gibt es schon.⁴ Und es gibt auch, äh, Ausschreitungen im Parlament, genauso wie, wie es hier bestimmte Äußerungen gibt und so. Und, und das... und ich merke, daß da also meine Mutter, also da ganz schön damit zu tun hat selber. Und vieles überträgt sich. Also, ich muß ganz ehrlich sagen, vieles wird... viele Ängste sind in mir übertragen worden, also... (27/10)

Frau Oswalds Schilderungen über ihr Elternhaus machen deutlich, daß die Erlebnisse ihrer Eltern während des Faschismus, insbesondere die der Mutter, ein Tabuthema waren. Ihre Mutter habe nie mit ihr über ihre Erlebnisse während des Faschismus gesprochen. Von einer Cousine habe sie erst relativ spät erfahren, daß ihre Mutter in einem Konzentrationslager gewesen sei (27). Offenbar hat die Mutter - wie viele andere verfolgte Juden auch, wie man aus Untersuchungen weiß - ihre Erfahrungen und Ängste aus der damaligen Zeit nie psychisch verarbeiten und mitteilen können. Zu vermuten ist, daß sie gerade deshalb ihre Wirkmächtigkeit behalten haben und deshalb nicht nur die Mutter, sondern auch die Tochter weiter beeinflussen. So empfindet es auch Frau Oswald selbst, wenn sie sagt, viele Ängste seien auf sie übertragen worden. Auf diese Ängste kommt Frau Oswald nochmals zu sprechen, als es um ihre anfängliche Fremdheit in der DDR ging:

Und das... äh, ja und was mich am Anfang auch noch... ich glaube, womit ich nicht fertig... womit ich bis zum heutigen Tage nicht ganz fertig werde, daß, äh... ähm... daß

⁴ Frau Oswald bezieht sich hier auf antisemitische Äußerungen in ihrem Heimatland.

mich viele, äh, abgelehnt haben oder viele äh, als ich nach Hause, als wir immer dann mal zu Besuch kamen, dann kamen dann immer solche Fragen, na, wie kannst du denn das aushalten, und, und, und so, ja dieses, äh, mir also bewußt zu machen, daß ich also in einem Land lebe, ähm, wo ich eingesperrt bin, wo ich also... puh, weiß ich nicht, keine Erdbeeren kriege.....ja? Oder... ne, also... und daß ich dort doch bestimmt nur leide. Und das Gegenteil war es. Also ich hab mich nicht eingesperrt gefühlt, ich habe mich, ähm... (-) weil das kein Thema für mich war, muß ich ehrlich sagen. Also ich meine, es war schon ein Thema für mich. Ich fand das nicht okay. Aber, ähm... aber es hat mir keine seelischen Probleme bereitet, ja? Aber ich hab gut reden, ja, weil, weil ich hätte ja, wenn ich gewollt hätte. (...) Und keiner hat gesehen, daß ich, daß ich also einen Partner gefunden habe, mit dem ich glücklich bin und, und mit dem ich zwei Kinder habe und, und daß das funktioniert oder so, sondern... sondern eben dieses, dieses, ja, und wie kannst du denn, und so, ne. Und das hat mich am Anfang also ganz schön, also das tat weh. Ich hab' dann auch viele, viele ähm, mit vielen Leuten auch Kontakte abgebrochen, und das wurde dann also immer weniger, die ich also in [Land X] dann aufgesucht habe. Und das mußte man auch erst mal verarbeiten. Das war schon schwierig. Ja... Aber mit der Zeit wurde dann hier... daß man hier immer mehr Kontakte hatte. Aber so richtig ist man nirgends zu Hause, ja?

Immer noch nicht?

Nein. Na ja, hier ja, also hier ja, aber... Und jetzt, äh, jetzt ist es eben noch schlimmer als vorher. Eben durch diese politische Veränderung, daß man also, daß ich mich... ja, daß ich mitunter Angst habe. Aber das ist wahrscheinlich 'ne Färbung durch die ganze Geschichte meiner Eltern. (33/35)

Frau Oswald mußte immer mit Gefühlen der Fremdheit fertig werden und im Grunde genommen fühlt sie sich nirgends richtig zu Hause. Das ist ein Element, daß sich durch die ganze Biographie Frau Oswalds zieht. Das macht ihre Familie umso wichtiger für sie. Die Wende aber bedeutet für Frau Oswald eine tiefe Verunsicherung, weil ihr ihre Sicherheit im kleinen Rahmen der Familie zunächst prekär erscheint und die politischen Veränderungen alte, nie verarbeitete Probleme und Ängste aufleben lassen. Die DDR erlebte Frau Oswald dagegen als eine "geschützte Welt" (47), die sie allerdings andererseits auch als sehr geschlossen und begrenzt empfand:

Also es ist nicht... nicht eine geschlossene, geschützte Welt... ähm, die es doch irgendwo war, mit ihren Fehlern, ne? Also irgendwie war das doch irgendwo geschlossen und, und ein bißchen geborgen oder, oder so, ne? Also so... ähm... und manchmal dann ebenso ins Negative, also wo's dann zu geborgen oder zu einheitlich oder, oder zu farblos oder so, ne. Äh... und das kann sich jetzt entfalten, also jetzt können sie sich also wirklich entfalten. Die Frage ist bloß dahingestellt, ob man also von diesen... von dieser Palette das Richtige dann auswählt, oder so, ne... (47/7)

Dieses Zitat bringt komprimiert Frau Oswalds komplizierten Erfahrungen und ihre Umgangsweise mit der Wende zum Ausdruck. Wenn die Wende zunächst wie ein kalter Windzug alle scheinbaren Sicherheiten in Frage stellte und alte, unverarbeitete Ängste wieder aufleben ließ, so hat Frau Oswald mit der Zeit erkannt, daß sie trotz allem genügend Sicherheit behält⁵ und daß sie von dort ausgehend die Öffnung dafür nutzen kann,

⁵ Hierfür ist unter anderem relevant, daß sie sehen kann, wie gut es ihr und ihrer Familie im Vergleich zu ihrer Herkunftsfamilie und Bekanntschaft in ihrem Heimatland geht.

ihre alten Ängste neu zu verarbeiten sowie bisherige Probleme und Begrenzungen in ihrem Leben in Angriff zu nehmen. So empfindet sie ihre Arbeitslosigkeit inzwischen nicht mehr nur als Verlust, sondern auch als Chance, etwas Neues in ihrem Leben anzufangen. Aber entscheidend ist, daß sie sich nach wie vor sicher fühlt, und diese Sicherheit bekommt sie vor allem über ihre Partnerschaft und Familie.

Die begrenzende Sicherheit der Familie

Frau Oswalds Lebensgeschichte als Erwachsene zeigt, daß sie sich immer vorrangig an ihrer Familie orientiert hat. Der Beruf mußte sich ihren Wünschen der Familie gegenüber unterordnen, und es fiel ihr nicht schwer, die Anforderungen, die aus der Familie resultierten - vor allem die Bedürfnisse der Kinder - an die erste Stelle zu setzen. Der Beruf war zwar auch wichtig und - den Lebensbedingungen in der DDR entsprechend - ein selbstverständlicher Teil ihres Lebens. Dennoch hatte die Familie für sie immer eindeutig Priorität vor dem Beruf.

Sehr früh schon war sich Frau Oswald klar, daß sie unbedingt Kinder haben wollte.

...welche Bedeutung haben Kinder in Ihrem Leben?

Sehr wichtig. (...) Also ich, äh, wollte von Anfang an Kinder, ich wollte eigentlich schon viel, viel früher Kinder, aber das wurde mir dann immer abgeraten. Also nicht so jung, und hatatatam... na ja, also jedenfalls, äh, habe ich dann also die beiden... ich wollte eigentlich drei, mindestens drei. Aber das war dann leider durch diese Erbkrankheit⁶, ähm, war das also nicht, nicht erwünschenswert, daß wir noch ein drittes Kind haben. (39/27)

Frau Oswald betont, daß die Frage sozialer Absicherung oder materiellen Wohlstands kein Kriterium gewesen war, den günstigsten Zeitpunkt für Elternschaft zu bestimmen. Sie hat ihr erstes Kind nicht "geplant", sondern es gehörte für sie zur Heirat dazu.

Ich habe mir also nie überlegt, daß wir also jetzt erstmal Haus und Auto, also solche Gedanken waren nicht. Also ich hab' geheiratet und ich wollte ein Kind haben. Also... ich habe mir also nie irgendwelche Gedanken gemacht, ob ich nun sozial abgesichert bin, oder (lacht) ob ich, weiß ich nicht, schöne Tapeten an der Wand habe, sondern, äh, ich wollte Kinder haben. Also das gehörte für mich dazu. (40/20)

Der Beruf spielte bei Frau Oswalds Entscheidung für Mutterschaft eine ebenso untergeordnete Rolle. Sie entschied sich gegen eine Fortsetzung ihrer Tätigkeit als Dolmetscherin, die ihr zwar Spaß machte, aber wegen der vielen Reisen nicht mit einer Mutterschaft zu verbinden gewesen wäre (5). Statt dessen suchte sie sich eine Arbeit, die ihr Raum ließ, gleichzeitig ein Kind zu haben und ihrem Beruf nachzugehen. Nach kurzer Zeit gelang es ihr auch, eine passende Arbeitsstelle zu finden, und zwar als Fremdsprachenlehrerin an einer Hochschule, dieselbe Stelle, die sie auch bis zu ihrer Kündigung innehatte.

⁶ Bei dieser Erbkrankheit handelt es sich um eine Asthmaanfälligkeit, die ihren Kindern von der väterlichen Seite her vererbt wurde.

An dieser Stelle wird erneut der andere soziale Kontext sichtbar, der sich schon bei Frau Ebert und Frau Koch zeigte, nämlich daß es in der DDR genügend Erwerbsarbeit gab und daß sich Frau Oswald bei ihrer Lebensplanung immer darauf verlassen konnte, eine Erwerbsarbeit zu finden. Ihre Entscheidung für Mutterschaft konnte sie in dieser Hinsicht also relativ unbeschwert treffen. Daß der Zwang, sich *entweder* für einen beruflichen Einstieg *oder* für Mutterschaft zu entscheiden, angesichts der sozio-politischen Verhältnisse in der DDR viel geringer war, wird ebenso anhand ihrer weiteren Schilderungen deutlich. Erst kurz nach ihrem Stellenantritt als Sprachlehrerin an der Universität stand fest, daß Frau Oswald schwanger war, und als sie dies bekanntgab, hatte das weder Einschränkungen, noch eine Kündigung zur Folge. Auch daß ihr zunächst befristeter Arbeitsvertrag in einen unbefristeten umgewandelt wurde, obwohl sie, gerade aus dem Babyjahr zurück, bereits wieder schwanger war, spiegelt die berufliche Sicherheit wider, von der Frau Oswald bei ihrer Lebensplanung ausgehen konnte. Ob sich eine andere soziale Situation bei Frau Oswald in einem anderen Umgang mit Mutterschaft ausgewirkt hätte, läßt sich schwer sagen. Der starke Wunsch Frau Oswalds, Mutter zu werden, wurde jedenfalls durch die sozialen Umstände in der DDR sehr begünstigt.

Vor dem Hintergrund dieses deutlichen Kinderwunsches ist es auch verständlich, daß Frau Oswald auf die Frage, warum sie jeweils allein den Elternurlaub in Anspruch genommen habe, sehr verwundert reagiert. Sie wäre nie auch nur auf die Idee gekommen, den Elternurlaub mit ihrem Mann zu teilen. Das erste Jahr jeweils mit ihren Kindern zu Hause bleiben zu können, empfand sie als Privileg, das sie ausdrücklich nicht teilen wollte.

...jetzt abgesehen davon, abgesehen von dem Stillen, äh... nee, ich glaube, das wollt ich nicht abgeben. (lacht) Nein. Ich wollte zwar, daß er an allem teilnimmt, also was, was jetzt also (-) die Betreuung des Kindes, also was, was, was... weiß ich nicht, wickeln oder baden oder sonst solche Sachen, oder füttern und so, äh, aber zu Hause bleiben wollte ich mit dem Kind. Also das... (--) weiß ich nicht, also das kam, kam gar nicht auf, der Gedanke, ja? Ich fand das allerdings... ja, da gab's dann so die ersten Berichte in der Zeit, daß, weiß ich nicht, wenn ein Vater zu Hause blieb oder so. Fand ich schon imposant, aber... ich glaub', das hätt' ich nicht abgegeben. (43/15)

Gleichwohl spricht Frau Oswald auch die Schattenseiten dieses Privilegs an. Sie fühlte sich zu Hause isoliert und oft auch unterfordert. Im nachhinein macht sich Frau Oswald zudem selbst Vorwürfe, daß sie sich zuwenig Zeit für andere Dinge als Haushalt, Kinder und ihren Mann genommen hat. Andererseits schildert sie, wie ihr Mann, sobald er zu Hause war, sich um seine Familie gekümmert hat:

Na ja, das war eben das Problem, daß das gleich am Anfang so, als ich hierhergezogen war, ne... Ähm, ich hab's einsam empfunden, also in vielen, in vielen Hinsichten einsam empfunden, ähm... wobei... (-) ich mich eigentlich nicht beschweren kann, also was meinen Mann betrifft. Also er kam dann immer nach Hause und half mir, und, und, äh, versuchte mich auch aus... aus dem rauszuholen, also daß wir also immer irgendwas unternommen haben und so. Und dann... ich hatte damals noch relativ viel Heimweh, und da bin ich dann, also hab' ich die Kinder zusammengepackt und bin nach Hause gefahren für ein paar Wochen zu meinen Eltern und so. Und das hat er

schon alles mitgemacht, also das fand ich schon ganz toll von ihm. Und... aber... es war nicht schwer, weil... weil ich die Kinder hatte, sondern... ich wollte... wahrscheinlich wollte ich neben den Kindern noch irgendwas tun, ja, irgendwie so, beschäftigt sein oder so. Das ist... hat mich also... das Windelnwaschen und, und, und so, das hat mich also nicht so erfüllt, daß ich also... Wobei ich das erste Jahr, also wirklich nicht vermissen möchte, also mit den Kindern jetzt zusammen zu Hause zu sein. Und im nachhinein sage ich mir, daß ich hätte aus dem Jahr wahrscheinlich noch mehr machen können, als daß ich gemacht habe. (43/25)

Als es Probleme gab mit den Kindern - beide litten an Asthma - und sich der Tagesablauf der Familie durch die Berufstätigkeit beider Eltern schwierig gestaltete, war es für Frau Oswald ganz selbstverständlich, daß sie in Teilzeitarbeit wechselte, um den Bedürfnissen der Familie und vor allem der Kinder wieder stärker gerecht werden zu können. Daß Frau Oswald in Teilzeit arbeitete und nicht ihr Mann, hatte natürlich auch eine finanzielle Komponente, weil Herr Oswald schlicht mehr verdiente (19). Aber in erster Linie gehörte es einfach zum Selbstverständnis von Frau Oswald, daß sie sich um ihre Kinder kümmern wollte, der Beruf ihr dagegen weniger wichtig war.

Das war, was (...) ich vorhin beschrieben habe, diese Hektik am Anfang, ja, dieses, dieses... es tat mir so weh, daß ich die Kinder früh also rausreißen muß, und, und die waren noch so im Halbschlaf und gebrüllt und mitunter... Also das war... war keine gute Atmosphäre. Das war ein ganz schlechter Tagesanfang. Äh, obwohl es natürlich dann schön war, ich war dann relativ früh zu Hause und konnte also die Kinder nach dem Mittagsschlaf spätestens, ne, abholen, und das ist ja schon ganz toll, ne, also daß ich nicht abends um sechs oder um sieben, äh, um sechs, also kurz vor Schluß, die Kinder abholen muß. Aber... nee, das war nicht schön, also der Anfang war nicht schön.

Bis Sie dann so, ähm, die Arbeitszeiten verlagern konnten, weiter nach hinten?

Ja, bis ich also drauf bestand, daß ich also meine Stunden erst mal später anfangen, äh, beziehungsweise, bis ich dann durchgesetzt habe, daß ich halbtags arbeite. Und da hat sich das dann also sehr entspannt. Also wirklich, wirklich sehr entspannt. (44/47)

Wie stark Frau Oswald auf die Familie und Bindungen bezogen ist, zeigt sich auch in der Beziehung zu ihrem Mann. Sie hatte ganz bestimmte, hohe und auf enge Beziehungen orientierte Erwartungen an eine Ehe:

Wenn Sie zurückblicken, wie haben Sie sich früher das Zusammenleben mit einem Mann vorgestellt? Und haben sich diese Erwartungen erfüllt?

(lacht) Oh Gott, oh Gott. Ich hab's mir immer sehr harmonisch vorgestellt. Ich hatte immer so 'ne ideellen Vorstellungen, also daß das immer sehr familiär und sehr harmonisch und sehr liebevoll zugehen muß. Und, und... und alles geteilt... und... na ja das sind so die idealen... Auf alle Fälle Liebe, sehr viel Liebe, ja. Ja, und die Erwartungen? Teils, teils. Also, wer mir sagt, daß es in einer normalen Ehe keinen Streit gibt, äh, der lügt. Ist meine persönliche Meinung. Also es ist... oder, oder wenn es wirklich keinen Streit gibt, dann wird vieles nicht ausgesprochen, denke ich mir, also... Ja, da gibt's also... es gibt schon bei uns einige Auseinandersetzungen und die sind dann... Also es kann auch sein, daß es eventuell laut ist, aber was für mich wichtig ist, daß man dann wieder zueinander zurückfindet und dann irgendwo sich verzeihen kann und darüber reden kann und... Kann sein, daß man im ersten Moment erst mal laut

über bestimmte Probleme redet, aber sich das erst mal von der Seele... (lacht) äh, aber dann doch versucht, dann irgendwie darüber zu reden. Ähm... ja. Ich hab es relativ familienkonzentriert mir vorgestellt.

Und was heißt das so, familienkonzentriert?

Na ja, daß man... ja daß man so, so, so zusammen alles macht oder vieles macht, und, und nicht alleine. Ich hab' schon nie, auch, äh, auch bevor ich Kinder, also bevor ich noch nicht verheiratet war oder 'n Freund hatte, ich habe also nie gemocht, ähm, alleine was zu unternehmen, ja? (35/8)

Frau Oswald beschreibt, wie lange es gedauert hat, bis sie ihrem Mann und sich eigenständige Unternehmungen zugestehen konnte.

Ich fand einfach die Zeit, die wir haben miteinander zu... zu schade, daß wir also Extrawege gehen, ne. Bis ich dann aber dann irgendwie auch selber festgestellt habe, daß das gar nicht so schlecht ist, wenn man also mal einen Tag hat, wo man also für sich, ähm, ein Programm macht oder mal mit der Freundin sich trifft oder... ja, mein Mann mit seinen Freunden einen Skatabend mal und dann eben erst am nächsten Tag nach Hause kommt und so. Aber ich hab lange Zeit dazu gebraucht, um das ohne, ähm, ohne Groll oder ohne Eifersucht... das war wahrscheinlich auch 'ne Art Eifersucht, daß jemand, äh, jemand anders noch mit meinem Mann die Zeit verbringt oder so. Wahrscheinlich war ich, ja, am Anfang zu sehr auf ihn konzentriert, weil ich auch nicht so viele Freunde hatte. Ich hatte ja noch nicht so viele Bekannte, mit denen ich dann, äh, an dem Abend, wo er nicht da war, meinen Abend gestalten hätte können oder so, ja? (35/30)

Wenn Frau Oswald es heute auch als Anspruch formuliert, daß sie *"ihn [ihren Partner, d.V.] wie auch meine Kinder mal loslassen muß..."* (35/48), so fallen ihr eigenständige Unternehmungen doch auch heute noch schwer (37).

Frau Oswalds fast symbiotisch anmutenden Beziehungswünsche ihrem Mann gegenüber haben viel damit zu tun, daß sie große Schwierigkeiten hatte, sich in die dennoch fremde Kultur, das dennoch fremde Leben in der DDR einzugewöhnen. Ihre Entscheidung, in die DDR überzusiedeln, traf sie damals vor dem Hintergrund, daß ihr Mann dort bereits eine Berufsarbeit hatte, sie selbst jedoch gerade fertig mit ihrem Studium war, und daß sie sehr gut Deutsch sprechen konnte, ihr Mann hingegen nur schlecht ihre Sprache sprach. Auch glaubte sie, mit dem Leben in der DDR durch mehrere längere Aufenthalte vertraut zu sein, was sich jedoch als Irrtum herausstellte. Wenn Frau Oswald also eine starke Orientierung auf ihre Beziehungen zum Mann und zur Familie von vornherein mitbrachte, so wurde diese durch ihre Lage als "Fremde" noch verstärkt. Und als sich Frau Oswald im Verlaufe der Zeit immer mehr von ihrem Heimatland entfremdete, wurde ihre Familie auch von dieser Seite aus ganz wichtig, um einen Ausgleich für den Verlust herzustellen.

Ein gutes Beispiel, das die starke Bezogenheit auf die Beziehung zu ihrem Mann zeigt, ist die Tatsache, daß Frau Oswald die Chance, bereits vor der Wende ins westliche Ausland reisen zu können, ohne ihren Mann nicht nutzen wollte, obwohl er sie dazu aufforderte.

Und ich habe mir gesagt, warum, warum? Das muß nicht sein, also das... Wir hatten soviel anderes noch vor, also das... Aber natürlich, in dem Moment, wo's ging, haben wir's natürlich wahrgenommen, ne. (3/7)

Frau Oswald reizte die Möglichkeit, in den Westen reisen zu können, nicht, weil das Reisen in westliche Länder für sie nichts völlig Neues war. Als Kind eines Diplomaten hatte sie bereits mehrere Jahre im westlichen Ausland gelebt (3). Darüber hinaus aber waren ihr die gemeinsamen Erlebnisse mit ihrem Mann wichtiger, als eigenständig neue Erfahrungen zu machen. Nach der Wende jedoch, als sie gemeinsam mit ihrem Mann und den Kindern reisen kann, wird sie offen dafür: Sie erzählt, wie oft sie inzwischen mit der Familie gereist ist und wie sehr es ihr gefallen hat.

Nimmt man Frau Oswalds Schilderung über ihren Beruf und vergleicht sie mit ihren Bedürfnissen und Erfahrungen gegenüber der Familie, so zeigt sich, daß sie sich deutlich weniger mit ihm identifizieren konnte.⁷ Der Fremdsprachenunterricht für junge Erwachsene gefiel ihr zwar, dennoch hatte sie oft Schwierigkeiten mit dem Unterricht.

Haben Sie, ähm, gerne immer in Ihrem Beruf gearbeitet? Oder hätten Sie gerne irgendwann mal was anderes gemacht?

Es... (lacht) es schwankte so'n bißchen. Aber an und für sich habe ich es gerne gemacht. Ich habe bloß, bloß leider - leider? - also immer wieder Lampenfieber. Also vor, vor dem Unterricht selber, also wenn ich also in die Unterrichtsstunde gehe, habe ich vorher also wie, wie 'n Schauspieler eben also erst mal Lampenfieber. Wenn es aber dann gut läuft, ja, dann, dann ist das also, doch dann hinterher fühle ich mich dann sehr wohl, also wenn es dann also echt geklappt hat. Aber leider... klappte das nicht immer, also kla... und klappt auch heutzutage nicht immer, ja. (12/3)

Frau Oswald hatte bereits vor der Wende einmal den Wunsch, sich etwas anderes zu suchen. Damals sah sie jedoch keine Alternativen, und weil ihr die Arbeitsstelle Freiräume bot, die sie woanders nicht gehabt hätte, entschied sich Frau Oswald dafür zu bleiben. Frau Oswald konnte nämlich tageweise auch zu Hause arbeiten, was sie wiederum als großen Vorteil vor allem für ihre Familie empfand (12).

So läßt sich das vergleichsweise geringe berufliche Engagement zum Teil aus mangelnden Gelegenheiten und biographischen Konstellationen erklären, dennoch wird immer wieder deutlich, daß sie auf dieses Engagement verzichtet hat, weil ihr die Familie letztlich doch wichtiger war.⁸

Insgesamt läßt sich feststellen, daß Frau Oswald eine Frau ist, die sehr auf Beziehungen orientiert ist, und daß sich ihr Engagement für die Familie auf dieser Basis gründet. Der Beruf ist dagegen ein zwar selbstverständlicher Teil ihres Lebens, dennoch sollte er sich bisher immer ihren auf die Familie gerichteten Bedürfnissen unterordnen. Frau

⁷ Lebensgeschichtlich betrachtet könnte das auch darin begründet liegen, daß Frau Oswald sich für ihr Studienfach nicht aus Neigung, sondern mehr aus Verlegenheit entschied, auch um damit dem Wunsch ihrer Eltern zu entsprechen, auf jeden Fall zu studieren (23). Sie hätte lieber einen künstlerischen Beruf gewählt, und sie be-reut aus der heutigen Perspektive, zu wenig Engagement für die Verwirklichung dieses Ziels aufgebracht zu haben (24).

⁸ Gerade der Vergleich mit Frau Koch, die nicht lockergelassen hat, bis sie die Arbeitsstelle gefunden hatte, die ihren Wünschen entsprach, macht den Unterschied zwischen beiden Handlungsweisen deutlich. Frau Koch ist zudem, ganz im Gegensatz zu Frau Oswald, immer bereit gewesen, die Familie ihren beruflichen Ansprüchen und Anforderungen unterzuordnen.

Oswald ähnelt mit dieser Orientierung und mit ihren Handlungsweisen Frau Ebert. Bei beiden überwiegt die Bedeutung von Bindungen. Bei Frau Oswald ist die Bedeutung ihres familialen Lebens aber auch zusätzlich dadurch vertieft worden, daß sie Fremdheitsgefühle und -erfahrungen verarbeiten mußte.

Auf der Grundlage dieser familialen Orientierung Frau Oswalds ist es auch nicht weiter verwunderlich, daß die Rollen- und Aufgabenteilung zwischen ihr und ihrem Mann dem klassischen Muster folgt, trotz der qualifizierten Berufsarbeit von Frau Oswald. Sie ist diejenige, die die fürsorgliche Seite des Lebenszusammenhangs zwischen privaten Beziehungen und Beruf nicht nur für sich, sondern auch für ihren Mann übernimmt. Sie kümmert sich weitgehend allein um die Familie sowie den Haushalt und hält ihrem Mann ganz bewußt den Rücken frei für seine Arbeit. Über die berufliche Beanspruchung ihres Mannes sagt Frau Oswald, daß ihr Mann seinen Beruf *"immer schon sehr ernst genommen"* (19/1) hat. Sie akzeptiert, daß er *"kein Mensch zum Zuhausebleiben"* (46/37) ist, und sie betrachtet es als einen Ausgleich, daß ihr Mann, anstatt sich um die Familie zu kümmern, den Lebensunterhalt der Familie hauptsächlich sichert. Darüber hinaus hat sich ihr Mann immer, soweit es beruflich möglich war, auch an der Kinderbetreuung beteiligt und ist, wenn seine Frau beruflich unabhkömmlich war, auch mal tageweise bei Krankheit der Kinder zu Hause geblieben. Frau Oswald beschreibt ihren Mann als einen Vater, der sich um seine Kinder bemüht und sich, wenn er frei hat, auch wirklich Zeit für sie nimmt. Und sie hat das Gefühl, daß er jenseits vom Beruf für seine Familie da ist und diese auch sehr ernst nimmt. Im Haushalt selbst ist Herr Oswald für das Auto, alle Behördenangelegenheiten und den schweren Einkauf zuständig.

Frau Oswald beschwert sich deshalb auch nicht, daß sie mehr für ihre Familie macht und vieles auch selbstverständlich ist.

...bloß das, was ich vorhin schon sagte, ich versuche es nicht aufs Wochenende zu lassen. Und ich meine, wenn er abends um, um... na gut, heute kommt er ja nun echt spät, aber wenn er, sagen wir mal, um sechs nach Hause kommt, äh, soll ich ihn dann noch bitten, also staubzusaugen? Ich find' das irgendwo übertrieben, wenn ich den Vormittag da war, ja? Wobei, es ist natürlich so 'ne, so 'ne Sache gewesen, was ich gesagt hab... (...) ...muß ich ja meine Vorbereitungen machen und so, und das ist auch Arbeitszeit, und das nahm natürlich auch meinen Tag, und ich, äh... aber ich habe mir dann immer gesagt, na ja, machst du erst mal schnell hier alles ordentlich und dann habe ich mich erst hingestellt, ja? Aber ich hätte natürlich mich durchaus, äh, um acht oder um halb neun mich an meinen Schreibtisch setzen können und, und nachmittags um fünf erst aufstehen, ne, und dann wirklich abends um sechs meinem Mann sagen, also er könnte noch staubsaugen, und das hab' ich nicht gemacht. (lacht)

Und gab es oder gibt es Streitigkeiten wegen der Aufteilung der Hausarbeit?

Nein. (52/15)

An einer anderen Stelle wird deutlich, daß es Frau Oswald ganz bewußt darum geht, mit ihrem Mehreinsatz gemeinsame Zeit für die Familie zu erwirtschaften. Das Pragmatische steht für Frau Oswald vor dem Gefühl, daß die Zuständigkeiten im Haushalt vielleicht ungerecht verteilt sein könnten. Ihr geht es immer um die gemeinsame Zeit, und es ging ihr um die Bedürfnisse der Kinder, die mehr Zeit und Zuwendung brauchten, was ihr Zurückstecken im Beruf beinahe unvermeidlich machte.

Wichtig ist, daß diese Rollen- und Tätigkeitsteilung zwischen den Oswalds einvernehmlich ist. Beide akzeptieren den Part des bzw. der anderen, erkennen sich in ihrer Schwerpunktsetzung gegenseitig an. Herr Oswald würdigt das Familienengagement seiner Frau und weiß um dessen Wert für sich selbst und die Kinder. Frau Oswald legt offenbar auch großen Wert auf diese Anerkennung ihres Engagements durch ihren Mann.⁹ Auch sonst scheint die Beziehung weitgehend harmonisch zu sein. Frau Oswald schildert die vielen Gemeinsamkeiten, die sie mit ihrem Mann teilt. Sie hätte zwar gerne mehr gemeinsame Zeit mit ihm, gleichzeitig aber versucht sie, realistisch zu sein und findet, daß "im Rahmen der Möglichkeiten, daß wir also genug Zeit haben." (37/35) Ihre Ehe empfindet Frau Oswald insgesamt als glücklich (34).

Die Ehe der Oswalds ist also ein Beispiel für eine Beziehung, die trotz des sozial bedingten Ungleichgewichts und der objektiven Benachteiligung von Frau Oswald relativ harmonisch ist, nicht nur weil komplementäre Bedürfnisse aufeinandertreffen, sondern weil darüber hinaus - ganz im Gegensatz zum Beispiel der Eberts - Herr Oswald in der Lage ist, die Arbeit und Fürsorge seiner Frau in der und für die Familie zu würdigen.

Dennoch bleibt dieses Beziehungsarrangement problematisch. Denn offenbar basiert die Arbeits- und Rollenteilung zwischen den Oswalds weniger auf einem selbstbewußten Engagement von Frau Oswald, sondern vielmehr auf ihrer eigenen inneren Unsicherheit und auf ihrem Bedürfnis, in der Familie Schutz zu suchen. Es fällt ihr offenbar schwer, selbstbewußt auf ihren eigenen Interessen und Bedürfnisse zu bestehen.

Ich habe mich wahrscheinlich, ähm... (--) ich habe mich selber... äh, ich habe selber bestimmte Rollen übernommen, ähm, wo ich eventuell gleichberechtigter hätte werden können oder so. Ja? Also was, was wir, was wir eben, eben vorhin mit dieser Einteilung von, von, von Hausarbeiten oder so, äh... äh, es war mir einfach angenehm, nicht auf Ämter gehen zu müssen... (...) Es war mir einfach bequem, da zurückzustecken oder so. Ja, weil ich es nicht gerne mache oder... (lacht) Ähm... ja... aber äh... mein Mann bedauert das immer, daß ich mich nicht durchsetzen möchte. (53/38)

Er fände es besser, wenn ich also selbstbewußter und, und äh... durchsetzungsfähiger wäre... ja, doch. (...) Er findet das schon schön, daß ich mich für die Familie engagiert habe. Er, er fände es aber auch sehr schön, wenn ich äh... ähm... na ja, wenn ich, wenn ich selbstbewußter und mich noch mehr verwirk... also wenn ich mich wirklich wirklichen würde, oder, oder... ja, einfach selbstbewußter ihm gegenüber, anderen Leuten gegenüber, einfach der Welt gegenüber wäre.

Und sehen Sie das auch so, daß das damit zusammenhängt, daß Sie mehr für die Familie getan haben und daß Sie weniger selbstbewußt sind dadurch?

Nein, das liegt also, glaube, prinzipiell an meinem Charakter, daß ich also relativ wenig Selbstbewußtsein habe. Äh, allerdings, äh... äh, ich habe inzwischen so festgestellt, daß ich mich also... ich setze mich schon irgendwo, ne, also jede Frau hat seine Tricks, sich durchzusetzen, (lacht) innerhalb der Familie, aber äh... äh... Ja, es kommt, es kommt dabei... also bei uns kommt es doch ein bißchen so raus, daß er der Stärkere ist und ich die Schwächere. Aber ich glaube schon, daß da, ähm... mittlerweile ein, ein

⁹ Beides, sowohl daß Herr Oswald das Familienengagement seiner Frau wirklich anerkennt, als auch der Anspruch Frau Oswalds an ihren Mann, sie in dieser Hinsicht zu achten, wird durch die Schilderungen Herrn Oswalds bestätigt.

ganz gutes Verhältnis rausgekommen ist. Also, daß ich also nicht unbedingt die ganz, ganz Schwächere bin, ja? Bloß er würde zum Beispiel, äh, verantwortungsvollere Aufgaben auch mir übertragen wollen. Eben, weiß ich nicht, zum Beispiel zu irgendeinem Amt zu gehen oder, äh, ob das Autofahren ist, zum Beispiel. (54/2)

Von der heutigen Warte aus betrachtet meint Frau Oswald selbst, daß sie sich ihrem Mann gegenüber untergeordnet und Schwierigkeiten hat, sich durchzusetzen. Es besteht bei ihr, ähnlich wie bei Frau Ebert, die Tendenz zur Selbstaufgabe in Bindungen. Fast alle Handlungsweisen Frau Oswalds machen deutlich, daß sie die Tendenz hat, ihre eigenen Bedürfnisse und Ansprüche denen von anderen unterzuordnen. Dann kommen bei ihr noch die individuell-biographischen Konstellationen und Einflüsse dazu. Die unbewältigten Ängste Frau Oswalds und das daraus resultierende starke Sicherheitsbedürfnis tragen vermutlich ebenso zu einer Vertiefung dieses Handlungsmusters bei.

Wenn sich auch davon ausgehen läßt, daß bei Frau Oswald entsprechende psychische Dispositionen als Basis für diese Tendenz zur Selbstaufgabe existieren, so sind darüber hinaus strukturelle und kulturelle Zusammenhänge und Hintergründe benennbar, die diese Disposition befördert und verstärkt haben. Da sind zunächst die realen Probleme des Alltags und die konkreten Bedürfnisse der involvierten Menschen. Auch in der DDR schlossen sich, wie Frau Oswalds Beispiel zeigt, trotz der viel günstigeren Situation für die Berufstätigkeit von Müttern, Familie und Beruf tendenziell aus. Ein normales berufliches Engagement hätte für Frau Oswald letztlich bedeutet, die Bedürfnisse ihrer Kinder zu vernachlässigen.¹⁰ Insbesondere wenn unvorhersehbare Probleme wie Krankheiten der Kinder dazukamen, paßte das sozialpolitische Arrangement der Gleichzeitigkeit von Mutterschaft und Beruf nicht mehr. Auch Frau Ebert hatte, wie wir gesehen haben, ähnliche Probleme mit ihren kranken Kindern. Frau Oswald fiel angesichts dieses Dilemmas die Entscheidung zugunsten ihrer Kinder nicht schwer - sie waren ihr einfach wichtiger als ihr Beruf.

Daß sie diese Verantwortung allein trug, hat ebenso damit zu tun, daß Teilzeit für Männer nicht vorgesehen war in der DDR, genausowenig wie eine ernsthaft geteilte Elternschaft. Angesichts der Arbeitszeitstrukturen in der DDR - in denen die Familie und Bindungen nur als Marginales aufgehoben waren - und der Tatsache, daß das Einkommen ihres Mannes durch ihren Verdienstaustausch wichtiger wurde, ist die klassische und vereinseitigende Verteilung der Aufgaben, wie sie bei den Oswalds zu finden war und ist, beinahe unausweichlich. Die polarisierte Aufgabenteilung zwischen den Oswalds war also angesichts der sozialen Bedingungen auch einfach die praktikabelste, naheliegendste Lösung, um die beiden konfligierenden Lebensbereiche Familie und Beruf in ein Alltagsleben integrieren zu können.

Die soziale Isolation als Mutter und die sozial untergeordnete Bedeutung von Fürsorge hat ebenso dazu beigetragen, daß sich Frau Oswald dazu genötigt fühlte, mehr für ihre Familie dazusein, als ihre Zeit jenseits vom Beruf auch für sich selbst zu nutzen. Denn wenn man "nur" zu Hause ist, ist es naheliegend, den Mann und die Kinder ent-

¹⁰ Daß die Vernachlässigung der kindlichen Bedürfnisse für viele Frauen ein großes Problem darstellte, zeigen nicht nur fast alle meine Interviews, sondern auch die von Beer/Chalupsky durchgeführten. Vgl. Beer/Chalupsky 1993.

lasten zu wollen, so daß fast alle Haus- und Familienarbeit von der Frau allein übernommen wird - so auch von Frau Oswald. So ist es die fehlende soziale Anerkennung von Fürsorge in der DDR, die dazu geführt hat, daß Frau Oswalds Fürsorge- und Bindungsorientierung letztlich in eine Tendenz zum Selbstverzicht münden mußte. Grundlage sind die erwerbszentrierten Strukturen, durch die Fürsorge sozial marginalisiert wird.

Neben diesen strukturellen Hintergründen spielen die kulturellen Deutungsmuster, die Fürsorge als "angeborenes" Prinzip allein den Frauen zuordnen, eine Rolle. Auch sie machten in der DDR und machen es jetzt unmöglich, daß Herr Oswald und seine Frau einfach die Rollen wechseln bzw. daß sie zusammen beide Rollen ausfüllen. Sozial war nur die Erweiterung der Frauenrolle um die Berufsarbeit vorgesehen, nicht aber im Gegenzug eine Erweiterung der Männerrolle um die familiäre Fürsorge. Gerade hierin spiegelt sich die Entwertung von Frauen und deren Lebenszusammenhänge sowie Bindungsbezüge wider.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Äußerung Frau Oswalds über ihre Unselbständigkeit. Im letzten Zitat brachte Frau Oswald zum Ausdruck, daß ihr Mann sich nicht nur eine selbstbewußtere, sondern auch eine selbständigere Partnerin wünscht. Wenn Frau Oswald einerseits die Kritik ihres Mannes annimmt und ihre Unselbständigkeit beklagt, so übersieht sie gleichzeitig die Tatsache, wie unselbständig auch ihr Mann in bezug auf sein privates Leben ist. Sie nimmt ihm schließlich fast alle fürsorgliche Selbstverantwortung sowie die Verantwortung für die Kinder in der Familie ab, versorgt ihn und die Kinder, kümmert sich um die Organisation des Alltags, die Probleme der Kinder und die ihres Mannes. Im Interview mit Herrn Oswald wird diese Abhängigkeit und Unselbständigkeit implizit sehr deutlich (siehe dort). Aber diese umgekehrte Form der Unselbständigkeit ihres Mannes ist in einer Kultur, in der Autonomie nur mit der Selbstentäußerung über Arbeit möglich erscheint und überhöht wird, nicht reflektierbar. Der Schein von Unabhängigkeit und Überlegenheit ist und bleibt gewahrt, auch im Denken von Frau Oswald selbst. So kann ihr Mann von ihr fordern, eigenständiger und selbstbewußter zu sein. Auf die Idee, umgekehrt von ihm in bezug auf sein Privatleben mehr Eigenständigkeit als auch Fürsorge zu fordern, kommt Frau Oswald deshalb nicht. Vor diesem Hintergrund kann Frau Oswald nur noch vage empfinden, daß sie in der alltäglichen Beziehung zu ihrem Mann nicht nur die Schwächere, Unterlegenere ist,¹¹ sondern daß sie ebenso tatsächlich über Macht- und Handlungspotentiale verfügt, die auch Schlüssel zu mehr Selbstbewußtsein sein könnten.

Die Entwicklung eines sicheren Selbstwertgefühls und damit des Potentials, mit den Problemen des Alltags auch anders umgehen zu können, wäre für Frau Oswald vor dem Hintergrund der sozialen und kulturellen Entwertung von Fürsorge auch generell schwer möglich gewesen. Für das, was Frau Oswald gemacht hat, nämlich sich sowohl im Beruf als auch für die Familie zu engagieren und in beiden Feldern tätig zu sein, dabei keine Seite zu vernachlässigen, gab es keine wirkliche soziale Anerkennung. Von daher bestand auch kaum die Möglichkeit, daß sich Frau Oswald ihrer Fähigkeiten hätte

¹¹ Vgl. das Zitat auf S. 181

bewußt werden können, um daraus dann Stolz und Selbstbewußtsein zu ziehen. Strukturell und kulturell war die Sozialpolitik zur Unterstützung von Müttern als Defizitausgleich gedacht, und nicht etwa als Absicherung eines Lebenszusammenhanges, der für den einzelnen wie für die Gesellschaft große Bedeutung besitzt. Frau Oswald selbst folgte diesem Bewertungsmuster und war nicht in der Lage, aus dem, was sie tat, einen individuellen Gewinn zu ziehen.

An dieser Stelle läßt sich wiederum ergänzend auf sozialpsychologische und sozialisationsbedingte Hintergründe verweisen. Die Beschädigung von Frau Oswalds Selbstwertgefühl ließe sich vermutlich auch bis in die Adoleszenzzeit zurückverfolgen. Untersuchungen zeigen nämlich, wie es jungen Frauen unmöglich gemacht wird, aus ihrer Orientierung auf Bindung - neben der auf Beruf und Selbständigkeit - eine positive Selbstbestätigung zu gewinnen.¹² Erst in der Folge dieser mangelnden sozialen Anerkennung einer anderen Sozialisation entsteht dann ein mangelndes Selbstbewußtsein und der Wunsch, sich am vermeintlich stärkeren Mann zu orientieren, ihm beispielsweise - wie Frau Oswald - den Umgang mit Ämtern zu überlassen.

Letztlich ist es das Zusammenwirken der einzelnen Elemente - die psychischen Dispositionen bei Frau Oswald, die erwerbszentrierten Strukturen sowie die dazugehörigen kulturellen Deutungsmuster -, das wie von selbst zur Entfaltung der klassischen, komplementären und hierarchischen Rollenteilung bei den Oswalds geführt hat, in der sie als Frau aus ihrer Beziehungsorientierung heraus auf Autonomie zu verzichten beginnt. Dennoch empfindet Frau Oswald ihre Ehe insgesamt als harmonisch.

Aber dieses harmonische, innerfamiliale Arrangement der Oswalds wird durch die Arbeitslosigkeit von Frau Oswald und die neuen Verhältnisse im Erwerbsbereich allmählich gestört. Denn Frau Oswald ist durch ihre Arbeitslosigkeit gezwungen, sich beruflich neu zu orientieren. Während es ihr unter den Lebensbedingungen in der DDR relativ leicht gelang, ihre bisherige Hinwendung zur Familie mit der Berufarbeit zu kombinieren, ist das unter den neuen Verhältnissen nicht mehr so ohne weiteres möglich. Wenn Frau Oswald weiterhin berufstätig bleiben will, so bedeutet das, mehr Engagement in den Beruf stecken zu müssen als bisher. Ohne Abstriche hinsichtlich der Familie kann das nicht gelingen. An diesem Punkt also - fünf Jahre nach der Wende - setzt eine Veränderung im Leben von Frau Oswald ein. Hier jedoch kommt Frau Oswald die Tatsache entgegen, daß ihre Kinder inzwischen selbständig geworden sind und die Mutter immer weniger brauchen.

¹² Vgl. z.B. Hagemann-White 1995 und Gilligan 1995. Carol Hagemann-White schreibt: *"Wir treffen hier erneut auf das Problem der fehlenden symbolischen Repräsentanz für aktive, selbstbewußte Weiblichkeit (...). In den Arbeits- und Erfahrungsbereichen, welche aus der Erwerbsarbeit abgespalten und zugleich in ihr vorausgesetzt sind, entsteht ein kaum artikuliertes weibliches Wissen über eigene Kompetenzen. Daher enthalten die Arbeitsorientierungen, die aus dem weiblichen Lebenszusammenhang erwachsen, ein Potential zur Erweiterung und Vervollständigung des Berufskonstrukts. Aber die weiblichen Erfahrungen mit Arbeit finden keine wirkkräftige Symbolisierung; sie werden vielmehr naturalisiert, zu Merkmalen der Geschlechtszugehörigkeit definiert."* (79) Daß sich diese auf die westliche Kultur bezogene Analyse auch und gerade auf die DDR übertragen läßt, habe ich im theoretischen Teil dieser Arbeit bereits entfaltet und begründet. Die erwerbszentrierte Kultur der DDR hat keine Alternativen zu der Entwertung weiblicher Erfahrungszusammenhänge bzw. zu deren Naturalisierung geboten.

Arbeitslosigkeit und Neubeginn

Frau Oswald ist nicht gleich mit der Wende arbeitslos geworden, sondern erst fünf Jahre später. Relativ früh, so Frau Oswald, war allen Beschäftigten klar, daß ein Personalabbau stattfinden würde. Es fanden im Vorfeld Gespräche und "Evaluierungen" statt, die Neid, Konkurrenz und Mißgunst unter den Kollegen auslösten. Als die Kündigungen ausgesprochen wurden, wehrten sich viele Kollegen dagegen. Zunächst auch Frau Oswald.

...[die Landesregierung] hat nur bestimmte Stellen bewilligt und es muß also, es muß eben ein Abbau stattfinden. Also es ist natürlich sehr schwierig, äh, Gründe zu finden, Leute loszuwerden. (lacht) Aber da der Kampf also schon... dieser Kampf geht jetzt schon seit... na mittlerweile drei Jahre, mindestens, und äh, ich hab' nun zwei Jahre mitgemacht... (...) Und dann kamen die Kündigungsbriefe und viele Kollegen, die haben das, die haben dann also... bzw. ich auch, haben erst mal Einspruch erhoben. Das macht man ja nun doch, und, äh... aber einige haben eben durchgezogen bis zum, bis zum Ende... (...) also den Prozeß, bis zum Ende. Und ich habe mir gesagt... also ich weiß nicht, mir war dann... an einem irgendeinem Punkt habe ich mir gesagt, ich kann nicht mehr, also das ist mir schon... ich... wenn sie mich nicht haben wollen, dann muß ich gehen. Also dann ist mir das also einfach nicht... und, äh, und ich bin dann, ich hab dann aufgehört, mit dem Prozeß. Und, äh... aber die, die jetzt also doch noch den Prozeß noch gewonnen haben, sind also wieder drin, ähm, das geht jetzt weiter. Weil es gibt nur ein bestimmtes Kontingent, und einige müssen eben... und, und da geht jetzt dieser neue Kampf los, ja, also das... also wer nun wieder neu gehen muß und so, und, und schon... im Grunde genommen, das ist zum Beispiel so 'ne, so 'ne ganz negative Erfahrung nach der Wende, daß also diese vielleicht nicht unbedingt immer echte Kollegialität, die es früher gab, aber jetzt in einen, in einen offenen Kampf (lacht) sich äußert, daß man also eigentlich kaum noch jemandem richtig trauen könnte und jeder in jedem einen Feind oder einen Konkurrenten sieht und, und... und das finde ich, das finde ich irgendwo sehr schlimm. Das konnte ich, also das kann ich nicht mehr ertragen, das war mir einfach zu... (--)

War das mit ein Motiv, dann zu sagen...

Auch, ja. Weil 's, weil ich auch weiß, äh... die sich wieder reingeklagt haben, wie sie angeguckt werden und wie sie... also da, da gibt's dann auch wieder Gerede und, und, und... na ja, es ist eben 'n totaler Konkurrenzkampf. (...) ...das ist kein Klima mehr, also es war einfach kein Arbeitsklima mehr da. Und äh... mag ja sein, daß man, daß wir uns jetzt ein bißchen anders... ein... also einschränken müssen, ja, was, was finanziell betrifft, aber... es ist mir einfach nicht wert, äh... (-) dieser, dieser Streß, also dieser psychische Streß, es ist mir das nicht wert, muß ich Ihnen ehrlich sagen. (--) Wobei ich dazu sagen muß, ich kann so sprechen, weil ich also einen Ehemann habe, der Arbeit hat und der verdient. Es gibt natürlich viele Kollegen, die also alleinstehend sind oder alleinstehend mit Kind und so, wo... die einfach also das durchstehen müssen, weil, weil eben dann, also nur mit Arbeitslosengeld, es dann sicherlich nicht so, so einfach wäre. Also das... da muß ich ehrlich sein, das gebe ich zu, ja... (4/43)

Frau Oswald hätte genauso wie ihre Kollegen gerichtlich eine Weiterbeschäftigung durchsetzen können. Sie zog ihre Klage aber nach einiger Zeit wieder zurück, obwohl gute Aussichten auf Erfolg dieser Klage bestanden, weil ihre Arbeit es ihr nicht mehr

wert war, darum zu kämpfen. Die Kündigung war ihr lieber, als sich auf Dauer dem Druck und psychischen Streß auszusetzen. Mit den Veränderungen in ihrer Berufsarbeit - vor allem der Zunahme von Konkurrenz und dem Verschwinden von Kollegialität - wollte sie sich nicht abfinden. Als wichtig für ihre Entscheidung hebt sie die soziale Absicherung durch ihren Mann hervor.

Ihre Arbeitslosigkeit ist also in gewisser Weise auch mit einem freiwilligen Rückzug aus ihrem Beschäftigungsverhältnis verknüpft. Lieber nimmt sie die Arbeitslosigkeit in Kauf, verbunden mit der Überlegung, daß sie vielleicht auch etwas Besseres machen kann und sich dabei auch alte Wünsche realisieren lassen, wie ich noch zeigen werde. Denn sie will auf jeden Fall wieder einer Erwerbsarbeit nachgehen, die Option, zu Hause zu bleiben, kommt für sie nicht in Frage.

Es ist wieder die Familie, die ihr die Sicherheit gibt, diesen Schritt zu vollziehen. Sie beruft sich auf das gesicherte Einkommen ihres Mannes, auf dessen Basis es ihr erst möglich erscheint, mit der Arbeitslosigkeit zurechtzukommen. Ihr Mann ist inzwischen beruflich etabliert und verdient gut. Er konnte die Wende zu einem beruflichen Aufstieg nutzen. Diese Sicherheit versteht Frau Oswald als Freiraum, der ihr die Möglichkeit einräumt, sich nicht länger mit den unbefriedigenden Aspekten ihrer Berufsarbeit abzufinden und einen Neuanfang zu wagen. Dennoch ist die Arbeitslosigkeit für Frau Oswald ein schwer zu verkraftender Umstand.

Ja, wie war das dann für Sie, dann arbeitslos zu werden?

(-) Nicht schön. Man hat sich, äh... (-) trotz dessen, daß ich wußte, äh, daß es eine unrealistische Einschätzung war, also daß ich jetzt gerade und warum nicht der andere oder so, wenn ich das ganz realistisch gesehen habe. Aber wenn man das... also irgendwo trägt man das doch auf sich persönlich dann immer. Und dann fühlt man sich irgendwo zurückgestellt, nutzlos, traurig, ähm... äh, ja, ausgelaugt, weiß ich nicht. Und... man brauchte schon wieder ein bißchen Zeit, daß man wieder Mut faßte und irgendwas tut und, und... Äh, ja dann wieder Anzeigen aufzugeben oder Anzeigen überhaupt zu lesen. (10/1)

Erst nach einer Weile kann sie die mit ihrer Arbeitslosigkeit verknüpfte Lähmung überwinden und wieder aktiv werden. Bald nimmt Frau Oswald ihre Arbeitslosigkeit aber als Herausforderung und Chance an, etwas Neues zu beginnen. Zunächst arbeitet sie weiter als Fremdsprachenlehrerin auf Honorarbasis in einer anderen Hochschule und in der Volkshochschule, ausdrücklich, weil sie "nicht gerne zu Hause" (3) sitzt. Zugleich aber greift sie eine alte Idee wieder auf: Sie wollte schon immer kleineren Kindern Sprachen beibringen, sah jedoch bisher keine Möglichkeit, diese Idee umzusetzen. Dann aber hört sie von Kindergärten, die Fremdsprachenunterricht für Vorschulkinder organisieren und anbieten.

Und jetzt, seitdem ich arbeitslos bin, ähm, mache ich also einige Honoraraufträge. Also ich war in der [Universität], und dann habe ich hier in [Wohnort] an der Volkshochschule gearbeitet, und meine schönste Sache ist, ich habe so'n kleines Projekt auch in meinem Kopf, ähm, [Fremdsprachen] für Kindergartenkinder. Und ich hatte die Möglichkeit, äh, das mal auszuprobieren. Also ich hatte einen Kindergarten gefunden, wo ich also mit ein paar Kindern arbeiten konnte und mich einfach mal... ich wußte ja noch nicht, wie man das macht, was man macht, ich hab's eben mal auspro-

biert, und das war also phantastisch, also das ist sehr gut gelaufen. Die Kinder haben es sehr gut aufgenommen, und mir hat es sehr großen Spaß gemacht. (3/45)

Diesen Unterricht probiert sie zunächst als Honorartätigkeit aus. Sie bekommt dann noch das Angebot vom Arbeitsamt, diesen Unterricht in den Rahmen eines Tagesmutterprojektes zu integrieren und auszubauen. Damit verknüpft ist eine dreimonatige Weiterbildung, die im September 1995, also zwei Monate nach dem Interview, beginnen soll. Im Anschluß daran hat Frau Oswald die Aussicht auf eine Beschäftigung über eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme.

Frau Oswald verbindet mit diesem Projekt, vor allem aber mit der Möglichkeit, Kindergartenkinder in einer Fremdsprache zu unterrichten, sehr viele Hoffnungen. Es ist, wie sie erzählt, ein alter Wunsch von ihr, auf diese Art tätig zu werden.

Und das war eigentlich immer schon mein Traum, mit kleineren Kindern zu arbeiten. (...) Und... und irgendwie kam mir da also, wo das also so langsam losging mit der Kündigung, so im Hinter... habe ich mir das wieder irgendwie zurückgerufen, also diese Idee und so. Und da habe ich dann auch rumgefragt, und, und hab' mir also viel Material besorgt und, und... hab' dann angefangen, darüber nachzudenken. Und hab' mir da so ein bißchen was... hab' dann auch mal an einer Stelle hospitiert, wo das also gemacht wird schon, und das würde ich gerne, gerne irgendwie machen. Und ich hoffe, daß das jetzt klappt vielleicht. (21/23)

An dieser Stelle wird nicht nur ihre Hoffnung sichtbar, überhaupt wieder eine Erwerbsarbeit zu finden. Darüber hinaus möchte Frau Oswald die Gelegenheit nutzen und sich eine Arbeit suchen, mit der sie sich stärker identifizieren kann, die ihr Spaß macht und die ihren Wünschen und ihrem Können entspricht. Frau Oswald ist also dabei, ihr bisheriges Handlungsmuster, das die Berufsarbeit und dabei ihre eigenen Interessen und Bedürfnisse in dieser Hinsicht als Zweitrangiges behandelte, zu verändern. So bedeutete der Verlust ihrer in der DDR sicheren Arbeitsstelle zwar zunächst eine Verunsicherung und Krise für Frau Oswald, gleichzeitig jedoch brachte diese Krise eine Chance, aus bisherigen Begrenzungen hervorzutreten und vielleicht auch Unsicherheiten ganz zu überwinden. Vor allem aber beginnt sich Frau Oswald durch die neue Situation selbst zu verändern. Sie ist jetzt gezwungen, sich wieder stärker um ihre eigenen Belange und Angelegenheiten zu kümmern. Das hat zur Folge, daß Frau Oswald ihre Rolle in der Familie kritisch zu hinterfragen beginnt.

Wenn Sie Ihr Familien- und Privatleben betrachten, was würden Sie heute anders machen, wenn Sie noch mal von vorne anfangen könnten?

(lacht) Anders... hach! Was würd' ich anders machen? Weiß ich nicht... (--) Noch mehr Zeit mit der Familie? (--) Ich würde, äh... (-) Was würd' ich denn mehr? (--) Ich würde noch mehr Zeit, ähm, für das Innerliche als auf das Äußerliche... (...) Ähm, ich würde wahrscheinlich, ähm... ähm... lässiger... also viellei... na ja, noch mehr Zeit also für was anderes verwenden. Und... um zu lernen, äh, die Wichtigkeiten irgendwie anderes, äh, anders zu staffeln, ja? (...) Und... ja und das würde ich vielleicht... und ich würde vielleicht auch 'ne ausgewogenere... ähm, ausgewogenes Verhältnis, ähm, zu meinen Wünschen, daß ich also... vielleicht auch ein bißchen mehr Zeit für mich verwenden würde. (--) Äh... obwohl ich also so unbedingt... wie gesagt, ohne meinen Mann, das zu... also nicht unbedingt möcht... möchte, aber, ähm... wäre vielleicht doch wichtig. (48/3)

Im nachhinein meint Frau Oswald, daß sie zu sehr für andere da war und die eigenen Bedürfnisse vernachlässigt hat. Gleichzeitig hält sie an ihrem Anspruch auf Gemeinsamkeit fest - irgendwo dazwischen sucht Frau Oswald nach einem neuen Weg.

Durch die berufliche Umorientierung Frau Oswalds geraten auch die gewohnten Arrangements des Alltags ins Wanken. Das könnte bedeuten, daß auch das Geschlechterarrangement zwischen den Oswalds aus dem Gleichgewicht gerät.

Wobei ich sagen muß, äh, daß dieses Projekt, was ich dann, wo ich dann einsteigen werde, im September, äh, ist dann voll, also mit fünf Tagen, und es wird sich echt zeigen, wie die Familie das verkraftet, ja? (lacht) Und ich habe so 'n bißchen meine Bedenken. Also ich habe meine, wirklich, ich glaube zu sehr verwöhnt. Also das... Was ich als positiv gesagt habe, daß man also wirklich auch oft zu Hause sein konnte, trotz Arbeit, ähm, ist im anderen, ähm, umgedrehten, ein bißchen negativ, was, was also... na ja was, äh, in der Hinsicht der Selbständigkeit der anderen Familienmitglieder, ja? Also, daß man sich gesagt hat, na ja, ich bin, heute früh hab' ich noch drei Stunden, und dann mach ich schnell noch die Wäsche und mach' staubsaugen und so, und... daß also, daß man bestimmte Aufgaben einfach nicht übriggelassen hat für andere Familienmitglieder, weil man ja da war, ja? Rein aus, aus... na ja, aus Rücksicht, oder wie auch immer. Also... ich mein', ich hätte mich natürlich auch in Ruhe hinsetzen können und, äh, und ein Buch lesen können oder 'ne Vorbereitung noch für 'ne nächste Stunde oder so. Aber irgendwie habe ich mir dann gesagt, na ja, machst es schnell und dann braucht es abends eben niemand anders zu machen oder so, ne. Und das wird wahrscheinlich jetzt ein Nachteil sein, wenn ich dann also, wenn das also wirklich für abends bleibt. Und ob das nun für mich bleibt oder ob das nun einer von den anderen (lacht) macht, ist jetzt die Frage, ne, also... Aber ich glaub' schon, ich habe also Versprechen bekommen von allen Seiten, daß sie mich unterstützen werden. (lacht) (15/3)

Es ist offen, zu welchen Veränderungen es bei den Oswalds hinsichtlich der Aufgaben- und Rollenverteilung in Zukunft kommen wird. Denn von entscheidender Bedeutung für Frau Oswalds beruflichem Neuanfang ist ebenso, daß ihre Kinder bereits selbständig sind. Der Betreuungsaufwand ist beträchtlich gesunken, und dies ist eine objektive Voraussetzung dafür, daß Frau Oswald ihre bisher zurückgestellten selbstbezogenen Wünsche stärker zur Geltung kommen lassen kann. Die durch die Wende ausgelösten Veränderungen in ihrem Leben fallen bei ihr mit der fortschreitenden Freisetzung aus ihrer Mutterrolle zusammen.

Dennoch - Frau Oswald ist dabei, ihr Leben zu verändern. Bisher hat sie sich viel stärker in der Sicherheit und Geborgenheit ihrer Familie bewegt, weil sie, wie ich herausgearbeitet habe, in besonderer Weise auf diese Sicherheit angewiesen war, und die Umstände für Mütter dies auch nahelegten. Die neuen Verhältnisse nehmen ihr viele der alten Sicherheiten - als berufstätige Mutter, als Ausländerin und Kind jüdischer Eltern -, zwingen Frau Oswald aber zugleich, sich mit ihren bisherigen Ängsten, ihrem instabilen Selbstwertgefühl, ihrer Unselbständigkeit auseinanderzusetzen und all dies möglichst zu überwinden.

Ganz zum Schluß des Interviews, als Frau Oswald danach gefragt wird, ob sie ihre Fähigkeiten und ihr Können genügend ausnutzen und genießen kann, bringt sie diesen Druck zur Veränderung auch selbst zum Ausdruck. Sie scheint zu spüren, daß sie bisher

die Auseinandersetzung mit sich selbst, ihren Ängsten, Verunsicherungen, aber auch Potentialen gescheut hat:

Ach genießen... (lacht) Genießen... genießen... nein, genießen zur Zeit nicht, nein. Äh... ich müßte selbstbewußter sein, glaube', damit ich das ausnutze, und ich müßte mir in diesem, was mich jetzt erwartet, glaube' da, also voll mich reinhängen, und... und da also die Chance ergreifen, da also wirklich was zu machen. Aber das hängt auch sehr viel von mir ab, äh, positiver zu denken und zu sagen, das wird klappen und du kannst das und, und... ähm... nicht weniger auf, auf dieses Lenken, was sich ja doch irgendwo... 'n bißchen hat sich das ja doch durch mein Leben gezogen, ne, also daß man mir also immer irgend... jemand hat mich ja immer unterstützt, ne. Ob das meine Eltern oder mein Mann oder so und, und ich wünsche mir, daß ich da selbständig werde... Es ist sicherlich sehr spät, mit vierzig, aber... (lacht) aber wer weiß, äh, was in mir steckt. Das kann... ja, nee, eben das ist dieser Punkt. Ich darf einfach nicht dieses, ähm, das Negative... denken, sondern nur das Positive. Also das fällt mir... fällt mir sehr schwer, manchmal. Oder... (-) ja. Wobei... in der letzten Zeit eigentlich, ähm, versuche ich immer wieder, also immer mehr positiver... Bloß vieles läßt das nicht zu. (lacht) (57/9)

Auch nach Abschluß des Interviews äußerte sich Frau Oswald in dieser Hinsicht. Sie sagte, daß durch die Wende sich vieles geöffnet hat, was in der geschützten Welt des Lebens in der DDR unter der Oberfläche geblieben ist, und daß in ihrem Leben viel in Bewegung geraten ist.

Ob Frau Oswald der Aufbruch gelingen wird, bleibt offen. Sicherlich wird ihre stärkere Hinwendung zum Beruf und der mögliche Erfolg ihr Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein stärken. Zugleich braucht sich dadurch wiederum kaum etwas an der ehelichen Konstellation zu verändern, schon allein weil Herr Oswald nach wie vor stark in seinem Beruf eingebunden bleiben wird und es hier keine Alternativen zu geben scheint. So wird Frau Oswald vielleicht wieder Kompromisse machen und die Rolle der Vermittlung zwischen Beruf und Alltag allein übernehmen, jetzt aber entlastet dadurch, daß ihre Kinder bald aus dem Haus sind. Die Polarisierung von Autonomie und Bindung hat sich zwar sozial vertieft, gleichzeitig kommt Frau Oswald in eine Lage, in der ihr die Überbrückung leichter gelingen kann als zuvor. Sie kann jetzt den üblichen Weg der Selbstverwirklichung durch den Beruf leichter gehen.¹³ Die andere Seite in ihrem Leben, ihre Fürsorge- und Bindungsorientierung, bleibt von dieser Lösung möglicherweise unberührt.

¹³ Im Vergleich zu Frau Ebert ist festzustellen, daß Frau Oswald im Hinblick auf einen beruflichen Neuanfang über ein viel größeres individuelles Potential verfügt als jene.

Herr Oswald: "...ich hab' das, wie so vieles im Leben, so hingekriegt."

Kurzbiographie

Herr Oswald ist zum Zeitpunkt des Interviews - im Herbst 1995 - 44 Jahre alt. Er ist von Beruf Physiker und hat insgesamt drei Kinder, einen Sohn und eine Tochter mit seiner jetzigen Frau sowie einen Sohn aus erster Ehe. Herr Oswalds Vater war Jurist, seine Mutter zuerst Sekretärin. Sein Vater starb sehr früh, als Herr Oswald nur einige Monate alt war. In einem dörflichen Umfeld lebend, wurden die Großeltern, die nahebei wohnten und bereits verrentet waren, zu wichtigen Bezugspersonen. Sie übernahmen seine Betreuung, während die Mutter ihrer Berufsarbeit nachging und später auch ein Abendstudium im Fach Ökonomie absolvierte. Nach dem erfolgreichen Abschluß des Studiums arbeitete die Mutter als Assistentin eines technischen Direktors. Zu Beginn seiner Schulzeit zog die Mutter gemeinsam mit den Großeltern in die Stadt. Fortan lebte die Familie in einer gemeinsamen Wohnung zusammen. Herr Oswald absolvierte sein Abitur an einer Arbeiter- und Bauernfakultät¹⁴ in einer anderen Stadt, d.h., daß er zu dieser Zeit bereits nicht mehr ständig bei seiner Herkunftsfamilie wohnte. Kurz vor dem Abitur - im Alter von neunzehn Jahren - ist Herr Oswald zum ersten Mal Vater geworden. Ein Jahr später heiratete er. Die Ehe wurde nach drei Jahren wieder geschieden. Der Sohn blieb bei der Mutter. Während dieser Zeit begann Herr Oswald sein Physikstudium, das er 1974 erfolgreich abschloß. Nach dem Studium arbeitete er als Physiker in einer Institution, bei der er auch heute noch beschäftigt ist. 1975 lernte Herr Oswald seine jetzige Frau in ihrem Heimatland kennen, 1978 heirateten sie, 1979 wurde der Sohn, 1981 die Tochter geboren. Noch vor der Wende begann Herr Oswald seine Promotion. 1991 übernahm er eine Leitungstätigkeit in seiner Institution und schloß kurz danach die Promotion ab.

Die Wende - Kontinuität im Wandel

Herr Oswald steht der Wende kritisch, aber insgesamt positiv gegenüber. Er ist angesichts der Probleme und Widersprüche der DDR-Gesellschaft der Meinung, daß es zu einer Veränderung kommen mußte: *"Und mir war klar, daß es irgendwann mal passieren mußte, aber... ähm, hat niemand erwartet so, ist klar."* (2/20) Ihm persönlich hat die Wende vor allem Vorteile gebracht. Beruflich ist er aufgestiegen, er verdient viel besser als vorher und die Möglichkeit, reisen zu können, schätzt er sehr. Generell empfindet er die Wende auch als Gewinn von Freiheit und als Erweiterung von Spielräumen: *"...ich hab 'ne Veränderung also herbeigesehnt, daß es einfacher wird, sich zu... sich umzutun und zu bewegen und so weiter, im weiteren Umfeld"*. (3/39)

Das einzig Negative, das er benennt, sind die Schwierigkeiten seiner Frau, die zugenommen hätten, weil sie stark auf die rechtsradikalen Ausschreitungen reagiert habe.

...daß es mit meiner Frau doch mehr Probleme gegeben hat. Sie fühlte sich zunehmend unwohler in diesem Land, weil... sie war ja früher immer... sie sagte, sie ist nicht in die DDR gekommen, sondern sie ist zu mir gekommen. Und diese... mehr diese Zunahme

¹⁴ Arbeiter- und Bauernfakultäten wurden in der Anfangsphase der DDR gegründet, um insbesondere Arbeitern und Bauern die Möglichkeit zu geben, höhere Bildungsabschlüsse zu erlangen. Später wurden sie zu Bildungseinrichtungen, in denen man für besondere Bildungsgänge wie z.B. ein Auslandsstudium vorbereitet wurde.

von Gewalt und dieser Rechtsextremismus, das hat sie sehr gestört und das hat, hat sie auch beeinflusst und dadurch indirekt auch mich, ja, wenn jemand in sich gekehrt ist und nicht mit der Sprache raus will, dann stört den Partner das natürlich. Und nicht immer gelingt es mir, sie... sie in Ruhe zu lassen, sondern man bohrt ja manchmal ein bißchen nach. Was sie übrigens wesentlich mehr macht als ich, aber das ist... (2/44)

Diesem Problem versucht er damit zu begegnen, daß er sich mehr um seine Frau kümmert und sich mehr Zeit für sie nimmt (24). Ihre Arbeitslosigkeit hingegen taucht auch in seinen Schilderungen zunächst nicht auf, erst nachdem er direkt darauf angesprochen wird. Das macht deutlich, daß er damit keine unmittelbar negative Veränderung verbindet, zumindest für sich selbst nicht.

Seine erste Reaktion auf die Frage nach der Bedeutung der Wende für ihn selbst zeigt, daß es ihm als erstes nicht um einen unmittelbar persönlichen Bezug zur Wende geht. Statt dessen reflektiert er zunächst allgemein über die politischen Verhältnisse in der DDR und deren Veränderung, um sich dann innerhalb dieses politischen Rahmens selbst zu positionieren. An einer anderen Stelle sagt er, er habe an eine innere Reform des DDR-Sozialismus geglaubt. Diese Vorstellungen betrachtet er aber ebenso wie seine Bemühungen um kritische Veränderung vor der Wende im nachhinein als illusorisch. (3)

Seine Erzählperspektive und die Interviewinteraktion sind zu Beginn des Interviews vor allem von dieser allgemeinen Sichtweise auf die Wende geprägt. Ihm geht es um seine Selbstpositionierung dem politischen System der DDR gegenüber, um die Klarstellung, daß er dazugehörte, aber mit einer kritischen Haltung. Außer dieser politischen Ebene der Stellungnahme ist im weiteren Verlauf des Interviews auch eine argumentative Verteidigung bzw. Selbstkritik in Bezug auf die Gesamtfragestellung des Projekts zu erkennen: die Gleichberechtigung von Frauen. Ansonsten reagiert Herr Oswald im weiteren Interviewverlauf mit sehr offenen, später auch persönlichen Antworten auf die Fragen. Oft geht er auf die Fragen mit sehr langen Erzählsequenzen ein, in denen er Einzelheiten und konkrete Begebenheiten ausführlich schildert. Offenbar empfindet auch Herr Oswald, wie seine Frau, das Interview als interessante Möglichkeit, über sein Leben reflektieren zu können.

Betrachtet man die Veränderungen in Herrn Oswalds Leben sowie seine Darstellungen dazu in einer Gesamtsicht, so entsteht der Eindruck, daß er Neuerungen und Brüche nur auf einer allgemeinen Ebene verortet. Herr Oswald hat eher das Gefühl von Kontinuität für sein Leben. Das hat damit zu tun, daß die Veränderungen in seinem Leben positiv und relativ unproblematisch waren. Er hatte keine schwerwiegenden Probleme, im neuen System Fuß zu fassen. Ihm ging es vorher gut, jetzt geht es ihm aber noch besser. Nach den Veränderungen im Alltag gefragt, sagt Herr Oswald auch, daß alles noch wie früher sei. (45) Und noch an einer weiteren Stelle bringt er zum Ausdruck, daß er die Wende und Vereinigung selbst als weniger tiefgreifenden Eingriff empfindet als andere Ereignisse in seinem Leben:

...und mit denen [die Großeltern, d.V.] lebte ich zusammen auf'm Dorf bis neunzehnhundert... also bis zum, bis zur ersten Klasse, dann sind wir reingezogen in die Stadt. Das war für mich ein starker Bruch gewesen als Dorfkind. Von meinen... da hatte ich viele Freunde gehabt, wir sind durch die Wiesen und Wälder gezogen, dann, dann

plötzlich kam ich in die Stadt. Das ist eigentlich ein stärkerer Bruch, als ich... was was... Wende, wir sprachen vorhin davon, das war also ein sehr starker Bruch. Ich wollte damals abhauen und so, ne. Ich hatte auch Schwierigkeiten gehabt, sehr große Schwierigkeiten, da mich zurechtzufinden. (33/4)

Herr Oswald muß sich zwar nach der Wende, als er in die Leitungsebene aufsteigt, beruflich stark umstellen und in ein neues Aufgabenfeld einarbeiten. Da ihm das aber gelingt und er Erfolg hat, erscheint die Umstellung im nachhinein auch nicht tiefgreifend zu sein. Auch hat die Mehrbelastung, die mit dieser Umstellung verbunden ist, bereits vor der Wende eingesetzt, weil Herr Oswald zu dieser Zeit neben seiner regulären Berufstätigkeit an seiner Dissertation gearbeitet hat.

Ein weiterer Aspekt dieser subjektiv erfahrenen Kontinuität ist mit einem Persönlichkeitszug Herrn Oswalds verknüpft. Er ist ein Mensch, der Dinge nimmt, wie sie sind, keine weitgesteckten Lebensziele hat, nicht ehrgeizig oder karrierebewußt ist, sich "arrangieren" (3/37) kann, ohne sich aufzugeben, und dem deshalb viele Dinge in seinem Leben einfach angetragen wurden, ohne daß er sich darum groß bemühen oder damit auseinandersetzen mußte. Vor dem Hintergrund dieses Handlungsmusters erlebt sich Herr Oswald, wie ich gleich zeigen werde, selten als Akteur seines eigenen Lebens. Die Wende passiert ihm einfach, wie andere Dinge vorher in seinem Leben auch, und die damit verknüpften positiven Veränderungen fallen ihm scheinbar in den Schoß. Herr Oswald setzt sich also selbst nicht aktiv zu den Veränderungen durch die Wende in Beziehung, sondern vielmehr passiv - ein Erfahrungs- und Interpretationsmuster, das für seine ganze Biographie bestimmend ist. Am prägnantesten kommt dieses Muster in folgender Selbstäußerung zum Ausdruck: "...ich hab' das, wie vieles im Leben, so hingekriegt." (42/20)¹⁵

Andererseits gibt es tatsächlich eine Basis seines Lebens, an der sich kaum etwas verändert hat und die seinen Alltag insgesamt als gleich erscheinen läßt: Herr Oswald geht nach wie vor seiner Arbeit nach, hat nicht mal den Betrieb gewechselt, und sein Privatleben wird nach wie vor durch seine Frau getragen, gestaltet und organisiert. Seine stabilen privaten Verhältnisse in der Ehe und Familie bilden also - so ähnlich wie bei Herrn Ebert - die Grundlage dafür, daß es gleichzeitig auch wirkliche Kontinuität in seinem Alltag gibt.

Der nichtambitionierte berufliche Erfolg des Herrn Oswald

Die berufliche Tätigkeit nimmt im Leben von Herrn Oswald einen hohen Rang ein. Das wird u.a. im Zusammenhang mit der Überlegung deutlich, wie er damit zurechtkäme, wenn er arbeitslos werden würde:

¹⁵ Der Kontext, in dem Herr Oswald diese Äußerung macht, ist die Frage, wie viele Kinder er sich gewünscht habe: "Also ich wollte noch zwei haben, genau wie's jetzt gekommen ist. Meine Frau mindestens drei. Und wir haben einen Handel gemacht. Das erste war nun ein Junge... also wir haben nie das... nicht versucht, das zu beeinflussen irgendwie oder so. Aber wir haben gesagt, wenn das zweite ein Mädchen wird, dann ist es genug. Und das... ich hab' das, wie vieles im Leben, so hingekriegt." (42/17)

Ich könnte mir das nicht vorstellen. (lacht) Ja, das... ich könnte mir höchstens eine Beschäftigung hier zu Hause dann mit dem Computer... Also ich würde mich schon bemühen (-) auf, auf dem Gebiet, wenn ich arbeitslos wäre, dann so nebenbei zu tun. Sicher... würde ich... Aber ich kann mir das absolut nicht vorstellen. Dann würde die Welt zusammenbrechen, ja, das ist richtig. Das wär'... das wär' schlimm. (-) Weil ich, äh (-) weil ich die Vorstellung habe, man braucht mich noch, wissen Sie? (28/7)

Auch seine ausführlichen Schilderungen zu seiner jetzigen Tätigkeit zeigen sein fachliches Interesse und Engagement dem Beruf gegenüber sowie seinen Stolz, die verschiedenen Dimensionen seiner Tätigkeit als leitender Angestellter gut bewältigen zu können. Seine Berufsarbeit ist ihm Quelle für Identifikation, Selbstbestätigung und Anerkennung. Dennoch ist bei der Betrachtung der gesamten beruflichen Entwicklung von Herrn Oswald zu erkennen, daß er - bisher jedenfalls - kaum erfolgs- und karriereorientiert war. Seine bisherige berufliche Entwicklung ist davon geprägt, daß er ohne eigene konkrete Ziele und Vorstellungen bestehende Angebote nutzte, weil sie gerade vorhanden waren, und daß er mehr äußeren Erwartungen und Aufforderungen folgte, als nach eigenen Vorstellungen und Zielen zu handeln. Dazu paßt, daß er seine eigene berufliche Entwicklung als Abfolge von Zufällen darstellt.

Dieses Einfügen in das Gegebene, ohne dabei konkrete Ziele zu verfolgen, ist von Beginn an prägend für die beruflichen und viele andere Entscheidungen von Herrn Oswald gewesen. Zum Ende seiner schulischen Ausbildung entschied sich Herr Oswald, in ein Internat zu wechseln, in dem er sowohl sein Abitur machen, als sich auch auf ein Auslandsstudium vorbereiten konnte. Dabei ging es ihm aber weniger um die Möglichkeit, im Ausland zu studieren, als vielmehr darum, von zu Hause ausziehen und damit den Problemen und der Enge in der Familie entkommen zu können.

Und dann gab's noch die Möglichkeit, nach der... ab der 11. Klasse dort auf diese ABF nach [Ortsname] zu gehen. Ich habe das nicht so sehr wegen des Auslandsstudiums gemacht, ich wollte da aus dem Haus mal, ich wollte raus. Also ich kann meine Kinder da auch schon verstehen, ich wollte raus (lacht). Als Absprung habe ich das benutzt, ne. (...) Also, ob ich nun da oder dort studiere, das war mir eigentlich relativ Wurst. (30/23)

Aus dem Auslandsstudium wurde jedoch wegen der Geburt seines Sohnes nichts. Auch in diese frühe Vaterschaft fügte er sich.

Es war damals, wissen Sie, es war damals keine Entscheidung für ein Kind. Es war... ich hab's meiner damaligen Frau freigestellt. Ich hatte... ich muß ehrlich sagen, ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn das Kind nicht gekommen wäre. (--) Aber sie wollte es, und ich habe es akzeptiert. Ich habe sie nicht beeinflusst. (42/3)

Er stellte sich auf die neue Situation ein und suchte sich einen Studienplatz in der DDR, um bei seiner Frau und seinem Sohn bleiben zu können. Daß er sich dabei für Physik entschied, bezeichnet er als "Zufall".

Physiker... ach Gott, ja, Physiker. Ähm, während... also auf dem Gymnasium war ich immer nicht schlecht in den naturwissenschaftlichen Fächern und, und Mathematik und... Als es dann drum ging, in der ABF, dann diese Berufswahl also es war eigent-

lich immer klar, daß ich mal studieren sollte.¹⁶ (...) Und es gab immer diese Erwartungshaltung, ne... ja... So, und nun war ich nicht schlecht in diesen, diesen Fächern, und reine Mathematik wollte ich nicht studieren, und Physiker, Gott, warum nicht, hab' ich mir gesagt. Ich hatte noch keine konkreten Vorstellungen für mein späteres Arbeitsleben oder so, hatte man damals, glaube ich, nicht. (29/41)

Gleich nach Abschluß des Studiums bekam er eine Arbeitsstelle in der Einrichtung, in der er noch heute beschäftigt ist. Die Schilderungen darüber, wie er zu dieser Arbeitsstelle gekommen ist, sind wieder von dem Bild des Zufalls und der Steuerung von außen geprägt.

Nach dem Studium, das war '74. Äh, ziemlich kurzfristig, ich hatte vorher... was heißt Angebote, hatten wir ja gar nicht, da wird man ja... da wurde man ja gelenkt, ich war also in [Ortsname] mal, da ging es um, um die Entwicklung von, von irgendwelchen Isolatormaterialien, (...) na jedenfalls, äh, sollte ich was ganz anderes machen. Und dann ist plötzlich einer der Personalchefs, früher Kaderleiter, aufgetaucht, von [der Institution] da an unserer Uni, und hat, ich glaube, von diesem Jahrgang, das müssen so 14, 15 Mann gewesen sein, die er auf einmal eingekauft hat sozusagen. Da wurden wir eingestellt, aber nicht gleich mit einer festen Position, mit einer vorgesehenen Position. (23/1)

Herr Oswald strebte auch nach dem Studium kein bestimmtes Berufsziel an. Er wurde gelenkt, eingekauft, "in eine Richtung gedrängt" (31).

Da es aus seiner Sicht in der DDR an Alternativen fehlte, gab es für ihn auch keinen Grund, sich gegen diese Verfügung über sein Leben zu wehren. Zudem war er auch halbwegs zufrieden mit seiner Stelle in der Ausbildungsabteilung, in die er wiederum nur "zufällig" hineingeriet. Dort hatte er viele Freiheiten und konnte neben seiner Lehrtätigkeit auch forschen. Seine Unzufriedenheit kommt erst mit der Zeit.

Ich hatte manchmal die Nase voll. Ich hatte, ja... (-) Aber das waren immer halbherzige Überlegungen so innerlicher Art gewesen. Ich hatte also nichts Konkretes gemacht. Ich hatte auch kein Angebot weiter gehabt und... (...) Ich habe aber... ich habe ernsthaft und praktisch nie was unternommen, weil es nicht, nicht notwendig war. (31/31)

Sicherlich haben die sozialen Gegebenheiten in der DDR, wo die individuellen Handlungsräume eingegrenzter waren als jetzt, tatsächlich weniger Alternativen geboten. Dennoch läßt sich davon ausgehen, daß es zu den individuellen Dispositionen von Herrn Oswald gehört, sich in das Gegebene zu schicken, und daß diese individuelle Disposition angesichts der sozialen Umstände in der DDR noch weiter vertieft wurde. So wurde er zwar gelenkt und geleitet, gleichzeitig hat er aber kaum versucht, sich dagegen zu wehren.

Jetzt, ich meine, ich bin mit meiner Arbeit jetzt zufrieden, aber das ist auch mehr ein Zufall, daß man dorthin gekommen ist, ne. Ich weiß nicht, ob ich den, den Weg noch mal so gehen würde. Wobei... es, es war irgendwie so, daß man (-) in der DDR, ich habe damals gesagt, Kindergarten, nicht. Also ein bißchen in diese Richtung gedrängt

¹⁶ Die Familie, also seine Mutter und die Großeltern, erwarteten von ihm zu studieren. Interessant ist auch die Reaktion seiner Familie auf seine frühe Vaterschaft. Es war, wie Herr Oswald schildert, für die Familie ein "großes Drama" und eine "Schande", vor allem weil seine Familie befürchtete, daß der Sohn deshalb nicht studieren könnte. Die Mutter versuchte sogar, die Freundin zur Abtreibung zu überreden. (33 u. 35)

wurde... Man wurde... gelenkt. Und wenn man nicht viel Gegenwehr geleistet hat, wo es auch meistens keinen Grund zu gab, ja, wurde man in eine bestimmte Richtung gedrängt. Nicht drängen, lenken, lenken. (-) Ich, ich hatte keinen Grund, was anderes zu wollen, eigentlich, ja. (32/2)

Auch seine Promotion hat er nicht von sich aus angestrebt. Vielmehr hat ihn sein damaliger Chef dazu gedrängt zu promovieren (40).

Herr Oswald hat insgesamt vier Jahre an seiner Dissertation neben seiner regulären Arbeit gearbeitet, verknüpft mit großen Abstrichen hinsichtlich seiner Freizeit und der Zeit für seine Familie. Als er mitten in der Arbeit an seiner Dissertation steckte, kam die Wende. 1991 wird er gefragt, ob er eine Leitungstätigkeit für eine der beiden Abteilungen der Einrichtung übernehmen möchte. Diese Funktion ist zugleich mit der stellvertretenden Leitung der gesamten Einrichtung verknüpft.

...ich glaube '91 dazugestoßen, bin ich gefragt worden, ob ich denn die Meßstelle als Leiter übernehme, (...) ...es war die Zeit, wo ich meine Promotion geschrieben habe, und eigentlich wollte ich das nicht, ne, als ich gefragt wurde. Weil ich habe das alles als Störung... ich sagte vorhin schon... ich hatte von Störung gesprochen. Wenn ich 'ne Arbeit mache, dann möchte ich sie möglichst durchziehen. Und das kam ja noch dazu, daß man mir das angeboten hat, und mir haben viele zugeraten und ich hab's dann doch gemacht. Ich hab's eigentlich nicht bereut bis jetzt, ne, das war 'ne harte Zeit, aber... das alles so hinzukriegen... Also wir sind, ähm... vierzehn Personen, vierzehn ja... davon drei Wissenschaftler noch, also drei Hochschulkräfte, ein Ingenieur, dann noch ein, zwei Verwaltungsleute und der Rest, das sind Damen, die die Routinetätigkeit machen. (4/45)

Herr Oswald ist aufgestiegen, ohne danach gestrebt zu haben. Ihm wird dieser Posten angetragen, und eigentlich will er ihn zunächst auch nicht, erst nach einigem Zögern willigt er ein. Ein Ergebnis von aktiver beruflicher Zielstrebigkeit ist also auch dieser Aufstieg nicht. Vielmehr betrachtet er diesen Aufstieg auch als einen Zufall oder einen Glücksfall, der nichts mit seinen Leistungen zu tun zu hat. Aber offensichtlich ist Herr Oswald fachlich gut und wird deshalb immer wieder gefördert und in günstige Positionen gebracht. Da er aber selbst oft ohne große Mühe in diese Positionen oder Stellen gekommen ist und sich dabei auch keine eigenen Ziele gesteckt hat, erscheint ihm das meiste, was er erreicht hat, als Zufall oder Glück. *"Also da habe ich wirklich das Glück, in meinem Beruf... auch Erfolg zu haben..."* (12/49) Herr Oswald hat also Karriere gemacht, ohne dabei starke berufliche Ambitionen entwickeln zu müssen.

Dieses individuelle Handlungsmuster von Herrn Oswald läßt sich leicht mit seinen Sozialisationserfahrungen in Zusammenhang bringen. Er war Einzelkind und wuchs ja nicht nur bei der Mutter auf, sondern hatte auch seine Großeltern, die beide viel Zeit hatten, in derselben Wohnung ständig um sich. Herrn Oswalds Schilderungen zeigen, daß er während seiner Kindheit kaum Freiräume zur eigenständigen Entwicklung hatte, sondern stark kontrolliert und diszipliniert wurde (34-35). Seine Ablösung von der Herkunftsfamilie war vor allem von Abgrenzung geprägt, also von dem Wunsch, endlich von der Gängelei seiner Familie loszukommen. Was jedoch fehlte, war offenbar der Schritt zur positiven Selbstbestimmung und Eigenständigkeit. Nicht ein positives, selbstbestimmtes Ziel führte ihn aus der Familie, sondern vielmehr die negative Ab-

grenzung, der Wunsch, nicht mehr gegängelt und kontrolliert zu werden. Und man gewinnt bei den Erzählungen von Herrn Oswald den Eindruck, daß er in gewisser Weise dieses Muster ständig wiederholt. Er arrangiert sich mit dem Gegebenen und handelt weniger nach selbstbestimmten Motiven. Er greift meist auf das zurück, was sich ergibt und ihm angeboten wird. So läßt sich das Gefühl von Herrn Oswald erklären, daß vieles nur Zufall war in seinem Leben, daß er vieles einfach so "hingekriegt" hat und daß er sich immer "durchmogeln" konnte. "...ich hab' mich eigentlich immer durchgemogelt so. Nach dem Motto, wenn du was anfängst, dann versuch's irgendwie zu Ende zu bringen." (30/49)

Zugleich jedoch ist dieser Aufstieg ohne Zielstrebigkeit mit der Art und Weise verquickt, wie Herr Oswald sein privates Leben gestaltet. Zum einen übte seine Verantwortung als Hauptnährer der Familie - auch als ganz junger Vater in seiner ersten Ehe - einen Zwang zur halbwegs erfolgreichen beruflichen Tätigkeit aus, jenseits seiner eigenen, persönlichen Ziele. An dieser Stelle wird aber zugleich wiederum sein fehlender Gestaltungswille sichtbar: In beiden Beziehungen überließ er die Bestimmung des Zeitpunkts für Elternschaft den Frauen allein. Zum anderen läßt sich auch sagen, daß der berufliche Erfolg Herrn Oswalds, ob angestrebt oder nicht, nur vor dem Hintergrund seines Arrangements in der (zweiten) Ehe möglich war. Denn ohne seine Frau, die ihm alle Verantwortung und Fürsorge für die Familie abnahm, wären seine beruflichen Erfolge wohl nicht möglich gewesen. Und das ist Herrn Oswald sehr bewußt. Letztlich ist ihm seine Familie und die Beziehung zu seiner Frau sehr wichtig. Vor die Wahl zwischen beruflichem Erfolg und guter Beziehung zu seiner Frau gestellt, würde Herr Oswald lieber Abstriche in beruflicher Hinsicht machen. Das wird z.B. daran deutlich, daß Herrn Oswald durch die Staatsangehörigkeit seiner Frau ein beruflicher Aufstieg in der DDR verwehrt worden war, die Verhinderung seines beruflichen Fortkommens ihm aber, gemessen an seiner Beziehung, nicht so wichtig war (2). In diesem Zusammenhang läßt sich vermuten, daß seine geringe berufliche Zielstrebigkeit und Leistungsorientierung ihm erst das Potential eröffnete, sich innerlich stärker auf seine Beziehung und Familie zu orientieren, als beispielsweise Herr Ebert es konnte. Er kümmert sich nämlich, jenseits seiner starken beruflichen Beanspruchung, gern um seine Familie und seine Frau und ist sich, wie gesagt, um deren Bedeutung für sein Leben und für seinen beruflichen Erfolg bewußt, oder zumindest bewußter, als es Herr Ebert ist. Seine berufliche Entwicklung versucht er deshalb mit den Bedürfnissen seiner Frau abzustimmen und macht es von ihrem Einverständnis abhängig, inwieweit er sich engagiert. Zugleich stößt er aber, wie deutlich wurde, in dieser Hinsicht auf großes Verständnis seitens seiner Frau.

Die Geborgenheit und Sicherheit einer harmonischen Beziehung im Hintergrund

An vielen Äußerungen Herrn Oswalds läßt sich erkennen, wie wichtig ihm seine Kinder und Partnerin sind. Dennoch hat er nicht viel Zeit für die Familie, was er wiederum be-

dauert. Herr Oswald antwortet auf die Frage, wie er Beruf und Familie zusammenbringt, u.a. so:

Na ja, da meine Frau nun häufig... also sie war länger zu Hause als ich. Sie hat ja seit geraumer Zeit schon halbe Zeit gearbeitet, ist also... (seufzt) ist also doch mehr... meistens ist die Arbeit gemacht, und ich hab' mich eigentlich immer (-) immer relativ wenig mit meiner Familie beschäftigt, ja... wenig. Es ist immer... wenn man so 'ne, so 'ne Phase hat und mal nachdenkt, dann bedauert man das wieder, ja, aber man fällt, man fällt automatisch in den Trott zurück, daß ich... Sagen wir mal so, wenn ich mal intensiv nachdenke, dann, dann sichere ich doch das... den materiellen Wohlstand dieser Familie, sehr intensiv, und das fordert seine Opfer. Das ist so.

Und wird das von Ihrer Frau auch so anerkannt?

Ja, ich glaub' schon, ja. Ich darf aber... ich mach's nicht absichtlich, aber niemals erwähnen oder so, daß ich eben wesentlich mehr verdiene als sie und das eben, eben so ist. Aber sie macht dafür andere Dinge, die nicht materiell zu sehen sind. Das weiß ich, ja. (-) Aber es wird schon so gesehen, das ist nun mal so. Wenn ich also nicht mehr so arbeiten könnte, würde es hier sehr anders laufen. (25/19)

Daß er den materiellen Unterhalt sichert, bedeutet aus seiner Sicht für die Familie und auch für ihn selbst, Opfer bringen zu müssen. Daß heißt, er kann sich auch andere, vielleicht bessere Arrangements vorstellen, die sich aber aus seiner Sicht nicht realisieren lassen, weil das gute finanzielle Einkommen einen gewissen beruflichen Einsatz einfach nötig macht. Hier befindet er sich im Einklang mit seiner Frau, die das offenbar genauso sieht und deshalb sehr viel Verständnis für seine berufliche Beanspruchung aufbringt.

Gibt es Dinge, die Sie an Ihrer Partnerin besonders schätzen?

... Also sie ist... (-) sehr verständnisvoll. Sie akzeptiert viele Dinge, die manche andere vielleicht nicht so sehen. Wenn ich also sage, ich hab' keine Zeit oder... sie nimmt mich so, wie ich bin. (40/31)

Es gibt keine Konflikte zwischen den Oswalds wegen der Rollen- und Aufgabenteilung. Und das vorletzte Zitat macht zugleich deutlich, daß Frau Oswald auf die Gleichwertigkeit ihres Einsatzes für die Familie pocht und Herr Oswald dieses Engagement auch anerkennt und als gleichrangig empfindet. Es ist, wie bereits in der Analyse von Frau Oswalds Interview deutlich wurde, eine harmonische, klassisch-komplementäre Beziehung, die zwischen den Oswalds besteht.

Herr Oswald schätzt nicht nur das Verständnisvolle und Einfühlsame an seiner Frau, sondern auch ihre Fähigkeit, fürsorglich und häuslich zu sein.

...ich sage mir immer wieder, daß... eine gute Beziehung ist immer ein Zufall. Weil man vor der Ehe immer anders ist, als, als nach der Ehe. Zum Beispiel, meine Frau ist ja nun bei ihren Eltern gewesen. Es war nicht trivial anzunehmen, daß meine Frau dann, nachdem sie hier ist, alles so perfekt kann mit Kochen und Haushaltsführung und so weiter. Das hätte ja alles schiefgehen können. Und auch 'ne, 'ne Ehe, man kann jemanden kennenlernen, es ist nie so... man, man lernt jemanden kennen, und unter 'ner bestimmten Situation, es ist alles goldig... (...) Ähm, aber wenn's dann ins Alltägliche geht, ist eine ganz andere Situation da, man verhält sich ganz anders.

Und... es ist... man kann das vorher nicht abschätzen, wie das laufen wird. (-) Und das ist durch 'n Zufall gut geworden. (38/33)

Herr Oswald hebt auch andere vorteilhafte Seiten seiner Frau hervor. Sie ist es, die die Sozialkontakte für ihn mit herstellt und pflegt:

Ich selber habe keine privaten Beziehungen in der Arbeit, ich habe immer... Eigentlich in unserer Familie war immer diejenige, die die privaten Beziehungen aufgebaut hat, fast meine Frau gewesen, weil ich... Ich hab' dann... zum Beispiel hat sie mal über meinen Kollegen... einen meiner Kollegen dessen Frau kennengelernt, und die waren ganz gute Freundinnen dann gewesen, ja? Weil... Ich hab' mich ein bißchen sehr konzentriert auf meine Arbeit und auf meine Familie, und so extra Freunde so, so, hatte ich eigentlich nie gehabt. Auch als Kind hatte ich wenig Freunde. (20/15)

Also so 'n engen Freund haben Sie nicht?

Nein. (-) Nee, das empfinde ich zwar als Mangel, aber... habe ich nicht. (...) Manchmal denke ich, das fehlt mir, aber vielleicht bin ich nicht in der Lage dazu, so was zu haben. Manchmal geht einem das ja ab. Und darum ist es... habe ich es immer als, als positiv empfunden, wenn über meine Frau wieder Kontakte hergestellt wurden. (-) Ja... (40/15)

Seine Frau kümmert sich auch um alle Unternehmungen mit der Familie bzw. zu zweit. Und sie unterstützt ihn dabei, den Kontakt zu seinem Sohn aus erster Ehe aufrechtzuerhalten.

Und zu Ihrem Sohn haben Sie die ganze Zeit über Kontakt gehabt?

Ja. Ich hab' also... das war immer mein Ziel, nie den Kontakt abreißen zu lassen, auch gegen den Widerstand meiner ersten Frau. (...) Ja, mein Sohn hat sehr guten Kontakt zu mir und auch zu meiner Frau. Das ist also... das finde ich sehr gut, ja? Das ist nicht trivial, eigentlich, daß jemand sich... so drum kümmert. Sie war immer, meine jetzige Frau, sehr... manchmal haben sie bald einen besseren Draht zusammen als ich zu meinem Sohn. Aber auf 'ner anderen Ebene wieder, ja? (37/10)

Offenbar ist es auch wieder sie, die mehr Zeit für den ersten Sohn ihres Mannes aufbringt als er selbst.

Betrachtet man das Privatleben von Herr Oswald, wird deutlich, daß er ohne seine Frau gar keines hätte. Herr Oswald delegiert sozusagen die emotionalen und an Bindungen orientierten Seiten seines Lebens an seine Frau, die seinen Wünschen entsprechend eine Frau ist, die fürsorglich und einfühlsam ist. Im Austausch dafür kümmert er sich hauptsächlich um die finanzielle Absicherung und das materielle Wohl der Familie.

Daran hat sich im Grunde genommen durch die Wende nichts geändert. Zu erkennen ist also, wie ein bereits vorhandenes, klassisches Geschlechterarrangement die Basis bildet, um einen beinahe reibungslosen Übergang für Herrn Oswald in die neuen Verhältnisse möglich zu machen. Zugleich jedoch - und das wurde ja bereits durch das Interview mit Frau Oswald deutlich - vertiefen sich die Widersprüche durch die Veränderungen, und die Konflikte und Probleme, die in diesem Arrangement bereits angelegt waren, werden stärker bemerkbar.

Wenn es für Herrn Oswald zunächst weniger ein persönliches Problem ist, daß seine Frau arbeitslos geworden ist, so wird doch andererseits auch seine Verunsicherung

deutlich, die dadurch ausgelöst wird. Er äußert gleich zweimal im Interview seine Befürchtung, daß seine Frau durch die bei ihr anstehenden beruflichen Veränderungen vielleicht nicht mehr für ihn dasein könnte.

Und könnten... könnte die Familie nur von Ihrem Einkommen leben?

Ja, ich denk' schon... könnte.

Aber das streben Sie nicht an, oder... ja, daß Ihre Frau ganz zu Hause bleibt?

Nee, dann würde sie zunehmend unzufrieden sein mit sich selbst, und, äh, sie braucht auch... sagen wir mal so, sie hat ja verschiedene Möglichkeiten aufgetan, auch auf Honorarbasis so'n bißchen zu arbeiten. Das würde, das würde auch gehen. Aber... also sie, sie würde... es würde nicht ganz funktionieren, oder sagen wir mal, schwer funktionieren, wenn sie wirklich voll arbeitet, was aber wahrscheinlich auf uns zukommt ab Januar, ne, mit diesem... wenn sie diese ABM macht. Das ist... noch schwierig. Obwohl die Kinder jetzt größer sind, aber... sie sind, wenn man's mal objektiv sieht, keine große Hilfe, so im Haushalt. Meine Frau war jetzt zur Kur vier Wochen, da war ich alleine mit den Kindern, meine Tochter hat ab und zu geholfen, aber mein Sohn hat sich absolut nicht... gekümmert. (26/27)

Herr Oswald weiß, daß wenn seine Frau sich stärker beruflich engagieren würde, dies eine große Umstellung für die Familie und auch für ihn selbst bedeuten würde. Hier ist ein potentieller Konflikt erkennbar. Die gestiegene Unvereinbarkeit im Gesamtlebenszusammenhang - also zwischen dem Bedürfnis und der Notwendigkeit, einer Erwerbstätigkeit nachzugehen, und dem Bedürfnis nach befriedigenden Bindungen, Fürsorge und freier Zeit - wird auch bei den Oswalds wirksam.

Herr Oswald weiß auf der einen Seite, daß seine Frau ihre Berufsarbeit braucht. Darüber hinaus erkennt er ja auch ihre Probleme hinsichtlich ihres mangelnden Selbstwertgefühls und hofft, daß seine Frau mit einer künftigen Berufsarbeit besser zurechtkommt und selbstbewußter wird. Zugleich hat Herr Oswald aber Angst, daß es "nicht ganz funktionieren" würde, wenn sie nicht mehr wie früher sich um seine Bedürfnisse kümmert. Diese Angst wird an einer weiteren Stelle deutlich, als Herr Oswald sich zu seinen Zukunftsplänen äußert:

Was für Pläne haben Sie für die Zukunft?

(--) Ja, Zukunft... also beruflich gibt es eigentlich keine große Weiterentwicklung. Ich werde also versuchen, die... meine, meine [Institution] so durch die (-) durch die abzu-sehende etwas schwere See zu steuern... (...) Werde versuchen, also (...) ein paar neue Sachen da zu machen. Zu Hause... wir werden versuchen, unsere Kinder so auf den Berufsweg zu schicken, auf die Schiene so langsam, ja, äh... ich würde es mir sehr gerne wünschen, wenn meine Frau eine für sie befriedigende Arbeit hat. Das wär' das Wesentlichste mit zu Hause, ja. Was sie auch ausfüllt. Wo sie nicht unbedingt von morgens bis abends unterwegs sein sollte, natürlich. Das will sie übrigens auch nicht, ja? Aber das, was sie ausfüllt und... daß sie was in Angriff nimmt, wo man am Anfang vielleicht noch nicht sieht, daß es Erfolg hat, ne, also das ist ja immer ein bißchen Risiko... also daß sie risikobereiter ist. Das stärkt ihr Selbstbewußtsein und das tut allen gut, sie ist ausgeglichener... (50/33)

Herrn Oswalds Befürchtungen hängen nicht zuletzt mit den Erfahrungen seiner ersten Ehe zusammen. Damals hat ihn seine Frau u.a. wegen eines anderen Mannes verlassen.

Herr Oswald erzählt, daß er über ein Jahr gebraucht habe, um über diese Trennung hinwegzukommen. Seine damalige Frau schildert er als karriereorientiert, gefühlskalt und berechnend.

Sie war relativ kalt, in ihrer ganzen Einschätzung und so, und in ihrem ganzen Umgang. Das ist sie jetzt noch. Eben Mathematikerin. Hat auch studiert, ist fertig dann hinterher... erfolgreich fertig geworden. (37/7)

Nach dieser Erfahrung war es ihm offenbar wichtig, eine einfühlsame und weniger karriereorientierte Frau zu finden. Daß er Schwierigkeiten mit selbstbewußten und erfolgsorientierten Frauen hat, wird sogar in der Beziehung zu seiner Tochter deutlich. Er findet sie zu selbstbewußt und meint, daß damit ein Stück Weiblichkeit verlorengehe.

...ich glaube der Mehrheit der Frauen (...) fehlt das Selbstbewußtsein. (-) Abgesehen davon, mit meiner... bei meiner Frau ist... es tut ihr vor allen Dingen gut... dieser Kurs, sage ich immer, ist gut für dein Selbstbewußtsein. Das sehe ich so. Sie tut etwas, ja, engagiert sich und so, ja? Ob es jetzt nun von Erfolg gekrönt wird oder nicht, ist vollkommen Wurst in meinen Augen jetzt, ja? Aber für ihre Seele ist es gut. Ja? Aber viele Frauen haben eben... wenig Selbstbewußtsein. Das kann man eben dann nur durch die Erziehung ändern. Und ich glaube... also wenn ich meine Tochter so angucke jetzt, die hat da zweimal zugelangt, wenn's um's Selbstbewußtsein geht, ja? Na... also ich glaub' schon, daß sie sich mal durchsetzt. Also daß die neue Generation vielleicht ganz, ganz anders... rangeht. Es geht schon... obwohl, das... (-) geht meines Erachtens auf Kosten der, der Fraulichkeit so'n bißchen. Wie... meine Tochter, ich sehe es an ihr, sie ist sehr hart. In ihren Worten, in ihrer ganzen Meinungen, ja? So was von hart, und versucht sich durch diese Art zu behaupten. Und in ihrem Freundeskreis auch den Jungs gegenüber, ja? Das könnte meines Erachtens auch eine Folge sein, wenn sie dann größer werden, ne, daß die Frauen genauso hart werden wie die Männer, also daß das... diese Gegen... dieser, dieser kleine Unterschied, der den Reiz noch ausmacht, daß der ein bißchen verschwindet. Und ich meine, das ist doch ganz gut so.

Das ist gut?

Der kleine Unterschied, den es noch gibt.

Ach so, den finden Sie gut. Also Sie würden es nicht gut finden, wenn das verschwindet?

Nee, diese... eben diese zunehmende Härte der Frauen, gegen sich selbst und gegen der... die Umwelt, nur um eben bestehen zu wollen, jetzt in der Clique, später mal in ihrem Leben. (-) Das Berufsleben ist prinzipiell hart, wobei ich Ihnen ja gesagt hab, daß ich von der eigentlichen Härte des bundesdeutschen Berufslebens nicht viel mitkriege. (-) Darum kann ich das einfach nicht... Ich empfinde das, wie gesagt, als wohltuend, aber (-) ich weiß nicht (-) ob die Frauen wirklich so werden müssen, wie die heutigen Männer, oder ob es nicht doch noch... 'ne bessere zukünftige Lösung gibt. (49/49)¹⁷

Die Spaltung, die hier deutlich wird, kehrt in den Erwartungen seiner Frau gegenüber wieder. Herr Oswald wünscht sich zwar, daß seine Frau selbstbewußter durch ihren be-

¹⁷ Der Kontext, in dem Herr Oswald diese Äußerung macht, waren Fragen nach Gleichberechtigung. Konkret antwortet er hier auf die Frage, was seiner Meinung nach getan werden müßte, damit Frauen und Männer gleichberechtigt sein können.

ruflichen Neueinstieg wird. Zugleich jedoch hat er Angst, daß sie zu selbstbewußt werden könnte und dadurch, wie auch durch zeitliche Beanspruchung, weniger für ihn da ist.

Das läßt deutlich werden, wie tief die komplementäre Ergänzung und Abhängigkeit in der Beziehung zu seiner Frau auch von seiner Seite aus ist. Nach der starken Verunsicherung, die er durch das Scheitern seiner ersten Ehe erfuhr, ist es für Herrn Oswald wichtig, eine beziehungsorientierte und emotionale Frau zu haben, die sich um ihn sorgt. Zugleich erkennt Herr Oswald diese Sorge und Einfühlsamkeit seiner Frau auch wirklich an und ist nicht, wie Herr Ebert, in dem Widerspruch verfangen, die Fürsorge seiner Frau für unwesentlich zu halten, obwohl er tatsächlich davon abhängig ist.

Die Widersprüchlichkeit Herrn Oswalds liegt, wie bereits angedeutet, woanders. Denn er sieht ja gleichzeitig die Probleme seiner Frau, ist besorgt um sie und denkt über Möglichkeiten nach, ihr zu helfen.

...und meine Frau ist manchmal auch ein bißchen schwierig, weil sie nicht alle ihre Probleme da auf den Tisch legt und sehr viel in sich hineinfrißt. Ich versuche sie dann in Ruhe zu lassen... äh, ich versuche zumindest am Wochenende dann Zeit zu haben, aber in letzter Zeit auch wieder wochentags mal wegzugehen und ein bißchen was zu unternehmen und nicht hier, sagen wir mal, zu versauern. Wir haben auch früher... also früher war's, als die Kinder noch kleiner waren, da waren wir aktiver, 'ne. Da sind wir also doch sehr viel rumgezogen, und... (...) Am Anfang wurde das Familienleben durch die Kinder bestimmt, weil man auf die Kinder Rücksicht nehmen mußte, daß man mit den Kindern das machen mußte, jetzt haben sie sich soweit gelöst, daß sie selbst was tun, und irgendwann... wir werden nächstes Jahr unseren letzten gemeinsamen Familienurlaub machen, nehm' ich an. Daß sich das also doch mehr auf die Frau konzentriert jetzt, und da versuche ich mir doch Zeit zu nehmen. Sie ist... verständnisvoll, wenn ich sage... ich ruf' dann meistens an, wenn ich später komme. Dann, dann geht das schon. (24/46)

...gibt es Dinge, die Sie stören, an Ihrer Partnerin?

Ja, also wenn sie sich... wenn sie irgendwelche Probleme in sich hineinfrißt. Man sieht ihr genau an, daß sie Probleme hat. Also... wissen Sie, man kennt sie ja mittlerweile so'n bißchen. Und man sieht ihr an, daß was... nicht stimmt, aber sie sagt, es ist nichts. Wobei ich dann häufig dann doch es aufgabe, so weiterzubohren, weil es keinen Zweck hat. Aber andersrum, wenn ich so, so anfangs, dann hört sie nicht auf, und bohrt so lange, bis ich's dann irgendwie sage. Das, das hat sie drauf, also dann lass' ich mich immer überreden, dann doch noch alles zu sagen. Und dann... ich bin da so 'n Mensch, der kann das eigentlich nicht so verstecken, in sich. Irgendwann sagt man das doch. Und es ist nicht immer gut, alles zu sagen. Man kann nicht alles, aber die meisten Dinge dann. Aber das stört mich an ihr, daß sie also... was sie dann [unverständlich]. Obwohl so, so'n Mißtrauen und so, ist da nicht da. Weil ich bin oft weg, sie ist auch... hat relativ ihre Freiheiten, also da... Das heißt nicht, daß das ein Mißtrauen wäre, ne? Aber das ist eben... Und Probleme, die sie gerne doch mit mir teilen sollte. Weil es sie belastet, und wenn es sie belastet, belastet es das Familienleben auch wieder, weil sie dann nicht so locker sein kann. (40/36)

Herr Oswald sieht die Probleme seiner Frau, versucht ihr zu helfen, soweit ihm sein Beruf dazu Zeit läßt. Aber im Grunde genommen fühlt er sich dabei ein wenig hilflos.

Er sieht keine andere Lösung, als die Probleme seiner Frau zu akzeptieren und damit zu leben.

Meine Frau ist auch nicht der Partner, mit der ich... mit dem ich ein Haus bauen könnte. Also sehr belastbar und so, das ist, ist sie ja nicht, psychisch und physisch. Und... aber das habe ich nie als Mangel empfunden, weil ich mir gesagt habe, eine Wohnung, die man abschließen kann hinter sich, ist okay. (46/18)

Diese Hilflosigkeit reproduziert sich darin, daß Herr Oswald sich eine Besserung allein über einen beruflichen Neuanfang für seine Frau erhofft, er sich aber keine Gedanken darüber macht, sich dabei selbst verändern zu müssen. Denn dadurch ist die Grundtendenz, daß sie mehr für ihn als für sich selbst da ist und sein soll, nicht in Frage gestellt. Die Widersprüchlichkeit seiner Erwartungen wird auch darin deutlich, daß er auf der einen Seite seiner Frau mehr Selbstbewußtsein wünscht, auf der anderen Angst hat, daß sie durch zuviel Selbstbewußtsein sich von ihm und seinem passiven Fürsorgebedürfnis entfernen könnte. Seiner Frau setzt er in dieser Hinsicht die Grenze, sich selbst zunächst nicht ändern zu wollen und scheinbar auch nicht ändern zu können. In dieser Konstellation bleibt er seiner Frau gegenüber weiterhin passiv bedürftig, so daß sie aus der inneren Verpflichtung, hauptsächlich ihn zu unterstützen, auch nicht so einfach herauskommen kann. Das stellt ein entscheidendes Element gegenseitiger Abhängigkeit dar, das aber andererseits gar nicht einfach kommunizierbar ist, weil insbesondere die männliche Seite der Abhängigkeit nicht sichtbar werden kann und soll.

Allerdings können bei dieser Betrachtung der beziehungsinternen Konflikte und Interaktionen bei den Oswalds die äußeren Bedingungen nicht unberücksichtigt bleiben, die ein anderes Arrangement als bisher äußerst schwer machen. Herrn Oswald sind zeitlich im Beruf bestimmte Anforderungen vorgegeben, die er nicht einfach umgehen kann. Zugleich macht die Arbeitslosigkeit von Frau Oswald sein Einkommen noch notwendiger als vorher. Hier kommt es wieder darauf an, das Zusammenspiel zu erkennen, in dem die inneren Dispositionen als Frau und Mann mit den äußeren sozialen Konstellationen einhergehen. Eine grundsätzliche Veränderung der Beziehungsstruktur bei den Oswalds ist daher sehr schwer zu erreichen.

Diese Grenze, an welche Veränderungen und Lösungsversuche für die Probleme stoßen, wird auch in einer anderen Hinsicht deutlich. Herr Oswald macht an mehreren Stellen im Interview implizit deutlich, daß auch er durch sein starkes berufliches Engagement Einschränkungen und Verluste hinnehmen muß. Seine Kinder beispielsweise haben für ihn eigentlich eine hohe Bedeutung. Dennoch hat er wenig Zeit gehabt, sich wirklich um sie zu kümmern. Auch das übernimmt seine Frau.

Welche Bedeutung haben Kinder in Ihrem Leben?

(-) Ja, also ich bin sehr stolz auf meine Kinder. Ich habe... (-) mich allerdings, da meine Frau sehr intensiv drum bemüht hat, immer nicht die Notwendigkeit gesehen, sehr, sehr viel Zeit, mehr Zeit doch, mit meinen Kindern zu verbringen. Ich bin... ich hab' immer versucht, wenigstens am Wochenende und im Urlaub, daß wir sehr oft zusammen sind, ich weiß aber... ich hab' aber gemerkt, daß sie... daß die Kinder von mir nicht allzuviel gehabt haben. Leider. (--) Ich könnt mir mein Leben ohne Kinder nicht vorstellen, ja? Weil ich weiß, daß ich... ich würde gern irgendwas weitergeben, irgendwie. (-) Aber gleichzeitig habe ich mich nicht allzusehr drum gekümmert.

Hmh. Und das ist für Sie ein Widerspruch, oder...?

Na ja, ich betrachte es als, als Mangel, ein bißchen, als... Mangel von mir aus. (-) Weil ich, äh... das ist nicht Desinteresse, aber häufig habe ich eben... ganz einfach keine Zeit gehabt. (41/6)

Jetzt, wo seine Kinder selbständig geworden sind und eigene Wege gehen, bedauert Herr Oswald im nachhinein, daß er zuwenig Zeit gehabt hat. Aus den Konflikten, die er jetzt insbesondere mit seinem Sohn wegen dessen Ansprüchen auf Selbständigkeit hat, ist auch eine gewisse Bitterkeit herauszulesen, daß die Kinder nun ohne ihn auskommen und er die ganzen Jahre zuwenig Zeit für sie gehabt hat. Jetzt kann er ihnen nicht mehr "irgendwas weitergeben", diese Phase ist vorbei und aus seiner Sicht zu kurz gekommen.

Auch an anderen Stellen macht Herr Oswald eher beiläufig deutlich, daß er wegen seiner starken beruflichen Beanspruchung auf andere Dinge in seinem Leben verzichten muß. Nicht nur die Zeit für seine Familie ist zu knapp, sondern ebenso die freie Zeit für sich selbst:

...es gab 'ne Phase als Kind, da hab ich immer sehr viel gelesen, dann habe ich in meiner ersten Ehe relativ wenig gelesen, weiß ich noch. Dann gab's also 'ne Phase, als ich alleine war, und auch jetzt, bis zur Wende eigentlich, das ist übrigens... das werde ich mal ungefragt sagen, sehr seltsam. Da habe ich sehr viel gelesen, sehr viel Belletristik gelesen... äh, dann kam... ich weiß nicht, ob es nun die Wende war oder die Promotionszeit, wo ich also keine Zeit mehr hatte... was zu tun. Ich lese leider Gottes, seitdem... sehr wenig Bücher. Weil ich auch sehr wenig Zeit habe. Ich bin neidisch auf meine Frau, dadurch, daß sie also verkürzt gearbeitet hat, ja also... manchmal tagelang ein Buch gelesen, und sich auch reingekniet und war dann so... hinweg. Wissen Sie, kennen Sie das, ja? Da war ich sehr neidisch, weil ich das nicht konnte. (39/40)

Was machen Sie in Ihrer Freizeit?

Das hab' ich mich schon oft gefragt, ja... Ich habe kein ausgeprägtes Hobby. Ich hatte früher mal fotografiert, damals hatte ich meine einfache... oder so einfach war die damals gar nicht, die erste Spiegelreflexkamera mit Innenmessung der DDR, weiß ich noch '70... '67... '68 gekauft. Das Ding habe ich immer noch. Ich habe auch selber entwickelt dann, und, und, und Bilder gemacht, da habe ich mich interessiert für. Ich habe sehr viel gelesen. (-) Ja, und dann ist eigentlich viel Zeit immer so so draufgegangen für die Familie, für die damalige Familie, für die jetzige Familie... (-) Sehr viel Freizeit und darum... habe ich auch gesagt, ich bin neidisch auf meine Frau, wenn sie mal öfter ein Buch lesen konnte, auch jetzt. Jetzt vor allen Dingen. (45/37)

So ist zu erkennen, daß auch Herr Oswald für seine berufliche Vereinseitigung einen Preis zu bezahlen hat. Während seine Frau bei ihrem hohen Familienengagement in die Gefahr gerät, ihre Eigenständigkeit im öffentlichen Bereich und damit auch generell zu verlieren, hat Herr Oswald das Problem, daß er bei seinen Beziehungen und hinsichtlich anderer Interessen und Bedürfnisse jenseits der Berufsarbeit deutliche Abstriche machen muß. Außerdem ist Herr Oswald in Bezug auf Fürsorgebedürfnisse völlig unselbständig, also weitgehend auf seine Frau angewiesen.

Diese Unselbständigkeit und die Opfer, die er für seine berufliche Beanspruchung erbringt, sind ihm aber nur in besonderen Situationen - wenn er, wie in der Interview-

situation, beginnt darüber nachzudenken - bewußt. Denn gemessen an der üblichen Vorstellung von Eigenständigkeit und Selbstverwirklichung über den Beruf haben seine Opfer einen geringeren Stellenwert, sind kaum nennenswert. Genau an dieser Stelle läßt sich auch die Grenze erkennen, die einer Veränderung entgegensteht. Es sind nicht allein die äußeren Bedingungen, die ihm seine Rolle als Mann und Haupternährer der Familie nahelegen. Darüber hinaus ist es auch das Deutungsmuster, nach dem Bindungen ebenso wie Fürsorge zweitrangig und Angelegenheit von Frauen sind, durch das er seine eigene soziale Verarmung und Unselbständigkeit nicht erkennen kann. Einen Ausweg aus dieser Lage kann er nicht nur angesichts der äußeren Zwänge in seinem Beruf nicht finden, auch die üblichen Deutungsmuster, die Arbeit und Leistung in den Mittelpunkt rücken und die Bedürfnisse in bezug auf Bindungen marginalisieren, versperren hier den Blick. So fügen sich die einzelnen Teile zu einem Ganzen: Die Sicherung des finanziellen Unterhalts der Familie ist eine zwingende Notwendigkeit. Zugleich erlauben aber weder die kulturellen Deutungsmuster noch seine eigene Identität als Mann den Gedanken, daß es Beziehungsarrangements jenseits der polarisierten Struktur von beruflicher Autonomie und Fürsorge in der Familie geben könnte.

So bleibt Herrn Oswald nur die Möglichkeit, weiterhin die emotionalen und bindungsbezogenen Wünsche an seine Frau zu delegieren und im Austausch dafür den Hauptteil des Unterhalts seiner Familie durch seine Berufsarbeit zu sichern, obwohl er mit diesem Arrangement nicht wirklich zufrieden ist. Er bleibt damit zugleich sehr abhängig von seiner Frau, gerade weil er auf passive Weise von ihrer Fürsorge und emotionalen Zuwendung abhängt, ohne jedoch sich selbst darüber klar zu sein. Seine Frau hingegen spürt diese Angewiesenheit offenbar genau; gerade dadurch fühlt sie sich aufgefordert, seiner Bedürftigkeit nachzukommen. Und gerade darin liegt ja auch ihr Wert für ihn. Umgekehrt basiert ihr Selbstverständnis bisher vorrangig darauf, daß er sie braucht, allerdings um den Preis, daß sie tendenziell Selbstverzicht übt.

Bei den Oswalds ist das Problem der Vereinseitigung deutlich erkennbar: Erst die ausschließliche Konzentration auf Arbeit und Leistung schafft auf der anderen Seite die Vereinseitigung im Hinblick auf Fürsorge, Bindungen und Körperlichkeit. Bei den Oswalds läßt sich diese Polarisierung gerade deshalb gut nachvollziehen, weil sie darin eine harmonische Komplementarität entwickelt haben. Deutlich wird aber zugleich, wie fragil das Gleichgewicht ihrer Beziehung ist, weil eben wichtige Aspekte des Selbst keinen Raum bekommen, sondern statt dessen abgespalten und an den anderen delegiert werden.

Die Wende hat an dieser Konstellation grundsätzlich nichts verändert. Durch den Wegfall der sozialpolitischen Überbrückungsleistungen der DDR könnten jedoch deutlicher jene Konflikte und Widersprüche zutage treten, die in diesem Arrangement trotz aller Harmonie bereits angelegt sind.

Zusammenfassung der Ergebnisse der hermeneutischen Analyse

Was zeigen diese Beispiele dreier Frauen und dreier Männer, die in einer Partnerschaft zusammenleben? Wie veränderte sich ihr gemeinsamer Alltag und welche Unterschiede zwischen Frauen und Männern wurden sichtbar? Und wie unterschieden sich die Reaktions- und Bewältigungsweisen? Welche Rolle spielte die Interaktion als Paar beim Umgang der jeweils einzelnen Frauen und Männer mit den Neuerungen? Inwiefern veränderte sich diese Interaktion, wo hingegen wurden mitgebrachte Interaktionsweisen tradiert? Lassen sich auf der Ebene der Paarbeziehung qualitative Veränderungen in den Geschlechterbeziehungen ausmachen? Wenn nicht, was behinderte eine Neugestaltung der Geschlechterverhältnisse auf der Alltagsebene in der DDR?

Anhand der Probleme und Erfahrungen der interviewten Frauen und Männer läßt sich zunächst erkennen, daß sich der Alltag vor allem dadurch verändert hat, daß sich die beiden Lebensbereiche Familie und Beruf stärker polarisiert haben. Im beruflichen Bereich sind die Leistungsanforderungen und -erwartungen deutlich gestiegen. In der Familie machten sich diese gestiegenen beruflichen Anforderungen als erhöhtes Bedürfnis an die Reproduktion und Fürsorge bemerkbar. Darüber hinaus entstanden höhere Anforderungen hinsichtlich der Betreuung und Erziehung der Kinder.¹⁸ Auf dieser Grundlage wurden auch die geschlechterdifferenten Positionen, Probleme und Erfahrungen deutlich. Vor dem Hintergrund der bereits vor der Wende existierenden, strukturell definierten Hauptzuständigkeit der Frauen für die Familie bedeutete die weitere Polarisierung für sie, eine neue Balance zwischen familialen und beruflichen Anforderungen finden und herstellen zu müssen. Alle drei Frauen berichteten von dieser Erfahrung, daß sich Familie und Beruf jetzt viel stärker gegenseitig ausschließen. Für die Männer stellte sich das Problem dagegen nicht. Vielmehr konnten sie - insbesondere Herr Ebert und Herr Oswald - gerade in dieser Hinsicht auf Kontinuität in ihrem Leben bauen, eben weil sie es nicht als ihr Problem ansahen, zwischen den beiden Lebensbereichen zu vermitteln, sondern diese Vermittlungsleistung weiterhin an ihre Frauen delegierten. Und weil die Leistungsanforderungen im Beruf gestiegen waren, hieß das für die Männer, daß sie sich noch stärker als zuvor auf den Beruf konzentrierten. Gleichzeitig richteten die Männer vor diesem Hintergrund höhere, zumindest aber gleichbleibende Erwartungen an ihre Ehefrauen, auf ihre (passiven) Fürsorgebedürfnisse einzugehen.

Jenseits der strukturellen Bestimmung, die Frauen für die "*Arbeit des Alltags*" (Jurczyk/Rerrich 1993), also das Herstellen des Lebenszusammenhanges zwischen Familie und Beruf, zuständig machte, wurde jedoch deutlich, daß Frau Ebert, Frau Oswald und mit Einschränkungen auch Frau Koch die Verantwortung für die Familie bereitwillig und gerne übernahmen. Sie empfanden es z.B. als Privileg, das Babyjahr in Anspruch nehmen zu können.¹⁹ Bei allen drei Frauen wurde ebenso deutlich, daß sie die Erfahrung der Gleichzeitigkeit und Gleichgewichtigkeit von Familie und Beruf als Er-

¹⁸ Diese Veränderung ist u.a. Gegenstand einer Untersuchung von Meyer/Schulze (1995).

¹⁹ Hier möchte ich bereits anmerken, daß das auch auf alle anderen von mir befragten Frauen zutrifft.

rungenschaft empfunden haben, an der sie auch unter den neuen Verhältnissen festhalten wollen.²⁰ Insbesondere am Beispiel von Frau Koch wurde diese Einstellung deutlich: Sie war beruflich erfolgreich und hatte zudem eine positive Einstellung gegenüber den höheren Anforderungen im Berufsleben. Zugleich jedoch bedauerte sie, daß es viel schwieriger geworden sei, gleichzeitig ein glückliches Familienleben zu haben. Letztlich beklagte sich keine der drei Frauen über die Belastungen für sich selbst im Hinblick auf ihr gleichzeitiges Engagement in Beruf und Familie in der DDR. Das verweist darauf, daß die Gleichzeitigkeit von Familie und Beruf von den Frauen vor allem als Gewinn und nicht als Belastung empfunden wurde und immer noch wird.²¹ Die Trennung von Privat- und Berufssphäre wurde im DDR-Alltag von den Frauen offensichtlich deshalb nicht als starker Gegensatz empfunden, weil beide Seiten nicht einer so ausgeprägten Polarisierung unterworfen waren wie heute.

Es ist die Polarisierung zwischen Beruf und Familie, die die Veränderungen im Lebensalltag und in den Geschlechterbeziehungen in Gang gesetzt hat. Dabei wurden unterschiedliche Umgangsweisen und Problemlagen deutlich, die sich in zwei unterschiedliche Typen einordnen lassen: Frau Ebert und Frau Oswald orientierten sich in ihren Bewältigungsweisen vor allem an ihren Familien und Beziehungen, Frau Koch hingegen orientierte sich stärker an ihrem Bedürfnis nach Autonomie, ebenso wie ihr Ehepartner und die beiden anderen Männer.

²⁰ Wenn man sich Meinungsumfragen zu der Bedeutung von Familie und Beruf in Ostdeutschland seit der Wende anschaut, ist zu erkennen, daß diese Einstellung unter ostdeutschen Frauen weit verbreitet ist. So zeigt eine Umfrage über die Wichtigkeit von Lebensbereichen, daß ostdeutsche Frauen 1994 im Vergleich zu 1990 fast gleichbleibend der Familie den höchsten Stellenwert in ihrem Leben einräumen (41 % der befragten Frauen im Rahmen einer vierwertigen Nominalskala: beides gleich, Arbeit wichtiger, Familie wichtiger, ambivalent). Zugleich wird aber die Gleichrangigkeit von Arbeit und Familie von den ostdeutschen Frauen noch höher bewertet, nämlich mit 49 % im Jahre 1990 und 48 % im Jahre 1994. Westdeutsche Frauen dagegen präferieren stärker noch den Lebensbereich Familie für ihr Leben (1994: 56 %), und die Gleichrangigkeit von Arbeit und Familie hat einen geringeren Stellenwert als für ostdeutsche Frauen (24 %). Quelle: Holst u. Schupp 1995: *Aspekte der Arbeitsmarktentwicklung in Ostdeutschland*, in: DIW-Wochenbericht 23/95, zit. nach Buchholz 1998, S. 12. Auch andere Untersuchungen zeigen ähnliche Ergebnisse (z.B. Studien des BMFJ von 1991 und 1992; vgl. Buchholz 1998, S. 7-11).

²¹ Auch hier lassen sich statistische Daten zur Untermauerung und Verallgemeinerung dieser Interpretation hinzuziehen. So zeigt eine Studie vom Institut für Demoskopie Allensbach (1993, S. 46), daß ostdeutsche Frauen mehrheitlich, nämlich zu 59 %, das Gefühl hatten, Familie und Beruf ließen sich gut vereinbaren. 29 % dagegen waren der Meinung, daß damit "etwas" zu kurz komme.

Irene Dölling (1993) stellt in ihrer Untersuchung zu Tagebuchaufzeichnungen von ostdeutschen Frauen daselbe Phänomen fest. Sie interpretiert diesen Umgang mit der Doppelbelastung als Ergebnis einer DDR-spezifischen weiblichen Sozialisation, bei der Frauen "*der Norm der Vereinbarung von Beruf und Mutterschaft*" (112) folgten und kein Bewußtsein über ihre eigene Benachteiligung entwickelt hätten. Trotz ihrer Berufsarbeit hätten sie ein traditionelles Muster von Weiblichkeit verinnerlicht und hätten dadurch "*ein verleugnendes, abwertendes Verhältnis zu ihrem Körper, zu ihren Gefühlen*". (112) Nach den Motiven der Frauen, weshalb sie weder auf Familie, noch auf den Beruf in ihrem Leben verzichten wollen, fragt Dölling jedoch nicht. Nimmt man diese dagegen zur Kenntnis, dann reicht es nicht, von Selbstverleugnung zu reden. Statt dessen wird sichtbar, daß ostdeutsche Frauen sich der beruflichen Vereinseitigung widersetzt haben und damit auch einem Leistungsdenken, daß sich ebenfalls leicht mit einem verleugnenden, abwertenden Verhältnis zum Körper in Zusammenhang bringen ließe. Dieser Umgang mit der Doppelbelastung spiegelt den Wunsch der Frauen, sowohl die mit der Familie, als auch die mit dem Beruf verknüpften Bedürfnisse realisieren zu können, ohne zeitweilig auf das eine oder andere verzichten zu müssen. Ich erkenne darin einen Anspruch auf Lebensvielfalt statt Selbstverleugnung.

Angesichts des gewachsenen Gegensatzes von Familie und Beruf hatten Frau Ebert und Frau Oswald sich zunächst dagegen entschieden, sich stärker als bisher für ihren Beruf bzw. eine eigenständige Erwerbsmöglichkeit zu engagieren. Bevor sie Abstriche hinsichtlich der Familie machen mußten, wählten sie lieber die Option, berufliche Nachteile in Kauf zu nehmen. Vor dem Hintergrund ihrer Bindungsorientierung wirkte sich der soziale Wandel bei ihnen deshalb auch in größeren beruflichen Schwierigkeiten und Problemen aus.

Ihre Beziehungsorientierung war schon vor der Wende Basis für ihre Handlungsweisen. Sie waren zwar beide berufstätig, ordneten ihre Berufssarbeit aber regelmäßig den familialen Bedürfnissen unter. Sie waren immer wieder bereit zu Kompromissen, wie die dreijährige Berufsunterbrechung bei Frau Ebert oder die Teilzeitarbeit von Frau Oswald zeigte. Deutlich wurde, daß es ihnen hierbei vor allem um die Bedürfnisse ihrer Kinder ging, die aufgrund ihrer Berufsarbeit sonst vernachlässigt worden wären. Dieses Problem der vernachlässigten Bedürfnisse spiegelte zugleich die strukturelle Unvereinbarkeit von Beruf und Familie, die trotz aller Sozialpolitik auch in der DDR existierte, wider. Dabei haben Frau Ebert und Frau Oswald eine Lösungsvariante für ihre Probleme, die auch ihre Partner mit einbezogen hätte, gar nicht erst erwogen. Darin kam zum einen ihr eigenes Rollenverständnis als "Familienzuständige" zum Ausdruck, zum anderen die strukturelle Vorgabe, daß Frauen in der Regel die Familienrolle zu übernehmen hatten. Darüber hinaus jedoch wurde auch ihr Bedürfnis sichtbar, die Beziehungen zu ihren Kindern ernst zu nehmen und auch selbst Zeit für sie zu haben. Ebenso wurde die Intention sichtbar - vor allem bei Frau Oswald -, mit ihrem Einsatz für die Familie ein gutes, harmonisches Familienleben zu gestalten. Es ging ihnen also bei ihren Handlungswahlen um das Eingehen auf Bedürfnisse, auf die von ihren Kindern und ihre eigenen sowie auch von ihren Ehepartnern, für die sie wegen ihrer Beziehungs- oder auch Fürsorgeorientierung sich zuständig fühlten. Basis ihrer Handlungen war also ihr Bestreben, ihr privates Familienleben selbst aktiv gestalten zu können, weil sie diesem Lebensbereich eine eminent hohe Bedeutung zumaßen. Der Hinweis auf strukturelle Zwänge, die ihnen diese Handlungsweise von außen aufnötigten, reicht zur Erklärung der Motive deshalb nicht aus. Der strukturelle Zwang entfaltete sich zudem eher darin, daß sie mit ihrer aktiven Verantwortung gegenüber den familiären Bedürfnissen berufliche Nachteile in Kauf nehmen mußten. Das hatte auch in der DDR eine Einschränkung ihrer Autonomie zur Folge. Aber beide bewerteten diese Nachteile nicht hoch.²² Gerade dies fiel ihnen angesichts der Erwerbsarbeitssituation in der DDR leichter, denn berufliches Engagement war seinerzeit nicht so erfolgversprechend wie unter den heutigen bundesdeutschen Bedingungen. Zudem gab ihnen die hohe Nachfrage nach Arbeitskräften die Sicherheit, jederzeit einer Erwerbstätigkeit nachgehen zu können. Vor diesem Hintergrund konnten beide Frauen ihrem Wunsch nachgehen, sich selbst um ihre Kinder und um ihre Familie insgesamt zu sorgen, ohne Gefahr zu laufen, dauerhaft aus dem Berufsleben ausgeschlossen zu werden.

²² Daß dieser Umgang mit dem Beruf und der Familie für viele ostdeutsche Frauen selbstverständlich war, zeigt die Studie von Trappe (1995), auf die ich bereits hingewiesen habe.

Die Beziehungsorientierung von Frau Ebert und Frau Oswald kam auch in ihren Interessen und Bedürfnissen dem Beruf gegenüber zum Vorschein. Im Beruf suchten sie weniger Selbstverwirklichung und Selbstbestätigung über fachlich-inhaltliche Kompetenz und Leistungsfähigkeit, als vielmehr soziale Kommunikation und Integration. Hier ist nochmals auf die anderen Bedingungen in der DDR zu verweisen: Ich habe bereits deutlich gemacht, daß zur Realisierung dieser Bedürfnisse unter den Erwerbsarbeitsbedingungen der DDR viel bessere Möglichkeiten bestanden als heute.²³ Bei ihren Berufsinteressen spielte auch das Motiv der finanziellen Eigenständigkeit durch die Erwerbsarbeit eine eher untergeordnete Rolle. Frau Oswald suchte diese Eigenständigkeit nicht, vielmehr konnte sie auf die Anerkennung ihrer *"nichtmateriellen Leistungen"* (Herr Koch) für die Familie durch ihren Mann vertrauen. Und auch Frau Ebert konnte sich gut vorstellen, zeitweilig von ihrem Mann unterhalten zu werden, um so Zeit für die Familie zu gewinnen. Nur ließ sich dieser Wunsch schon allein angesichts der Einkommensverhältnisse in der DDR schwer realisieren.²⁴ Der Vergleich zwischen beiden Frauen zeigt, daß das Qualifikationsniveau bei der Berufsmotivation keine Rolle zu spielen brauchte: Auch die hochqualifizierte Frau Oswald zeigte trotz ihrer größeren Möglichkeiten keine andere Berufsmotivation.

Im Rückblick auf die Lebenssituation und Lebenskonzepte der beiden Frauen in der DDR läßt sich sagen, daß es ihnen durch die Erwerbsarbeitsbedingungen und die Sozialpolitik in der DDR möglich wurde, trotz ihrer deutlichen Bindungs- und Beziehungsorientierung einem Beruf nachzugehen. Sie gerieten nicht unter Druck, ihre Familienorientierung wegen ihrer Berufsarbeit einschränken zu müssen. Gleichwohl waren beide Lebensaspekte auch in der DDR strukturell gegensätzlich und tendenziell unvereinbar. Aber es gab zugleich mehr Handlungsräume, um zwischen den beiden Sphären vermitteln zu können.

Frau Ebert und Frau Oswald hielten ihren Anspruch, vor allem sozialkommunikative und sozialintegrative Wünsche mit der Berufsarbeit zu verbinden, auch nach der Wende aufrecht. Nur mußten beide Frauen mit der Zeit feststellen, daß sie auf der Basis dieser gleichbleibenden Einstellung zum Beruf in die Gefahr kamen, völlig vom Arbeitsmarkt verdrängt zu werden. Bei Frau Oswald setzte dies eine Veränderung ihrer Einstellung zum Beruf in Gang, wobei sie dafür mehr Spielraum als Frau Ebert besaß, weil ihre Kinder schon selbständiger waren und sie über einen höheren Bildungsabschluß verfügte. Frau Ebert jedoch war mit ihren Unsicherheiten, Ängsten und Lernschwierigkeiten konfrontiert, die sie vor einem größeren Berufsengagement zurückschrecken ließ. Auch ihre familiale Situation - das Alter der Kinder sowie die fehlende Unterstützung seitens ihres Mannes - bewirkte, daß Frau Ebert eher zurückhaltend mit der Notwendigkeit eines größeren beruflichen Engagements umging. Für sie wäre es angesichts ihrer Schwierigkeiten, ihrer familialen Situation und ihres Bedürfnisses

²³ Wenn aufgrund statistischer Daten von einer *"anhaltend hohen Berufsorientierung"* (DIW 18/92) ostdeutscher Frauen die Rede ist, so muß vor dem Hintergrund dieser empirischen Befunde differenziert werden, welche Bedeutungsdimensionen mit dieser Berufsorientierung verknüpft sind. Erst diese Differenzierung erlaubt dann einen realistischen Vergleich etwa mit der Berufsorientierung westdeutscher Frauen oder der von Männern.

²⁴ Immerhin ist Frau Ebert drei Jahre unbezahlt zu Hause geblieben, weil ihr Sohn wegen einer Krankheit nicht in die Krippe durfte.

nach Zeit für sich und die Familie denkbar gewesen, sich stärker, als es noch in der DDR möglich war, auf die Familie zu konzentrieren. Hier stieß sie jedoch auf den Widerstand ihres Mannes. Auch die finanzielle Situation erlaubte eine solche Lösung nicht.

Zu ihrer Beziehungsorientierung paßte, daß beide Frauen in Paarbeziehungen mit komplementären Strukturen lebten. Während sie sich hauptsächlich auf die Familie bezogen, lebten ihre Partner vor allem für ihren Beruf. Das hatte sich durch die Wende nicht verändert. Ein großer Unterschied bestand allerdings zwischen Herrn Oswald und Herrn Ebert: Während Herr Oswald sich über die Bedeutung der Fürsorge seiner Frau für die Familie und sich selbst im klaren war und diese auch anerkannte, konnte man bei Herrn Ebert das Gegenteil beobachten. Herr Ebert folgte dabei dem Deutungsmuster der DDR-Politik, daß Fürsorge keinen Stellenwert besitze und allein durch die Berufsarbeit Persönlichkeitsentwicklung und Gleichberechtigung möglich sei. Deshalb wünschte er sich auch ein größeres berufliches Engagement von seiner Frau. Aber gerade weil er diesem Deutungsmuster folgte, hat er die Handlungsfähigkeit seiner Frau, engagierter einem Beruf nachzugehen, eingeschränkt. Die Verleugnung der Fürsorgebedürftigkeit und auch der eigenen Fürsorgeabhängigkeit führte dazu, daß er diese als Grundlage seines eigenen, hohen beruflichen Einsatzes nicht erkannte. Vielmehr meinte er, auch seine Frau könne ohne weiteres beruflich tätig sein, ohne daß er ebenso aktive Sorge für die Familie und seine Frau übernehme. So war sein Beispiel ein deutlicher Beleg dafür, wie begrenzt die DDR-Frauenpolitik geblieben ist und wie auf der Grundlage der damit verknüpften Deutungsmuster sich hierarchisch-komplementäre Beziehungskonstellationen reproduzieren konnten. Bemerkenswert war an dem Beispiel von Herrn Ebert zudem, daß er sehr wohl durch seine Scheidung erfahren hatte, welche hohe Bedeutung eine verlässliche Beziehung und die Fürsorge für sein Leben haben. Aber anstatt sich vor dem Hintergrund dieser Erfahrung wirklich mehr Zeit für seine Beziehung und Familie zu nehmen, wählte er die Lösung, sich eine einfühlsame, familien- und fürsorgeorientierte Frau zu suchen, die er jedoch zugleich gerade wegen dieser Eigenschaften nicht wirklich anerkennen konnte. An diesem Beispiel wird das Scheitern von Gleichrangigkeit und wirklicher Partnerschaft und damit letztlich die Reproduktion klassischer Geschlechterbeziehungen durch fehlende Anerkennung von Fürsorge am krassesten deutlich.

Aber die mit diesem Doublebind verbundene Ungerechtigkeit und die verweigerte Anerkennung forderten Frau Ebert heraus, sich gegen die Haltung ihres Mann zu wehren. Sie beklagte sich immer wieder bei ihm, weil er sich keine Zeit für sie und die Familie nahm. In den Auseinandersetzungen ging es ihr aber nicht nur um seine fehlende Zuwendung, sondern implizit ebenso um seine fehlende Anerkennung ihr gegenüber. Allerdings blieb es bei einem sporadischen Aufbegehren Frau Eberts, verbunden mit ihren Selbstzweifeln, ob sie mit ihren Erwartungen überhaupt im Recht sei. Sich ihrem Mann gegenüber durchzusetzen, gelang ihr nicht. Dabei spielte, so meine Interpretation, die soziale Mißachtung von Fürsorge eine zentrale Rolle: Vor dem Hintergrund dieses Deutungsmusters war es sehr schwer, einen selbstbewußten Umgang mit Fürsorge zu entwickeln und deren Anerkennung durchzusetzen. Ohne soziale Anerkennung von

Fürsorge, und das heißt auch, ohne die Erkenntnis, daß Fürsorge allgemein notwendig und nicht allein mit einer naturhaften Fähigkeit von Frauen verknüpft ist, konnte es Frau Ebert nur schwer gelingen, von ihrem Mann (auch dem ersten) ebensolche aktive Fürsorge einzufordern, wie sie selbst zu geben bereit war. Schon die Vorstellung dieser Möglichkeit oder auch deren Kommunikation war begrenzt. Angesichts dieser Bedingungen und Widerstände war es für sie beinahe zwangsläufig, in das klassisch weibliche Muster der selbstaufopfernden Frau zu geraten bzw. es nicht in Frage zu stellen. Nachvollziehbar wurde an dem Beispiel der Eberts auch, wie sich angesichts der neuen sozialen Verhältnisse der Druck, solche komplementär-hierarchischen Beziehungsstrukturen zu reproduzieren, in gewisser Weise erhöht hat. Die Notwendigkeit, sich vor dem Hintergrund von Konkurrenz und höheren Leistungserwartungen im Beruf mehr zu engagieren, schien jetzt unausweichlich zu sein. Herr Ebert führte dies auch als Argument gegenüber den Wünschen seiner Frau nach mehr Zeit für die Familie an. Zugleich sind es eben diese Bedingungen, die die Teilnahme an der Berufsarbeit für Frauen wie Frau Ebert erheblich erschwert haben.

Bei den Oswalds sah die Interaktion als Paar anders aus. Hier schaffte die Anerkennung der Familientätigkeit Frau Oswalds durch ihren Mann ihr sogar den Freiraum, sich nicht den stark konkurrenten Beziehungen in ihrem Arbeitsfeld aussetzen zu müssen. Statt sich diesen Bedingungen einfach zu unterwerfen, konnte Frau Oswald sich an eine berufliche Neuorientierung wagen. Dabei kam ihr natürlich auch ihre Qualifikation und Bildung zu Hilfe, die ihr mehr Potentiale eröffneten und eine höhere Flexibilität zuließen, um mit ihrer Arbeitslosigkeit gestaltend und eigeninitiativ umgehen zu können. Der Einfluß der konkreten Familiensituation hierbei, also die Selbständigkeit ihrer Kinder, wurde bereits erwähnt.

Trotz der harmonischen Beziehungskonstellation waren jedoch auch bei den Oswalds Probleme festzustellen, die sich vor allem in der Unterlegenheit Frau Oswalds ihrem Mann gegenüber und in ihrem mangelnden Selbstwertgefühl äußerten. Einen Weg für die Überwindung von Hierarchie in der Beziehung bot diese Harmonie nämlich auch nicht. Es handelte sich um eine einvernehmliche, mit gegenseitiger Akzeptanz verknüpfte und dennoch vereinseitigende Rollenteilung, in welcher Mann und Frau jeweils eine Seite einer polarisierten Struktur verkörpern und sich im Zusammenspiel wieder ergänzen. Die Berufsarbeit von Frau Oswald in der DDR veränderte an dieser hierarchischen Komplementarität nichts, weil die Fürsorgebedürfnisse ihrer Kinder und ihres Mannes ja trotz ihrer Berufsarbeit bestehen blieben. Die Bedürftigkeit ihres Mannes und der Kinder auf der einen, die Bindungs- und Fürsorgeorientierung von Frau Oswald auf der anderen Seite ergänzten sich gegenseitig. Ihr berufliches Engagement wäre immer an diese Grenze gestoßen und es war diese Grenze, die Frauen wie Frau Oswald dann wieder auf die hierarchische Arbeitsteilung und Komplementarität in der Beziehung zurückgreifen ließ. Damit entfaltete sich eine Polarisierung von Geschlechterrollen, die problematisch blieb: vereinseitigendes Berufsengagement auf der Seite von Herrn Oswald, vereinseitigende Familienorientierung mit der Tendenz zur Selbstaufgabe bei Frau Oswald. Auch in dieser Ehe waren die gleichen Hintergründe für diese jeweilige Vereinseitigung zu erkennen wie bei den Eberts: Die strukturelle und normative Domi-

nanz von Erwerbsarbeit und die Entwertung von Fürsorge ließen eine wirkliche Gleichrangigkeit in der Ehe kaum zu. Herr Oswald konnte die Notwendigkeit, selbst aktiv fürsorgend zu sein, nicht erkennen, obwohl er um seine eigene Angewiesenheit in dieser Hinsicht wußte. Und Frau Oswald war nicht in der Lage, Fürsorge auch für sich einzufordern. Vor dem Hintergrund, daß Fürsorge generell einfach als Merkmal von Weiblichkeit aufgefaßt wird, konnte sie hierfür auch keine Notwendigkeit erkennen. Die Unselbständigkeit ihres Mannes in bezug auf sein privates Leben erfaßte sie höchstens intuitiv. Zugleich war diese Unselbständigkeit für sie auch ein Anlaß, für ihren Mann zu sorgen. Ohne soziale Anerkennung von Fürsorge hatte auch sie Schwierigkeiten, ihre Fähigkeiten zu erkennen und ein sicheres Selbstwertgefühl zu entwickeln. Gerade dadurch suchte sie immer wieder - wie Frau Ebert auch - Selbstbestätigung vor allem über andere bzw. über ihr Dasein für andere, anstatt auf ihre Anerkennung über Eigenständigkeit zu bestehen.

Der berufliche Neubeginn und der damit verknüpfte individuelle Aufbruch Frau Oswalds fand in nach wie vor polarisierten Strukturen statt. Durch den äußeren Druck zu einem stärkeren beruflichen Engagement wird es ihr in Zukunft wahrscheinlich besser als zuvor gelingen, sich vom einseitigen Dasein-für-andere zu lösen. Eine bestimmte Form sozialer Anerkennung und Selbständigkeit wird ihr mehr als zuvor zuteil werden, nämlich die mit dem Beruf und mit beruflicher Leistung verknüpfte. Aber für Frau Oswalds Fürsorge- und Bindungsorientierung wird es auch in Zukunft keine angemessene soziale Anerkennung geben. So wird sie diese vielleicht weiterhin als marginale und weibliche Orientierung deuten, die ihr keine Quelle von Selbstbewußtsein sein kann. Auf dieser Grundlage wird es ihr, so läßt sich vermuten, nicht gelingen, aktive Fürsorge auch von ihrem Mann einzufordern. In der Beziehung zu ihrem Mann wird so vielleicht alles beim alten bleiben, nicht zuletzt deshalb, weil Frau Oswald das Bedürfnis ihres Mannes nach ihrer komplementären Fürsorge spürt und sie sich für die Erfüllung dieses Bedürfnisses verantwortlich fühlt.

Herr Oswald ist ein Beispiel für einen Mann, der sich auf die Fürsorgetätigkeit seiner Frau verließ, diese aber gleichzeitig auch anerkannte. Seine fast ausschließliche Konzentration auf die Berufsarbeit machte die komplementäre Rolle seiner Frau aber zugleich erst notwendig. Herr Oswald zeigte deshalb auch deutlich seine Verunsicherung bei dem Gedanken, daß seine Frau in bezug auf ihre Berufsarbeit wirklich selbständiger werden und ihn dann vernachlässigen könnte. Hierin war eine Grenze für eine Veränderung zu einer qualitativ neuen Paarbeziehung zu erkennen. Seine berufliche Vereinseitigung, die bereits in der DDR gegeben war, erschien angesichts der strukturellen Vorgaben im Berufsleben und der Erwerbsdominanz beinahe unausweichlich. Dies hat sich, wie bei den anderen beiden Männern auch deutlich wurde, durch die neuen Verhältnisse noch weiter vertieft.

Der Preis, den er jedoch für seine berufliche Vereinseitigung bezahlen muß, wurde von ihm selbst benannt: zuwenig Zeit für sich selbst, eine unterentwickelte Beziehung zu seinen Kindern und seine soziale Verarmung in bezug auf persönliche, auch außerfamiliale Beziehungen. Dieser Befund trifft ebenso auf die beiden anderen Männer zu. Im Hinblick auf ihre emotionalen und körperlichen Bedürfnisse sind sie unselbständig

geblieben, und was ihre sozialen und emotionalen Beziehungen und Bindungen angeht, erwiesen sich diese entweder als sehr beschränkt oder regelrecht verarmt. Alle drei interviewten Männer wären z.B. ohne ihre Frauen außerhalb ihrer Berufsarbeit sozial völlig isoliert und vereinsamt. Die Beispiele der Männer machten ebenso deutlich, wie wichtig die weibliche Sorge in der Familie für ihr Leben war und ist. Dadurch wurde ihre Bedürftigkeit sichtbar, die die Illusion einer nur auf Erwerbsarbeit gegründeten Autonomie bzw. beruflichen Selbstverwirklichung offenbart. Ohne Bindung und Fürsorge im Hintergrund existiert diese Autonomie in der Realität nicht. Gerade dieses Ergebnis, nämlich daß Männer für ihr einseitiges berufliches Engagement ebenso einen Preis zu bezahlen haben wie Frauen, die sich überwiegend um ihre Familie kümmern, ist geeignet, die üblichen erwerbszentrierten Interpretationsmuster in Frage zu stellen. Auch an dieser Stelle ließ sich als Basis die fehlende soziale Anerkennung von Fürsorge ausmachen. Sie behinderte die Erkenntnis und Reflexion über die Vereinseitigung und Verluste auf Seiten der Männer. Zudem behinderte sie ein qualitativ verändertes Arrangement in den Paarbeziehungen, weil Fürsorge lediglich mit Weiblichkeit und Mütterlichkeit verknüpft blieb und sich so nur schwer in die männliche Identität integrieren ließ.

Im Vergleich zu den anderen beiden Frauen war Frau Koch diejenige, die sich am deutlichsten von der klassischen Frauenrolle entfernt hat. Sie war stark auf Selbstverwirklichung und Autonomie ausgerichtet, die sie vor allem über den Beruf zu verwirklichen suchte. Vor dem Hintergrund dieser Orientierung entfalteten sich nach der Wende bei ihr Probleme vor allem auf der Ebene ihrer Beziehungen und kaum im Hinblick auf den Beruf. Beruflich war sie sogar in der Lage, sich stark zu verbessern. Frau Koch hatte geradezu das Gefühl, erst jetzt richtig arbeiten und sich beweisen zu können. Wenn sie diese neuen, mit viel höheren Leistungsanforderungen verknüpften Veränderungen im Beruf auch begrüßte, so fühlte sie sich andererseits gerade angesichts dieser Anforderungen als Mutter in eine prekäre Lage gebracht. Sie geriet so in Konflikt mit ihrer Mutterschaft. Die innere Spaltung, die mit diesem Konflikt einherging, konnte sie jedoch weder erkennen, noch reflektieren und lösen, weil es ein männliches Lebens- und Identitätsmuster war, das sie sich zum Vorbild nahm und nach dem sie sich vor allem ausrichtete. Auch hierfür war die soziale Abwertung und Marginalisierung von mütterlicher Fürsorge in der DDR grundlegend, die mit der Politik der Gleichberechtigung durch Erwerbsarbeit einherging. Ungelöst blieb bei Frau Kochs Versuch, der Entwertung und Marginalisierung als Frau durch die Ausrichtung an männlichen Lebensmustern zu entgehen, die Frage nach der Integration von emotionalen und Bindungswünschen in ihr Leben. Denn die Abspaltung und Delegation dieses Bereichs an eine andere Person, so wie das Männern gelingen kann und zugestanden wird, ist ein selten zu realisierender Weg für Frauen. In der DDR konnte Frau Koch die Lösung ansatzweise gelingen, zum einen weil der Staat Teile der Verantwortung der Eltern für Kinder übernahm, zum anderen weil berufliche Selbstverwirklichung nur eingeschränkt möglich und berufliches Engagement weniger unausweichlich gefordert war als heutzutage. So ergaben sich größere Zeiträume für die Privatsphäre für sie selbst und auch ihren Ehemann.

Über Frau Koch läßt sich im Vergleich zu den beiden anderen Frauen sagen, daß die Bedingungen in der DDR es ihr möglich machten, sich trotz ihrer starken Autonomieorientierung für Kinder zu entscheiden. In Westdeutschland wäre die Wahrscheinlichkeit, daß sie sich gegen Kinder oder erst viel später für ein Kind entschieden hätte, hoch gewesen. Statt dessen aber stand ihr die Mutterschaft als Weg offen, ohne daß sie in Gefahr kommen mußte, ihre Autonomiebestrebungen allzusehr zurückstellen zu müssen. Unter den neuen, stärker zwischen Familie und Beruf polarisierenden Verhältnissen trat Frau Kochs ungelöster innerer Konflikt offen zu Tage. Am liebsten hätte sie keine Kinder oder nur noch ein Kind. Der Vergleich mit Frau Oswald und Frau Ebert macht den Unterschied in den Problemen deutlich: Diese beiden Frauen gerieten nicht in grundsätzliche Zweifel über den Stellenwert von Mutterschaft in ihrem Leben.²⁵

Aber nicht nur die unmittelbare Wirkung der Sozialpolitik und der ökonomischen Dysfunktionalität des DDR-Systems erleichterten es Frau Koch, sich für Kinder zu entscheiden. Insbesondere auch die Zuwendung seitens ihres Mannes half Frau Koch, ihre eigentlich problematischen, weil zusammen mit den mütterlichen Anteilen abgelehnten Bedürfnisse nach Bindungen dennoch zu realisieren. Die Beziehung der Kochs war vor der Wende noch von einer deutlichen Partnerschaftlichkeit und Gemeinsamkeit geprägt. Herr Koch nahm sich viel Zeit für seine Familie und war auch zur aktiven Fürsorge bereit. Er nahm damals großen Anteil an der Entwicklung der Tochter und kümmerte sich allein um sie, als seine Frau ein Studium in einer anderen Stadt aufnahm. Gerade diese emotionale Beteiligung und Fürsorge bildete eine wesentliche Grundlage dafür, daß sich Frau Koch in ihrer Mutterrolle wohl fühlen konnte. Diese Partnerschaftlichkeit und Gegenseitigkeit zerbrach jedoch rasch, als nicht mehr jene Umstände vorhanden waren, die eher beiläufig Herrn Kochs Fähigkeit zur aktiven Fürsorge förderten. Als sich mit der Wende die beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten verbesserten, zog sich Herr Koch aus der Familie zurück. Für ihn stellte sich dadurch das Erfordernis, eher passiv Fürsorge in Anspruch zu nehmen, anstatt die Schwierigkeiten seiner Frau in dieser Hinsicht ausgleichen zu helfen.

Auch für Frau Koch stellten sich diese erhöhten beruflichen Anforderungen. Ihr stand jedoch im Gegensatz zu ihrem Mann nicht die Möglichkeit offen, die Fürsorgeansprüche einfach an eine andere Person zu delegieren. Vielmehr stand sie - vor allem während ihres zweiten Erziehungsurlaubes - mit den Anforderungen der Fürsorge weitgehend alleine da, was sie angesichts ihres problematischen Bezuges zu Bindungen in große Schwierigkeiten stürzte. Ohne die Unterstützung seitens ihres Mannes und ohne die sozialpolitische Absicherung konnte Frau Koch nur noch schwer mit ihrer fürsorgenden Rolle zurechtkommen. Frau Koch wurde so ganz stark mit dem inneren Konflikt konfrontiert, ihre Bindungswünsche nicht wirklich in ihre Identität integriert zu haben. Sie kam nicht mehr umhin, sich mit diesem inneren Konflikt aus-

²⁵ Hierbei möchte ich ergänzen, daß zwar auch Frau Ebert im Rückblick auf ihr Leben sagte, sie würde sich nicht mehr so früh für Kinder entscheiden. Ihre Aussage machte aber zugleich deutlich, daß es ihr nicht darum ging, überhaupt keine Kinder haben zu wollen, als vielmehr um den Zeitpunkt im Lebensverlauf. Sie äußerte sich dabei positiv über westdeutsche Frauen, die sich zuerst um ihre eigenen Bedürfnisse und um die Absicherung ihrer Karriere kümmerten, bevor sie sich Kinder anschafften.

einanderzusetzen. Für Frau Koch eröffnete ihre Lebenskrise aber vielleicht auch die Chance, ihren bisher problematischen Bezug zu ihren Bindungswünschen zu überwinden. Für Herrn Koch als Mann stellte sich dieser Konflikt nicht in der gleichen Intensität. Erst nach dem Scheitern seiner Ehe sah er sich gefordert, sich wieder stärker mit seiner Rolle in der Familie auseinanderzusetzen.

Frau Kochs Fall steht in deutlichem Kontrast zu denen von Frau Ebert und von Frau Oswald. Sie suchte Anerkennung vor allem durch einseitige Betonung von Autonomie zu finden. Doch den Problemen, die mit der sozialen Polarisierung von Autonomie und Bindung sowie der Abwertung von Fürsorge einhergehen, entging sie damit nicht. Vielmehr kehrten diese in ihrem Fall als offener Konflikt im Umgang mit bindungsbezogenen Wünschen wieder. Die Autonomie, an der sich Frau Koch orientierte, ist ja nur möglich, wenn die Bindungswünsche weitgehend an eine andere Person delegiert werden können. Da aber dieser Lösungsweg vorrangig Männern, jedoch kaum Frauen offensteht, geriet Frau Koch unter den veränderten, stärker polarisierten Verhältnissen nach der Wende in eine Sackgasse. Weder ihr Mann, noch "Vater Staat" unterstützten sie weiterhin dabei, mit ihren Beziehungswünschen fertig zu werden.

Herrn Kochs Beispiel machte deutlich, wie brachliegende männliche Identitätspotentiale durch die neuen Strukturen und Anforderungen im Erwerbsleben aktiviert werden. Er war nur solange ein fürsorgender Vater und Ehepartner, wie er sein Bedürfnis nach beruflicher Selbstverwirklichung nicht erfüllen konnte. Sobald sich berufliche Möglichkeiten für ihn eröffneten, war er sofort bereit, seine Frau mit der fürsorgenden Rolle alleinzulassen. Erst im nachhinein wurde ihm bewußt, in welche Konflikte er seine Frau damit stürzte, und daß sie mit dieser Situation überfordert war.

Die Basis für seine Handlungsweise seiner Frau gegenüber war jedoch letztlich sein eigener Wunsch nach fürsorgender Zuwendung. Angesichts seiner starken beruflichen Einbindung ist eine Partnerin, die mehr oder weniger einseitige Zuwendung und Fürsorge für sich selbst einforderte, anstatt ihn zu entlasten und aufzufangen, für ihn nicht mehr zu verkraften gewesen. Die Beziehung scheiterte im Grunde genommen daran, daß beide Seiten nicht (bzw. nicht mehr) zur gegenseitigen Fürsorge und Zuwendung bereit oder fähig waren. Im nachhinein wurde Herrn Koch dieser Zusammenhang zum Teil bewußt und er suchte wieder kritischen Abstand zu seiner Berufsarbeit, die zum Scheitern seiner Ehe beigetragen hatte. Allerdings stand ihm zur Bewältigung seines Lebens- und Beziehungskonflikts auch ein anderer Lösungsweg offen, der für seine Frau nicht in gleicher Weise vorhanden war, nämlich eine neue Beziehung mit einer Frau einzugehen, die einseitig zur aktiven Fürsorge fähig und bereit sein würde.

Für alle sechs dargestellten Fälle bzw. für alle drei Paare läßt sich abschließend feststellen, daß erst die Folie einer intersubjektiven Theorie eine andere, vollständigere Perspektive erlaubt. Als Grundlage der Handlungs- und unmittelbaren Interaktionsweisen lassen sich dann die polarisierte Dichotomie von Autonomie und Bindung sowie die entwertete und sozial nicht anerkannte Fürsorge erkennen. Die Handlungsweisen der sechs Frauen und Männer bezogen sich in dieser Perspektive nicht allein oder nur vorrangig auf Selbstverwirklichung durch Arbeit. Vielmehr zeigte sich der Beruf als Handlungsbezug eingebettet in einen Gesamtzusammenhang, der ebenso von der Suche

und dem Ringen nach Anerkennung sowie dem Bedürfnis nach emotionalen und verlässlichen Bindungen und nach Fürsorge geprägt war. Die Erfahrungen der Befragten gehen tatsächlich weder in einer erwerbszentrierten Perspektive auf, noch lassen sich deren Versuche, ihr Privatleben zu gestalten, in einer erwerbszentrierten Perspektive wirklich nachvollziehen. Dieses Ergebnis klingt banal - und doch ist es notwendig, diese Tatsache der Abhängigkeit und Bedürftigkeit zu benennen, weil sie kaum zum Gegenstand von sozialwissenschaftlichen Analysen gemacht wird. Die Gründe hierfür wurden bereits ausführlich dargelegt und diskutiert.

Bei allen drei Paaren ließ sich im Rahmen der Anerkennungstheorie eine gestörte Balance zwischen Autonomie und Bindung erkennen, weil sie in ihrem Bestreben, Anerkennung herzustellen, auf Grenzen gestoßen waren. Bei den Eberts und Oswalds wurde diese gestörte Balance in der hierarchisierten Komplementarität sichtbar, die unausweichlich die männliche Dominanz auf der einen, den weiblichen Selbstverzicht sowie eine Tendenz zur Unterordnung auf der anderen Seite hervorbrachte. Bei den Kochs war eine Vereinseitigung in Richtung des Autonomie-Ideals für die Interaktion bestimmend, die in der DDR angesichts der dortigen sozialen Bedingungen nicht wirksam wurde. Auf dieser Basis der Verweigerung gleichzeitiger Anerkennung von Bindung und gegenseitiger Fürsorgebedürfnisse bei beiden Eheleuten mündeten die sozialen Neuerungen in eine Auflösung der Ehe. Frau Koch war gefordert, sich über die Rolle und Bedeutung von Familie in ihrem Leben erneut Gedanken zu machen. Die beiden anderen Frauen dagegen hatten eher ein Problem, mit den neuen beruflichen Standards zurechtzukommen, gepaart mit der Tendenz, sich zunächst eher in die Familie zurückzuziehen. Diese Handlungsweise ließ sich auch darauf zurückführen, daß das Bemühen um Selbständigkeit sich bei beiden Frauen auf ein nur schwach entwickeltes Selbstbewußtsein gründete. Ihre Berufsarbeit in der DDR hatte zu einer Stärkung ihres Selbstwertgefühls wenig beitragen können.

Als Ursache für diese gestörte Balance im paradoxen Wechselspiel von Autonomie und Bindung wurden sowohl individuelle, als auch sozial-strukturelle und sozial-kulturelle Einflüsse herausgearbeitet. Die Bemühungen der Subjekte, ihr Leben zwischen beiden Wünschen auszubalancieren, stießen an Grenzen. Die soziale Polarisierung von Autonomie und Bindung kehrte im individuellen Leben als Schwierigkeit wieder, zwischen beiden Seiten eine Balance herzustellen. Im Leben der einzelnen Frauen und Männer, deren Alltag hier näher betrachtet wurde, kam es zu einer Vereinseitigung in der einen oder anderen Richtung: Entweder man bezog sich überwiegend auf den Beruf und die Selbstverwirklichung und vernachlässigte darüber notwendig seine unmittelbaren Beziehungen und Bindungen zu anderen Menschen, oder frau legte gerade hierauf großen Wert und geriet dadurch in Gefahr, das Eigene und die Eigenständigkeit aufgeben zu müssen. Beide Seiten waren in einen schwer zu überwindenden Gegensatz gebracht, was implizierte, entweder das eine oder das andere zu machen. Nach der Wende vertiefte sich diese Polarität deutlich, u.a. deshalb, weil die mit den wirtschaftlichen Dysfunktionalitäten verbundenen Spielräume verlorengegangen waren.

Durch meine empirischen Beispiele wurde zugleich nachvollziehbar, daß weniger die Fürsorgeorientierung der Frauen das Problem darstellte, als vielmehr die Tatsache, daß

diese auf Frauen begrenzt blieb und sozial nicht anerkannt wurde. Angesichts der unausweichlichen Notwendigkeiten, die mit den physisch-psychischen menschlichen Grundbedürfnissen einhergehen, wird die fehlende soziale Anerkennung von Fürsorge immer wieder dazu führen, daß es zur komplementären Vereinseitigung in den Partnerschaften kommt und sich dadurch hierarchische Geschlechterbeziehungen sowohl auf der sozialen als auch auf der individuellen Ebene reproduzieren können. Eine Frauen- und Sozialpolitik, wie sie in der DDR praktiziert wurde, hat diesen polarisierenden Gegensatz nicht überwinden können.

Die polarisierte Struktur von Autonomie und Bindung bildete deshalb - ebenso wie die Dominanz erwerbszentrierter Strukturen - die Basis für eine Kontinuität im Wandel der Geschlechterverhältnisse in Ostdeutschland. Deutlich zu erkennen war, daß entlang der Linie einer polarisierten Struktur von Autonomie und Bindung sich geschlechterdifferente Handlungs- und Deutungsmuster sowie durch Sozialisation erworbene psychische Dispositionen entfalteten. Strukturell und kulturell waren bereits unterschiedliche Lösungswege für Männer und Frauen ausgebildet und vorgegeben, wie sie mit den aus der vertieften Polarisierung seit der Wende erwachsenden Problemen fertig werden können.

Epilog

Die Interviews mit Frau Ebert, Frau Koch und Frau Oswald haben alle im Jahre 1995 stattgefunden. In die Auswertung der Interviews habe ich gemeinsam mit den Frauen meiner Auswertungsgruppe viel Zeit gesteckt. Dadurch sind uns diese Menschen auch nahegekommen, und wir waren einfach neugierig, wie es ihnen in der Zwischenzeit ergangen ist. Deshalb habe ich alle drei Frauen Ende 1997 bzw. Anfang 1998 angerufen, um danach zu fragen, wie sich ihre berufliche und private Situation seitdem verändert hat.

Auch wissenschaftlich bestand ein Interesse, erneut Kontakt zu den Interviewpartnerinnen aufzunehmen. Denn die Ergebnisse der hermeneutischen Analyse - die ja unter anderem auf das Verstehen von ganz individuellen Lebensgeschichten und Motivlagen abzielte - mußten sich, mit der Realität des Lebens der Frauen erneut konfrontiert, bewähren können. Damit erhoffte ich also, die Plausibilität unserer Interpretationen in gewisser Weise überprüfen zu können.

Im Folgenden werde ich kurz darstellen, was mir die drei Frauen über die Ereignisse und Veränderungen in ihrem Leben seit dem Interview erzählt haben, nicht nur weil es spannend ist zu sehen, was seitdem passiert ist, sondern auch, weil dadurch einzelne Aspekte der Interpretation nochmals beleuchtet und auch bestätigt werden.

Mit Frau Ebert habe ich im November 1997 telefoniert. Sie hatte ihren beruflichen Tiefpunkt überwunden und befand sich gerade in einem ABM-Projekt, das noch bis zum Februar des darauffolgenden Jahres dauerte. Die AB-Maßnahme war in einem Frauenzentrum angesiedelt, wo Frau Ebert als Floristin vor allem Blumenbindekurse gab. Darüber hinaus kümmerte sie sich um den Garten der Einrichtung und beteiligte sich auch an der vom Frauenzentrum angebotenen Kinderbetreuung. Vor dieser ABM-Stelle hatte Frau Ebert einen vom Arbeitsamt finanzierten Weiterbildungslehrgang als Floristin absolviert. Danach arbeitete sie in regulärer Beschäftigung als Floristin in demselben Laden, in dem sie zuvor ausgeholfen hatte. Da ihr Chef aber keine Sozialversicherungs- und sonstigen Beiträge zahlte, stellte sich das Reguläre des Beschäftigungsverhältnisses mit der Zeit als Farce heraus, und Frau Ebert sah sich gezwungen, wieder aufhören. Danach jedoch ergab sich zum Glück für sie die Möglichkeit, in die AB-Maßnahme zu kommen.

Frau Ebert erzählte, daß ihr die Arbeit im Frauenzentrum großen Spaß mache. Inzwischen habe sie auch ihren Führerschein gemacht, obwohl sie davor ebenso Angst gehabt habe, wie vor jedem anderen Lernen auch. Sie sagte, daß sie durch die Weiterbildungen und die Fahrprüfung ihre Unsicherheiten mit dem Lernen habe überwinden können und daß sie insgesamt selbstbewußter geworden sei. Sie blicke mit mehr Optimismus in die Zukunft. Die in wenigen Monaten wieder bevorstehende Arbeitslosigkeit störe sie nicht so sehr, weil sie sich dadurch mehr Zeit für ihre Tochter verspreche, die inzwischen in die Schule gekommen sei und Schwierigkeiten habe.

Für die Zukunft hatte sich Frau Ebert vorgenommen, irgendwann einen eigenen Blumenladen zu eröffnen. Damit wollte sie sich aber noch Zeit lassen, bis die Kinder sie

nicht mehr so brauchten. Außerdem wollte sie angesichts des damit verknüpften Risikos noch abwarten, bis es ihnen als Familie finanziell vielleicht etwas besser ginge.

Das Gespräch mit Frau Oswald fand im April 1998 statt. Auch sie hatte Positives zu erzählen. Die Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, die zum Zeitpunkt des Interviews gerade bevorstand, lag inzwischen hinter ihr und hatte ihr sowohl Erfolg als auch Selbstbestätigung gebracht. Sie baute das Projekt - mit welchem ein örtliches Dienstleistungs-, Betreuung- und Beratungsangebot für Kinder bzw. für Erziehungsfragen geschaffen wurde - mit auf und war wesentlich an seinem Erfolg beteiligt. Darüber hinaus leitete sie das Projekt später auch und sicherte dessen Fortdauer dadurch, daß sie einen Verlängerungsantrag erarbeitete. Außerdem war es Frau Oswald im Rahmen dieser Maßnahme tatsächlich gelungen, den Einstieg in ihr eigenes Projekt - Fremdsprachenunterricht für Kindergartenkinder - zu finden. Frau Oswald hätte in dem Projekt auch noch weiterarbeiten können. Da ihr dadurch aber zu wenig Zeit für den Unterricht in den Kindergärten geblieben wäre, entschied sich Frau Oswald dafür, auszusteigen und sich statt dessen mit ihrem Unterrichtsangebot selbständig zu machen. Diese Entscheidung traf sie auch vor dem Hintergrund, daß ihre Mitarbeit in dem ABM-Projekt auf alle Fälle zeitlich begrenzt gewesen wäre.

Frau Oswald erzählte, daß ihr das Unterrichten der Kinder großen Spaß mache. Und wie bei dem ABM-Projekt auch, habe ihr der Erfolg und die Bestätigung mehr Selbstbewußtsein gebracht. Sie sei stolz über das, was sie geschafft habe. Selbstsicherheit und Selbständigkeit habe sie auch dadurch erlangt, daß sie ihre Scheu vor dem Autofahren überwunden und erfolgreich ihre Führerscheinprüfung abgelegt habe. Frau Oswald beschrieb ihre Situation jedoch so, daß sie von dem Einkommen durch ihre selbständige Arbeit bisher nicht alleine leben könne. Nicht viele Eltern hätten genügend Geld, um den Sprachunterricht für ihre Kinder bezahlen zu können. So sei sie nach wie vor zum Teil auf den Unterhalt durch ihren Mann angewiesen, was aber aus ihrer Sicht kein großes Problem darstelle. Ihr Einkommen sichere ihr vor allem eine eigenständige Sozial- und Rentenversicherung, zudem ein Zubrot zum Familieneinkommen, wenn auch in wechselnder Höhe. Damit sei sie auch zufrieden, eben weil ihr die Arbeit großen Spaß mache und sie damit bewiesen habe, etwas allein auf die Beine stellen zu können. Außerdem glaubte sie, daß sich die Einnahmen in Zukunft noch verbessern würden. Wegen dieser schlechten Einnahmesituation unterrichtete Frau Oswald weiterhin an der Volkshochschule. Sie erzählte, daß sie dadurch sehr viel arbeite, dafür aber weniger im Haushalt mache, weil ihr das weniger wichtig sei als früher. Zugleich wurde aus ihren Schilderungen deutlich, daß sich trotz ihrer größeren beruflichen Beanspruchung an der Grundkonstellation in der Beziehung zu ihrem Mann nicht viel verändert hatte. Für Haushalt und Familie war sie weiterhin alleine zuständig. Insgesamt betonte Frau Oswald jedoch, daß es ihr sehr gut gehe, ebenso wie der ganzen Familie.

Mit Frau Koch habe ich im September 1997 telefoniert. Ihr ging es nicht so gut wie den anderen beiden Frauen. Sie hatte sich in der Zwischenzeit von ihrem Mann getrennt und lebte mit der Tochter in einer eigenen Wohnung, ganz in der Nähe ihrer Eltern. Ihr Mann war mit dem Sohn in der alten Wohnung geblieben. Er hatte großen Wert darauf gelegt, daß der Sohn bei ihm blieb.

Beruflich konnte sich Frau Koch weiter verbessern. Sie war einem Angebot gefolgt, in eine andere Niederlassung zu wechseln, wo ihr die Arbeit fachlich noch besser gefiel. Auch hinsichtlich der Kollegen und des Arbeitsklimas hatte sie aus ihrer Sicht damit einen Gewinn gemacht. Sie erzählte, daß es ein richtig gutes Team von fast nur jüngeren Kollegen sei, mit denen sie sich sehr gut verstehe und die auch für ihre privaten Probleme Verständnis hätten. Auch ihre Chefin aus dem Westen sei verständnisvoll und kollegial.

Nur hinsichtlich ihres Privatlebens war Frau Koch weiterhin unglücklich. Der neue Freund - den Frau Koch im Interview ganz zum Schluß eher beiläufig erwähnte - hatte ihr noch beim Umzug in ihre neue Wohnung geholfen, aber für eine tiefere Beziehung reichte es doch nicht. Frau Koch trennte sich bald von ihm. Statt dessen verbrachte sie ihre freie Zeit am Wochenende wieder oft gemeinsam mit ihrem Mann und den Kindern. Offensichtlich nahm sich ihr Mann wieder ein bißchen mehr Zeit für die Familie. Sie verbrachten sogar einen gemeinsamen Urlaub. Nicht zuletzt dadurch hatte sich Frau Koch auch Hoffnungen gemacht, daß alles wieder wie früher werden könnte. Sie erzählte, daß sie gehofft habe, mit ihrem Auszug ihre Beziehung retten zu können. Vor kurzem habe sie ihrem Mann sogar angeboten, in Zukunft mehr Verständnis für seine Arbeit aufzubringen und auf ihre Freiheiten stärker zu verzichten, wenn sie wieder zusammen sein würden. Aber ihr Bemühen hätten sich als vergeblich erwiesen. Denn seit kurzem sei ihr Mann eine neue Beziehung eingegangen, und die endgültige Trennung stehe bevor. Deshalb fühlte Frau Koch sich tief unglücklich, ihre Hoffnungen, daß alles so werden könnte wie früher, hatten sich damit zerschlagen. Sie sagte, daß sie jetzt nur noch ihre Familie zurückhaben wolle, alles andere sei ihr weniger wichtig geworden. Als ich sie nach ihren Hoffnungen fragte, die sie damals im Interview mit einem Neubeginn nach einer Trennung verbunden hatte, antwortete Frau Koch, daß sich diese alle nicht erfüllt hätten. Auch ihr damals geäußertes Gefühl, sich durch die Nutzung der neuen Möglichkeiten und der vielen Freiheiten wiedergefunden zu haben, sei verflogen. Offenbar habe sie sich in diesem Punkt selbst getäuscht. Statt dessen habe sie jetzt nur noch Angst vor den langen Wochenenden. Seit sie von der endgültigen Trennung wisse, ginge es ihr auch gesundheitlich sehr schlecht. Sie habe Mumps und eine leichte Hirnhautentzündung bekommen. Danach habe sie sich auch noch den Arm gebrochen, der, wie sie erzählte, immer noch in Gips liege. Zutiefst bereute Frau Koch jetzt außerdem, daß sie ihren Sohn bei ihrem Mann gelassen habe und daß sie versuche, diese Entscheidung rückgängig zu machen. Zugleich äußerte Frau Koch jedoch ebenso ihre Bedenken, wie sie mit beiden Kindern allein zurechtkommen könne und wie das mit ihrer Schichtarbeit zu vereinbaren sei. Frau Koch befand sich also zum Zeitpunkt des Telefonats mitten in einer Trennungskrise und es war ihr deutlich anzumerken, wie sehr sie darunter litt.

6. Zwischen Autonomie und Bindung. Inhaltsanalyse der Interviews mit neun Frauen

In diesem Abschnitt werden die Ergebnisse der Auswertung der restlichen neun Interviews - ausschließlich mit Frauen - dargestellt und zusammengefaßt. Dies geschieht unter einer ganz bestimmten Perspektive und Schwerpunktsetzung, zunächst weil es ganz einfach notwendig ist, das umfangreiche und viele Aspekte umfassende Material in der Darstellung zu begrenzen. Wenn es zum einen natürlich weiterhin um die eingangs formulierten Forschungsfragen geht, so bilden zum anderen die Ergebnisse der bisherigen hermeneutischen Auswertung die Basis für die Auswahl eines Schwerpunktes. Dabei verfolgt die inhaltsanalytische Auswertung das Ziel, die bisher gewonnenen Erkenntnisse weiter zu vertiefen. Das gesellschaftlich Allgemeine kann nämlich anhand des Fallvergleichs noch deutlicher herausgearbeitet werden. Ziel ist demnach, reale Variationen des sozialen Strukturzusammenhanges zu beschreiben, der in der hermeneutischen Analyse bereits deutlich wurde. Dabei kann die Inhaltsanalyse nicht mehr einer ausführlichen Fallrekonstruktion dienen, als vielmehr einer Falldeskription. Da dies aber anhand einer Typisierung erfolgt, die sich aus der hermeneutischen Analyse ergibt, können diese Fallbeschreibungen Variationen eines Problemzusammenhanges illustrieren, der empirisch rekonstruiert und theoretisch interpretiert wurde. Darüber hinaus geht es darum, Problemlagen, Bedürfnisse, Ziele und Motive der befragten Frauen, also darum, subjektive Bedeutungsdimensionen sichtbar werden zu lassen.

Der hermeneutische Auswertungsteil beschäftigte sich mit der unterschiedlichen Betroffenheit des Alltags von Frauen und Männern durch die Veränderungen seit der Wende. Außerdem ging es um Interaktionen zwischen den Frauen und Männern, um die alltäglichen Geschlechterbeziehungen und darum, deren Veränderung durch die Wende nachvollziehbar zu machen. Dabei wurden die Handlungsweisen der Frauen und Männer sowie ihre Beziehungen untereinander als Ringen um Anerkennung betrachtet, also als Bestrebung, im Zwiespalt zwischen Selbstbehauptung und Anerkennung, zwischen Autonomie und Bindung, einen Weg zu finden, durch den sich beide Seiten in einen Zusammenhang bringen lassen.

Da für den inhaltsanalytischen Auswertungsteil ausschließlich Interviews mit Frauen zur Verfügung stehen, nicht jedoch mit deren Partnern, kann die unmittelbare innerfamiliäre Interaktion sowie der direkte Vergleich zwischen den Geschlechtern nicht mehr im Mittelpunkt der Betrachtung stehen. Vielmehr geht es allein um die Handlungsweisen von Frauen, um deren Motive, Bedürfnisse sowie Erwartungen ihren Partnern gegenüber. Auch eine so eingehende, die individuelle Lebenslage und Persönlichkeitsstrukturen nachvollziehende Analyse, wie sie durch die hermeneutische Analyse vollzogen wurde, ist mittels einer Inhaltsanalyse nicht mehr möglich. Hier muß ich mich, wie gesagt, stärker auf Deskriptionen beschränken und die Frage nach den individuellen Gründen für bestimmte Handlungsweisen in den Hintergrund stellen.

Es wird nach wie vor in erster Linie darum gehen, die Veränderungen im Alltag der Frauen sichtbar werden zu lassen, sowie deren Umgangsweisen damit nachzuvollziehen. Der Alltag und seine möglichen Veränderungen werden in der Relation zwischen Privat- und Berufsleben betrachtet, wobei innerhalb des Privatlebens insbesondere die Beziehung zum Partner einer näheren Analyse unterzogen wird. Das Schwergewicht wird demnach sowohl auf die Handlungsvollzüge in Bezug auf den Beruf, als auch auf die Partnerschaft und die Familie gelegt. Andere Aspekte, wie z.B. der Umgang mit Kindern und Elternschaft, Freizeit und Gleichberechtigungspolitik, werden dagegen nicht in die Inhaltsanalyse einbezogen.¹

Die Fragen, denen nachgegangen werden soll, lauten: Inwiefern ist es im Alltag in der Vermittlung zwischen den beiden Lebensbereichen Beruf und Familie zu Veränderungen gekommen? Welche Rolle spielte dabei die Partnerschaft bzw. die konkrete Situation des Partners? Welche Bedeutung hatte der Beruf im Leben der Frauen, und zu welchen Veränderungen ist es in dieser Hinsicht gekommen? Welche Bedeutung hatte dazu im Vergleich die Familie? Besaß der Beruf bei der Gestaltung des eigenen Lebens einen hohen oder eher untergeordneten Stellenwert? Wo wurden eventuell statt dessen Schwerpunkte gesetzt? Welche Bedeutung hatte und hat der Beruf für die innerfamiliären Geschlechterbeziehungen? Inwieweit ist Egalität und gegenseitige Anerkennung in der Partnerschaft angestrebt und auch erreicht worden? Von welchen Bedingungen - äußeren sozialstrukturellen wie innerfamiliären und psychischen -, sind diese Bestrebungen beeinflusst worden?

Dabei geht es im Anschluß an die theoretischen Ausführungen und auch die bisherige hermeneutische Auswertung darum, die Versuche der Frauen nachzuvollziehen, in ihrem Leben zwischen den beiden widerstrebenden Bedürfnissen nach Autonomie und Bindung zu vermitteln, um so Anerkennung zu erlangen.

Drei Muster der Handlungsorientierung als Typologie: beziehungs-, autonomie- und balanceorientiert

Vor dem Hintergrund der bisherigen Ergebnisse der hermeneutischen Analyse läßt sich eine Gruppierung aller interviewten Frauen in drei grobe Kategorien vornehmen. Geht man davon aus, daß es Anerkennungskämpfe sind, die die Individuen austragen, wobei sie bestrebt sind, einen Zusammenhang zwischen ihren Bindungs- und Autonomiewünschen herzustellen, so lassen sich im Vergleich aller Interviews drei unterschiedliche, idealtypische Muster bestimmen, die die Lebenskonzepte, Handlungswahlen und Deutungsmuster der Frauen grundlegend prägen:

Typ A) Die Lebenskonzepte und Handlungsweisen sind vor allem von Bindungswünschen bestimmt. Diese Frauen suchen Anerkennung hauptsächlich darin, daß sie für andere da sind. Selbstverwirklichung bedeutet für sie meist, sich über oder durch ei-

¹ Wie ich bereits im Methodenteil beschrieben habe, wurden auch andere inhaltliche Schwerpunkte kodiert. Sie konnten aber aus Kapazitätsgründen nicht in die Auswertung einbezogen werden.

nen anderen zu verwirklichen. Dabei geraten sie leicht in eine Tendenz zur Selbstaufgabe, weil ihnen das Beharren auf eigene Bedürfnisse und Interessen weniger wichtig erscheint, vor allem aber, weil die sozialen Bedingungen diese Tendenz zur Selbstaufgabe nahelegen und weil Bindungswünschen auch sozial weniger Wert beigemessen wird. Der Beruf spielt für diese Frauen eine eher untergeordnete Rolle, er wird nicht vorrangig als Möglichkeit zur Selbstverwirklichung betrachtet. Statt dessen vermittelt der Beruf vor allem soziale Einbindung, Kommunikation und soziale Anerkennung. Zudem wird der Beruf als Erwerbsmöglichkeit zur Sicherung von materieller Eigenständigkeit betrachtet, wobei es diesen Frauen oft weniger um vollständige materielle Unabhängigkeit, als vielmehr um ein zusätzliches eigenes Einkommen geht. Diesem Typus lassen sich Frau Ebert und Frau Oswald zuordnen, darüber hinaus aber zwei weitere der insgesamt zwölf Frauen. Dieses Muster bezeichne ich als *beziehungsorientiert*.

Typ B) Im Kontrast hierzu stehen beim zweiten Typus Lebenskonzepte und Handlungsweisen im Vordergrund, die an Autonomie und Selbstverwirklichung orientiert sind. Anerkennung wird vorrangig in der sozialen Sphäre der Arbeit gesucht. Die privaten Beziehungen und Bindungen dagegen werden tendenziell als problematisch erlebt bzw. zu den Zwecken der eigenen Selbstverwirklichung genutzt, ohne jedoch selbst aktiv fürsorgend zu sein. Der Beruf spielt die dominante Rolle im Leben, und die Familie ist diesem Engagement meist nachgeordnet. Diesem Typus läßt sich von den Frauen allein Frau Koch überzeugend zuordnen. Aber auch die dargestellten Männer gehören eher in diese Kategorie.² Dieses Muster bezeichne ich als *autonomieorientiert*.

Typ C) Im dritten Muster ist das Bestreben nach Balance zwischen Autonomie- und Bindungswünschen bestimmend. Frauen, bei denen dieses Handlungsmuster überwiegt, richten ihre Autonomiebestrebungen sowohl auf den Beruf als auch auf die Paarbeziehung und auf Bindungen generell. Sie lehnen es ab, ausschließlich für ihren Partner dazusein, und haben in dieser Hinsicht mehr oder weniger klare Forderungen und Vorstellungen. Das heißt nicht, daß nicht trotzdem eine klassische Arbeits- und Rollenteilung in der Familie existieren kann. Aber dann wird dies als Problem gesehen und thematisiert, bzw. Widerstand dagegen geleistet, bis hin zur Trennung. Diese Frauen sind sowohl "*individualisiert in Bindungen*" (Diezinger 1991, 28)³, als auch in

² Sicherlich sind Herr Oswald und vor allem Herr Koch auch "Übergangstypen", sie passen also nicht eindeutig in die Kategorie. Zu berücksichtigen ist hierbei aber, daß es zunächst um eine idealtypische Kategorisierung geht, die dann noch weiter differenziert werden könnte, was aber hier angesichts der Konzentration der Forschungsperspektive auf Frauen nicht weiter verfolgt werden kann.

³ Angelika Diezingers empirische Forschungsarbeit bewegt sich in einem theoretischen Analyse Rahmen, der deutliche Parallelen zu meinen theoretischen Prämissen zeigt. So geht auch sie davon aus, daß "*Bindungen nur als Hindernis zu thematisieren*", bedeuten würde, "*sich bloß affirmativ auf die gesellschaftliche Anforderung der Arbeitsmarkt-Individualisierung zu beziehen*." (1991, 27) Ihre Untersuchung zur Individualisierung von jungen Frauen (in der alten Bundesrepublik) ist mit einem Autonomiekonzept verknüpft, das "*wechselseitige Verbundenheit*" (27) berücksichtigt, wie auch das Bindungskonzept die Vorstellung von gleichzeitiger Unabhängigkeit umfaßt. Diezinger bezieht sich dabei auf die Arbeiten von C. Gilligan, N. Chodorow und J. Benjamin. Sie betrachtet Frauen im Rahmen der sozialen Anforderung einer Arbeitsmarktindividualisierung als "*Grenzgängerinnen*" (26), die zwischen den beiden Bereichen Erwerb und Familie mit ihren jeweils anderen Anforderungen und Logiken eine Verbindung herstellen, die über die bisherige Logik eines "*Nebeneinanders*" (ebd.) bzw. der Polarisierung hinausgehen kann.

bezug auf ihren Beruf. Der Beruf kann dabei ganz pragmatisch gehandhabt werden, wenn es die Situation erfordert, er ist aber dennoch längerfristig mit dem Anspruch auf Selbstbehauptung und oft auch Selbstverwirklichung verknüpft. Dabei bleiben jedoch Beziehungen und Bindungen als Bezugspunkt für Entscheidungen und Handlungsweisen dem Beruf gegenüber bestehen. Dieser Versuch, eine Balance zu finden, gestaltet sich angesichts der kulturell, strukturell und auch individuell polarisierten Relation von Autonomie und Bindung oft als schwierig. Es müssen oft Kompromisse eingegangen werden, indem z.B. Zugeständnisse hinsichtlich der innerfamiliären Arbeitsteilung gemacht werden. Dieses Muster bezeichne ich als *balanceorientiert*. Es war bisher noch nicht Gegenstand der Analyse. Die Konstruktion dieses Typus stellt deshalb zugleich eine vorweggenommenes Ergebnis der Inhaltsanalyse dar. Er wird in der weiteren Darstellung breiteren Raum einnehmen, weil sich der überwiegende Teil der Frauen hier einordnen läßt (sieben der insgesamt zwölf Interviews mit Frauen).

Die in diesem Abschnitt behandelten neun Fälle gehören alle entweder zur ersten Kategorie (A) oder zur dritten Kategorie (C). Ein weiteres Beispiel für eine autonomieorientierte Frau fand sich nicht in den Interviews.

In der weiteren Darstellung folge ich zunächst dieser groben Unterteilung zwischen beziehungs- und balanceorientierten Frauen. Dabei werde ich den Zusammenhang zwischen den jeweiligen Orientierungsmustern und dem Umgang mit den Folgen der Wende nachzeichnen und entlang der Linie unterschiedlicher Handlungsmuster einen kontrastierenden Fallvergleich (vgl. Bohnsack 1991) vornehmen. Innerhalb der Falldarstellungen beziehe ich mich, wie erwähnt, vor allem auf die Themen Partnerschaft/Familie und Beruf.

Nun stellt die Suche nach Anerkennung bzw. nach einer Relation von Autonomie und Bindung in jedem Leben eine *"lebensbegleitende ständige Herausforderung"* (Keddi und Kreil 1994, 22) dar.⁴ Das heißt, daß die einmal gewählte Orientierung variieren und sich verändern kann, wenn bestimmte Erfahrungen und Erlebnisse diese beeinflussen. So läßt sich beispielsweise bei Frau Ebert annehmen, daß sie nach der Scheidung stärker als zuvor zu Kompromissen einem Mann gegenüber bereit war, weil sie ihre Ehekonflikte entsprechend verarbeitet hat. Dann kamen die neuen sozialen Bedingungen nach der Wende hinzu, die ihre sonstigen Muster eines Ausgleichs zwischen Abhängigkeit und Eigenständigkeit beinahe hinfällig machten, eben weil sie als Arbeitslose stärker in Abhängigkeit gedrängt wurde. So ist die Zuordnung der Frauen in jeweils eine Kategorie niemals eindeutig, sondern nur im Hinblick auf eine Tendenz im

⁴ Auch Keddi und Kreil (1994) arbeiteten in ihrer empirischen Untersuchung mit einem Konzept, das dem meinem ähnelt. Sie fragten junge Frauen nach ihrer Lebensplanung und ihren Zukunftsvorstellungen. Dabei versuchten auch sie, das Muster der idealisierten Individualität und Eigenständigkeit als Bezug für die Handlungsweisen der jungen Frauen zu überwinden, weil sie darin ein männliches Muster wiedererkannten. Statt dessen nahmen sie das *"Konzept der eigenständigen weiblichen Persönlichkeit"* zum Bezugspunkt, in dem - angelehnt an die Theorie von Gilligan und weiblichen Sozialisationstheorien - von einem *"weiblichen Beziehungsselbst"* ausgegangen wird. Wenn dieses weibliche Beziehungsselbst auch problematische Seiten habe - leicht in die Tendenz zur Selbstaufgabe münde -, so stelle es zugleich die Basis dar für ein *"idealtypisches Verständnis von Eigenständigkeit (...), das von einer Persönlichkeit ausgeht, die eine Balance herstellen kann zwischen eigenständigen, unabhängigen und freien inneren Entscheidungen und gelebten verbindlichen Beziehungen und Bindungen."* (ebd., 22)

bisherigen Leben möglich, wobei auch die momentane Situation auf den ersten Blick dieser Einordnung widersprechen kann. Zudem handelt es sich um eine idealtypische Kategorisierung. Das heißt, die Realität der Frauen ist viel stärker von Vermischungen und Übergängen gekennzeichnet, als es die eindeutige Zuordnung wiedergeben könnte. Um diesen Übergängen und Vermischungen besser gerecht zu werden, werden innerhalb der Typen nochmals Unterscheidungen und Differenzierungen vorgenommen, und zwar in bezug auf die momentane Situation. Die momentane Situation kann nämlich beispielsweise den Wunsch der Frauen nach gleicher Anteilnahme am Berufsleben konterkarieren oder zu einer vorübergehenden Vernachlässigung der Familie führen.

Das Sample weist im Nachhinein unverkennbar einige Unausgewogenheiten auf. So ist Frau Koch der einzige Fall unter den Frauen, der sich einer Autonomieorientierung zuordnen läßt. Und obwohl die balanceorientierten Frauen in der Mehrzahl sind, gibt es keine Paaranalyse und keine hermeneutische Analyse für diese Kategorie. Allerdings sind dies Probleme, die sich aus dem praktischen Ablauf der Forschung ergeben haben und sich hinterher nur schwer korrigieren lassen. Faktisch haben sich nicht mehr als drei Männer für Interviews gewinnen lassen, und diesem Zufall folgte auch die Auswahl der Paare für die hermeneutische Analyse. Die Setzung des Schwerpunkts der hermeneutischen Auswertung auf die drei Paare wurde damals mitten im Forschungsprozeß gesetzt, weil dieser hinsichtlich der Fragestellung als besonders vielversprechend erschien.⁵ Eine Ausdehnung der hermeneutischen Auswertung auf mehr als die sechs beschriebenen Fälle wäre andererseits auch vom Arbeitsaufwand her nicht möglich gewesen. Zudem bauen die Kategorisierungen auf die Ergebnisse der hermeneutischen Paaranalyse und der fortlaufenden theoretischen Auseinandersetzung vor dem Hintergrund der gewonnenen Einsichten auf. Das heißt, die hier festgelegten Kategorien bzw. unterschiedlichen Handlungstypen sind erst Ergebnis des Forschungs- und Auswertungsprozesses, also Ergebnis einer iterativen Annäherung an den Forschungsgegenstand. Sie standen also nicht von vornherein fest, um danach gezielt die Fälle für Interviews und vertiefte Auswertung auszuwählen.

In diesem Sinne wäre es besser gewesen, wenn die drei Paare genau die drei Typen wiedergeben hätten. Aber das hätte bedeutet, die Ergebnisse schon im Vorhinein gewußt zu haben, womit sich dann aber die Frage nach dem Sinn der Untersuchung überhaupt gestellt hätte. Eine Typisierung ist auch vor dem Hintergrund von nur drei (bzw. sechs) Fällen möglich gewesen. Die weitere Auswertung mittels der Inhaltsanalyse zeigt, wie gesagt, Variationen zu den bisher dargestellten Handlungszusammenhängen auf. Auf der Basis dieser Variationen und des Fallvergleiches wurde ein weiterer Handlungstypus sichtbar, nämlich der, der einer Balanceorientierung folgt.

Die Ergebnisse können trotz der beschriebenen Probleme Anspruch auf Relevanz und Validität erheben, weil sie - dem interpretativen Paradigma der qualitativen Sozialforschung folgend - gar nicht erst den Anspruch auf Repräsentativität erheben, sondern vielmehr beispielhaft allgemeine Handlungszusammenhänge aus der Sicht der Subjekte rekonstruieren wollen. Die dargestellten Varianten erheben auch nicht den Anspruch

⁵ Dem ging, wie ich bereits im Methodenkapitel dargelegt habe, die Auswahl von Frau Ebert und Frau Koch zur größtmöglichen Fallkontrastierung voraus. Die Erläuterung dieser Auswahl findet sich im einzelnen dort.

auf Vollständigkeit und Ausschließlichkeit, vielmehr handelt es sich um Annäherungen, deren Verbreitung dann wiederum in weiteren Untersuchungen zu überprüfen wäre, und die um weitere Typen und Varianten ergänzt werden könnten.

***Im Zweifelsfall die Familie.
(Der beziehungsorientierte Handlungstypus)***

Zu diesem Typus gehören außer Frau Ebert und Frau Oswald noch zwei weitere Frauen, die zunächst in einer Kurzbiographie vorgestellt werden.

Kurzbiographie Frau Depner:

Frau Depner ist 33 Jahre⁶ alt und Verwaltungsangestellte bei einem Verband. Sie ist verheiratet mit einem Monteur und hat zwei Kinder (11 und 12 Jahre). Sie ist Tochter eines Kraftfahrers und einer Hausfrau. Ihre Mutter arbeitete später, als die Kinder größer waren, in einer Fabrik. Frau Depner hat drei weitere Geschwister, eine Schwester und zwei Brüder, sie ist die Älteste. Wegen des knappen Familieneinkommens durfte Frau Depner nicht die Oberschule besuchen, obwohl ihre Leistungen in der Schule sehr gut waren. So konnte Frau Depner ihren eigentlichen Wunschberuf - Lehrerin - nicht ergreifen. Statt dessen erlernte Frau Depner am Gericht den Beruf der Justizprotokollantin. Spätere Angebote, sich zu qualifizieren und beruflich aufzusteigen, schlug Frau Depner aus, nicht zuletzt wegen ihrer Kinder. Mit 19 Jahren lernte sie ihren Mann kennen, wurde schwanger und heiratete auf das Drängen ihrer Eltern hin ein Jahr später, noch kurz vor der Geburt ihres ersten Sohnes. Frau Depner blieb nach der Geburt ein Jahr im Elternurlaub zu Hause, war aber bereits zum zweiten Male schwanger, als sie nach Ablauf dieses Jahres wieder anfang zu arbeiten. Im März 1985 wurde der zweite Sohn geboren. Nach Ablauf des zweiten Babyjahres wechselte Frau Depner vom Gericht zu einer Versicherung, weil sie wegen ihrer beiden Kinder nur noch halbtags arbeiten wollte. Dort arbeitete sie bis zur Wende, wurde dann jedoch arbeitslos. Nach fünf Monaten Arbeitslosigkeit, in denen Frau Depner die Fahrprüfung absolvierte, fand sie die Stelle, wo sie heute noch beschäftigt ist. Sie arbeitet weiterhin in Teilzeit auf einer Zweidrittelstelle. Ihre Einstellung zur Wende und Vereinigung ist überwiegend positiv, insbesondere auch, weil es ihr und ihrer Familie seitdem materiell viel besser geht.

Kurzbiographie Frau Manz:

Frau Manz ist zum Zeitpunkt des Interviews 33 Jahre alt, arbeitslos und geschieden. Sie hat zwei Töchter im Alter von 15 und 7 Jahren und lebt in einer festen Partnerschaft mit einem Angestellten zusammen. Frau Manz' Vater war Bäcker, die Mutter im Gaststättengewerbe tätig. Als Frau Manz drei war, verließ der Vater die Familie und ging in den Westen. Die Mutter heiratete später erneut, als Frau Manz sieben war. Ihre Beziehung zum Stiefvater war gestört. Deshalb verbrachte Frau Manz viel Zeit ihrer Kindheit und Jugend bei der Großmutter. Sie hat noch zwei Stiefgeschwister, eine Schwester und einen Bruder. Nach der Schulausbildung wurde Frau Manz Kindergärtnerin, was ihr Wunschberuf war. Mit 17 Jahren lernte Frau Manz ihren ersten Mann, einen angehenden Polizeioffizier, kennen. Ein Jahr später war sie bereits Mutter, allerdings noch nicht verheiratet. Weil sie keinen Krippenplatz bekam, konnte sie mit der Tochter drei Jahre bezahlt zu Hause bleiben. 1984 heiratete Frau Manz. 1987 hatte sie eine Totgeburt, 1988 wurde die zweite Tochter geboren. Da sie auch die jüngste Tochter nicht in die Krippe

⁶ Die Interviews aller im folgenden dargestellten Fälle fanden im Verlaufe des Jahres 1995 statt, bis auf das Interview mit Frau Bluhm, das Ende 1994 durchgeführt wurde.

geben wollte, blieb Frau Manz wieder drei Jahre zu Hause, als Ehefrau diesmal zwei Jahre ohne staatlichen Unterhalt. Danach ist Frau Manz arbeitslos geworden, weil im Kindergartenbereich nach der Wende überall Stellen abgebaut wurden. Aber als Kindergärtnerin möchte Frau Manz auch nicht mehr arbeiten. Sie lehnt es ebenso ab, eine Umschulung über das Arbeitsamt zu absolvieren. Seit Mitte 1994 arbeitet Frau Manz als geringfügig Beschäftigte für eine Institution, für die sie Botenfahrten ausführt. Seit 1994 ist Frau Manz geschieden. Im gleichen Jahr zog ihr neuer Partner zu ihr in die Wohnung. Frau Manz bekommt kein Arbeitslosengeld. Die Familie wird im wesentlichen vom Verdienst des Partners unterhalten. Frau Manz betrachtet ihren Verdienst als zusätzliches Taschengeld für sich selbst. Ihre Einstellung zur Wende und Vereinigung ist eher kritisch und negativ, obwohl sie auch positive Veränderungen wie das bessere Konsumangebot benennt. Ihre Kritik zielt vor allem auf den Verlust sozialer Sicherheit und die ihrer Meinung nach deutlich schlechtere Situation von Frauen und Kindern.

Die Paarbeziehung: Zwischen Abgrenzung und Unterordnung

Frau Depner und Frau Manz leben beide in einer ganz klassisch geprägten Beziehung, in der die Arbeits- und Rollenteilung sich an herkömmlichen Mustern von Männlichkeit und Weiblichkeit orientieren und auch nicht hinterfragt werden, trotz der gleichzeitigen Berufstätigkeit beider Frauen. Beide übernehmen ganz selbstverständlich die Hausarbeit und Kinderversorgung, verstehen dies als ihren Bereich und streben auch keine andere Verteilung an. Sie begrüßen es, wenn ihre Männer helfen, aber diese Hilfe wird nicht als Selbstverständlichkeit angesehen, sondern eben als zusätzliche Hilfe in einem Aufgabenbereich, den sie grundsätzlich als ihren eigenen verstehen.

***Frau Depner:** Ich würde sagen, in den ganzen Ehejahren jetzt, das sind ja bald 13 bei uns, da hat man das schon so, äh, so gelegt, daß das schon irgendwie einigermaßen hinhaut, ja? Da hat man das schon so gemacht, daß das... freilich, viel gefällt mir auch nicht oder was, aber... Mein Mann sieht auch zu, daß er seins macht, ich mache meins und... da hat es sich. (-) Ich helfe ihm zwar auch viel beim Bauen, er versucht auch mal im Haushalt, aber meistens kann man da nichts anfangen mit ihm. Also mit Kochen oder so, also das... bringt... wird nichts. (3193)*

Interviewerin: Und die Hausarbeit, ähm, wie ist die aufgeteilt zwischen Ihnen und Ihrem Partner?

***Frau Manz:** Na gut, da gibt's, wie gesagt, kein Problem, weil... Wochenende koche ich, er wäscht ab, also da gibt's... machen wir alles gemeinsam. Er wäscht die, äh, macht auch die Treppe und... also kein Problem. Er könnte auch bügeln, aber okay, das muß nicht sein, also... er könnte... er könnte alles machen, würde auch, aber ich wollte das gar nicht. Also er macht viel schon und das reicht. (lacht) Es ist schon... also es gibt keinen Streß da, absolut nicht. Ich muß da nicht jammern, mach' doch mal, wie bei meinem Ex-Mann. Also, das ist alles super (lacht), muß ich sagen, ne. (3799)⁷*

Frau Depner insbesondere orientiert sich dabei an den ganz traditionellen Vorgaben aus ihrem Elternhaus. Für sie ist vielleicht auch gar nicht so sehr eine reflektierte Fürsorge- und Bindungsorientierung - wie bei den anderen drei Beispielen - relevant, als vielmehr

⁷ Die Quellenangabe folgt bei der Inhaltsanalyse nicht den Seitenzahlen, sondern den Zeilen, die fortlaufend nummeriert wurden.

eine Orientierung an der Tradition von bestimmten Rollenerwartungen, die sie als Frau zu erfüllen hat. Als sie beispielsweise nach den Gründen gefragt wird, weshalb sie und nicht ihr Mann jeweils in den Elternurlaub gegangen ist, gibt sie zunächst finanzielle Gründe an - beim höheren Verdienst ihres Mannes wäre der Verdienstausschlag viel größer gewesen, ansonsten aber antwortet sie, *"eine Frau kann das schon besser wie ein Mann. Also meinem Mann traue ich in der Hinsicht nicht viel zu."* (3954) Und als es um die Betreuung der Kinder bei Krankheit geht, die sie immer allein übernimmt, sagt sie zur Begründung *"...eine Mutter ist eine Mutter."* (1326) Anders als Frau Oswald oder Frau Ebert versteht sie es nicht als Privileg, zu Hause zu bleiben, sondern vielmehr als eine Rollenvorgabe, die gar nicht verändert werden kann oder sollte. Die Dinge sind so, wie sie sind, und jeder hat seinen Aufgabenbereich: Der ihre ist das Haus und die Kinder, der seine der Familienunterhalt und das Bauen. Die Ehe ist eher von Pragmatik als von romantischen Vorstellungen geprägt. Jeder erfüllt darin seine Aufgabe, alles soll seine Ordnung haben. Es gibt keinen Streit wegen der Aufgabenteilung, Frau Depner definiert ihre Rolle in Abgrenzung und Ergänzung zu ihrem Mann.

Frau Depner: Hat sich so eingespielt, ich akzeptiere meine Pflichten. Die mache ich eben und das bringt auch nicht groß was. Er hat seins und... (-) Das ist eben... (5014)

Vermutlich liegen die Motive für dieses Einfügen in eine traditionell-hierarchische Beziehung darin begründet, daß Frau Depner nie Gelegenheit hatte, wirklich selbständig zu werden. Sie wollte zwar immer Kinder und Familie haben, aber eigentlich nicht so früh. Durch die Schwangerschaft sei *"das alles ins Rollen gekommen"* (2872). Ein Schwangerschaftsabbruch kam nicht in Frage, nicht, weil Frau Depner es nicht gewollt hätte, sondern weil ihre Eltern es nicht wollten. Sie sagt, sie selbst sei zu jung gewesen, um selbständig zu entscheiden. Ihre Mutter habe zu ihr gesagt: *"...die Konsequenzen mußt du ziehen, da mußt du durch."* (2956) Als einzig in Frage kommende Lösung wurde ihr die Ehe nahegelegt. So geriet Frau Depner in eine Zweckehe, wo ihre eigenen Wünsche eine nur untergeordnete Rolle spielten. Sie selbst fügte sich aber auch in diese Ehe und sagt, daß sie eine gute Ehe führe. Aus Frau Depners Sicht gab und gibt es kein Zurück mehr. Sie ärgert sich zwar im nachhinein, daß ihr das so passiert ist, aber ändern läßt es sich aus ihrer Sicht nicht mehr. Aus diesem Grund bleibt Frau Depner auch den traditionellen Vorgaben verhaftet. Alles andere würde ihr Leben aus den Angeln heben und eine Autonomie und Selbständigkeit erfordern, zu der sie sich nie durchringen konnte.

Frau Manz findet es *"super"*, daß ihr jetziger Partner ihr so viel im Haushalt hilft. Da er das Geld verdient, fühlt sich Frau Manz im Austausch dafür für alle häuslichen Belange in erster Linie zuständig. In ihrer ersten Ehe war es offenbar kaum anders, nur daß sich ihr damaliger Mann ganz und gar in der Pascharolle eingerichtet hatte. Das aber war nicht der Trennungsgrund für Frau Manz, vielmehr hat sie sich vom ihm getrennt, weil er Beziehungen mit anderen Frauen hatte. Als sie nach den Gründen gefragt wird, weshalb sie ins Babyjahr gegangen sei und nicht ihr Mann, wird aus ihrer Antwort deutlich, daß sie nicht mal wußte, daß auch der Vater diesen Urlaub hätte nehmen können. Das heißt, es war auch für sie unhinterfragt selbstverständlich, daß sie als Mutter für diese Aufgabe allein zuständig ist. Sie läßt aber darüber hinaus erkennen, wie wich-

tig es ihr war, mit ihren Kindern jeweils drei Jahre zu Hause sein zu können. Die Kinder haben einen ganz hohen Stellenwert in ihrem Leben:

Frau Manz: Und da wollt' ich halt zu Hause bleiben, ich wollte mein Kind halt großziehen, ich wollte etwas davon haben, weil die Zeit kommt ja nie wieder, ne. Die Zeit, die vergeht wie im Flug und das wirst du nie, nie wieder erleben dürfen. Denn man kann nicht nur Kinder in die Welt setzen und sie irgendwo abschieben, ne. Das seh' ich so. (3321)

Frau Manz hat als Kindergärtnerin selbst erlebt, wie man in der Krippe mit den bis zu dreijährigen Kindern umgegangen ist. "...weil die waren [Krippenerzieherinnen, d.V.] auch gestreßt, die Leute, und so viele Kinder..." (3318). Das habe sie ihren Kindern ersparen wollen. Frau Manz würde sich heute nicht noch einmal zwei Kinder anschaffen, weil sie der Überzeugung ist, daß es angesichts der gewandelten Verhältnisse nur noch schwer möglich ist, den Bedürfnissen der Kinder gerecht zu werden.

Auch bei Frau Manz findet sich also die Vorstellung des komplementären Parts, den sie ausfüllt. Bei ihr ist aber stärker als bei Frau Depner ein ausdrücklicher Bezug zu Bindungen und Beziehungen im privaten Raum vorhanden. Es ist eher ein romantisches Liebesideal, das ihre Vorstellungen prägt, in dem es zwischen den Geschlechtern klar verteilte Rollen gibt. Frau Manz' Vorstellungen scheinen sich auch gut mit denen ihres jetzigen Partners zu ergänzen. Sie ist zufrieden und glücklich in ihrer Beziehung, es ist offenbar eine harmonische Beziehung, geprägt von gegenseitiger Anerkennung. Das einzige Problem, was Frau Manz hat, ist die wenige Zeit, die ihr Partner für die Familie hat. Aber hier erkennt sie als Grenze ihrer Wünsche die beruflichen Erfordernisse ihres Partners an. Er verdient das Geld und muß deshalb auch dafür entsprechend seine Zeit investieren, ohne wirklich eine Wahl zu haben. Und diese materielle Absicherung ist seit der Wende wichtiger geworden als zuvor.

Frau Depner beschwert sich ebenfalls darüber, daß ihr Mann mehr als früher arbeiten muß, wobei sie einen direkten Vergleich zu früher hat, da ihre Ehe die Wendezeit überdauerte. Dennoch findet auch sie sich mit dieser Veränderung ohne Probleme ab, weil sie ihren Mann als Hauptverdiener betrachtet und keine Alternativen zu diesem Arrangement sieht.

Der Beruf - Verbesserung des Einkommens und Vermeidung sozialer Isolation

Trotz dieser traditionellen normativen Muster und Lebensansichten ist bei beiden Frauen zugleich eine eindeutige Orientierung auf den Beruf vorhanden. Der Beruf gehörte und gehört ganz selbstverständlich zu ihrem Leben dazu, obwohl sie sich ansonsten an der klassischen Frauenrolle orientieren. Beide haben positive Erfahrungen mit dem Beruf gemacht und verstehen ihn als Möglichkeit der Abgrenzung und Abwechslung von der Familie, als Möglichkeit der Selbständigkeit und der teilweisen ökonomischen Unabhängigkeit. Der Beruf dient auch dazu, der häuslichen Isolation zu entkommen und dazu, soziale Anerkennung und Bestätigung zu erlangen. Kommunikative Bedürfnisse haben oder hatten einen hohen Stellenwert. Dennoch bleibt die Orientierung auf den

Beruf deutlich begrenzt. Es geht beiden nicht um Selbstverwirklichung im Beruf, beide sind weder ehrgeizig, noch karriereorientiert, noch haben sie konkrete berufliche Ziele. Ihre fachlichen und leistungsbezogenen Interessen sind eher gering. Sobald es die Familie erfordert, sind sie zu Kompromissen und Abstrichen im Beruf bereit. Frau Manz lehnt es zudem ausdrücklich ab, voll zu arbeiten, weil sie dadurch nicht mehr genügend Zeit für ihre Kinder hätte. Die Kinder gehen vor, sie sieht nicht ein, weshalb sie auf der einen Seite Kinder in die Welt gesetzt hat, auf der anderen Seite aber keine Zeit für sie haben sollte. (1250)

Dennoch gibt es auch große Unterschiede zwischen beiden Frauen, weil sich die Wende jeweils anders auf ihre berufliche Situation ausgewirkt hat. Während Frau Depner eine feste und sozialversicherungspflichtige Arbeitsstelle hat, ist Frau Manz seit der Wende arbeitslos. Frau Manz gilt dem Arbeitsamt als nicht vermittelbar, und sie jobbt in einem ungesicherten Beschäftigungsverhältnis für ein paar Stunden in der Woche. Eine Umschulung möchte sie, wie gesagt, aber nicht machen, nicht nur weil sie keine "Nerven" (561) mehr dafür hätte, die Schulbank zu drücken, sondern auch, weil sie lieber Zeit für ihre Kinder haben möchte. In ihren alten Beruf wiederum möchte Frau Manz auf keinen Fall zurück, ganz abgesehen davon, daß es sehr viele arbeitslose Erzieherinnen gibt. Denn mit den neuen Standards der Erziehung kommt sie nicht zurecht, die Kinder seien ihr heutzutage zu "aufgeputscht" (569) und zu fordernd. Frau Manz verläßt sich darauf, daß ihr Partner gut verdient und daß sie immer mit irgendwelchen Jobs Geld dazuverdienen kann. Sie beruft sich auch darauf, daß ihr Partner nicht möchte, daß sie putzt oder Taxi fährt, was ihr als Beschäftigungsmöglichkeit noch offen stehen würde. Sie selbst sieht diese beiden Beschäftigungen als Ausweg oder Notnagel an, falls sie mit ihrem Partner Probleme bekäme und sich wieder trennen wollen würde (538 ff.). So jedoch ist sie nicht darauf angewiesen und auch froh darüber.

***Frau Manz:** ...wenn es sein müßte und ich müßte mein... für meine Kinder aufkommen, dann würde ich es natürlich machen. Also das... oder dann halt doch in den sauren Apfel beißen und noch irgendwas... aber in der Beziehung geht es mir eben halt gut, weil er da ist, ne. Und ich bin ganz froh, weil die Kleine, die braucht mich. Gut, die Große nicht mehr so sehr, aber es sind ja noch Kinder irgendwo, ne, beide, die Kleine eben noch länger. (579)*

Als sie danach gefragt wird, was sie durch die Arbeitslosigkeit am meisten vermißt, wird deutlich, daß sie gut damit zurechtkommt, ein paar Stunden zu jobben und sonst zu Hause zu sein.

***Frau Manz:** Was fehlt mir am meisten? Hmh... Ja das ist... das erübrigt sich wahrscheinlich, weil ich sage, mir geht's gut, ne. Also ich könnte... okay, ich könnte sagen, mir fehlt vielleicht noch ein bisschen mehr Geld oder so, aber... Geld macht nicht glücklich. Na gut, was fehlt mir? Eigentlich sonst nix weiter. Weil, ich hab' ja zu tun. Also ich hab' ja immer, wie gesagt, ich kann immer irgendwas machen, und wenn ich jetzt zu Hause sein müßte, da wär's wahrscheinlich schon... schlimmer muß ich sagen. (647)*

Frau Manz' berufliche Sozialisation und Identifikation ist ganz offenbar von den Erfahrungen der DDR-Zeit geprägt, wo sie von der ständigen Nachfrage nach Arbeitskräften

wie selbstverständlich ausgehen konnte. Ein ausgesprochenes berufliches Engagement war nicht unbedingt erforderlich, um im Erwerbsleben integriert zu bleiben. Dieser Handlungsbezug wurde ja bereits bei Frau Ebert deutlich. Auch die besondere Rücksicht Frau Manz' auf die Bedürfnisse ihrer Kinder haben damals ihre berufliche Position nicht gefährdet. Das alles hat sich seit der Wende grundlegend verändert. Mit derselben Einstellung zum Beruf wie in der DDR gerät Frau Manz schnell ins berufliche Abseits. Sie entscheidet sich aber dennoch ganz bewußt gegen ein stärkeres berufliches Engagement, weil ihr ihre Kinder wichtiger sind und weil sie sich den Streß nicht zumuten möchte. Ihre Alternative ist, wie bei Frau Ebert und Frau Oswald, die Absicherung über die Ehe bzw. Partnerschaft. Zugleich hat sich Frau Manz jedoch eine Strategie für eine mögliche weitere Trennung zurechtgelegt. Bei Frau Manz ist zu erkennen, daß sie sich ausdrücklich nicht an die neuen Anforderungen im Berufsleben anpassen will. Statt dessen beklagt sich Frau Manz in dieser Hinsicht am deutlichsten über die neuen Verhältnisse, weil sie als Frau, die ihre Mutterrolle bewußt ausübt, nicht mehr die gleichen Erwerbchancen hat wie früher.

Die berufliche Lage von Frau Depner ist dagegen ganz anders. Sie wird zwar ebenfalls nach der Wende arbeitslos, bewirbt sich aber ganz aktiv und hat dabei auch bessere Chancen in ihrem Berufsfeld als Frau Manz. Bei ihr ist zugleich eine hohe Lernbereitschaft zu erkennen. Sie hat bei ihrer neuen Arbeitsstelle ständig dazugelernt und es fällt ihr beispielsweise auch nicht sonderlich schwer, sich auf den Umgang mit Computern einzustellen. Frau Depner verfügt also über bessere qualifikatorische Ressourcen als Frau Manz und Frau Ebert. Für sie bedeutet die Veränderung der Verhältnisse keine berufliche Verschlechterung, sondern einen Zugewinn an Autonomie und Unabhängigkeit. Denn sie verdient mehr Geld, und weil ihr Mann auch besser verdient, kann sie sich jetzt sogar ein eigenes Auto leisten. Durch beides, das eigene Auto und ein höheres eigenes Einkommen, fühlt sie sich wesentlich unabhängiger als früher. Eine große Rolle spielt dabei auch, daß ihre Kinder schon größer und selbständiger geworden sind und ihrer Fürsorge nicht mehr so stark bedürfen.

Frau Depner: ...erstmal als Frau, würde ich sagen, äh, das hängt natürlich mit dem Beruf auch zusammen jetzt, ja, äh... bin ich selbständiger geworden. (...) Ja. Beruflich und auch sonst, ich bin nicht mehr, äh, abhängig. Also ich könnte sagen, ich bin von meinem Partner jetzt, äh, im Verhältnis zu früher, nicht mehr abhängig. Früher würde ich schon eher sagen, ich war abhängiger. Erstmal durch die Kinder, gleich hintereinander geboren, aufgrund der Kinder habe ich nur 6 Stunden gearbeitet, habe demzufolge sehr, sehr wenig verdient, fast überhaupt nichts, ich hätte auch lieber Zuhause bleiben können, und, äh, jetzt ist das schon was ganz anderes. Ich habe Fahrerlaubnis gemacht, jetzt erst nach der Wende, habe mein eigenes Auto. Und überhaupt, ja, Verdienst ist gut und das ist eben... also es ist eben für mich... ich bin selbständiger geworden, auf alle Fälle. (21)

Frau Depner muß jetzt viel mehr leisten bei ihrer Arbeit, sie hat mehr Verantwortung und sie muß und kann selbständiger arbeiten als zuvor. Ihre Arbeit ist auch vielfältiger und interessanter geworden. Dadurch macht ihr die Arbeit noch mehr Spaß als früher. Und sie möchte auf keinen Fall ihre Arbeit wieder verlieren - vor dieser Möglichkeit äußert Frau Depner große Angst. Offenbar möchte sie ihre neu gewonnene Selbständig-

keit auf keinen Fall wieder hergeben. Ähnlich wie bei Frau Oswald bedeutet die Wende im Verein mit der Entlastung von Familienpflichten für Frau Depner die Chance, ihre Eigenständigkeit auszuweiten. Dennoch - das berührt die grundlegende Konstellation in der Familie und Ehe kaum. Frau Depner genießt ihre dazugewonnene Freiheit - mehr als diese Erweiterung zu ihrer sonstigen Rolle in der Familie möchte sie jedoch nicht. Eine *"Individualisierung in der Bindung"* (Diezinger 1991), also ein Anspruch auf die *"Selbst(an)erkennung eigener Interessen und Rechte im Beziehungshandeln"* (ebd., 113) schwebt ihr nicht vor.

***Die Suche nach Selbstverwirklichung und Anerkennung zwischen
Beruf und privaten Beziehungen.
(Der balanceorientierte Handlungstypus)***

Zu der Gruppe des balanceorientierten Handlungstypus gehören die restlichen sieben interviewten Frauen. Diese sieben Fälle unterscheiden sich allerdings untereinander nochmals so stark, daß eine weitere Differenzierung nach bestimmten Merkmalen für die Zusammenfassung sinnvoll ist. Im Vergleich zwischen den sieben Frauen wird deutlich, daß sie zwar alle nach einer Balance zwischen ihren Wünschen nach individueller Selbstentfaltung und Bindung verfolgen. Sie stoßen aber bei ihrem Versuch, diese Wünsche gleichrangig zu realisieren, auf reale Barrieren, die aufgrund der konkreten und gegenwärtigen Lebenssituation sowie der Einstellung bzw. Situation des Partners entstehen. So ist für die Situation von Frau Christoph und Frau Hein deren berufliche Unsicherheit bestimmend, wobei die Lage von Frau Christoph von ihrer Arbeitslosigkeit und derzeitigen Beschäftigung auf dem "zweiten Arbeitsmarkt" geprägt ist, die von Frau Hein dagegen von der derzeitigen Abwicklung ihres alten Betriebes. Beide Frauen leben in einer Partnerschaft, in der sie ihre Autonomieansprüche zu realisieren versuchen - mit unterschiedlichem Erfolg. Bei Frau Bluhm und Frau Franke ist vor allem die familiäre Situation als Mütter von mehreren jüngeren Kindern bestimmend, wobei sie jeweils auch ein Baby zu versorgen haben. Der Betreuungsaufwand ist also bei diesen beiden Frauen besonders hoch. Durch die Handlungsweisen ihrer Partner bzw. deren berufliche Situation stößt ihr Anspruch, eine gleichberechtigte Partnerschaft zu führen, auf harte Grenzen. Frau Gerhard dagegen ist dabei Karriere zu machen, sie ist beruflich stark gefordert und gezwungen, bei der Familie Abstriche zu machen. Sie trifft dabei auf sehr viel Verständnis und Unterstützung bei ihrem Partner. Bei Frau Imhof und Frau Reuß sind die Konflikte in ihrer Ehe für ihre momentane Situation bestimmend. Sie treffen auf Widerstand bzw. Unverständnis, weil sie eigene Wege beruflicher Selbstverwirklichung gehen.

In der weiteren Darstellung trenne ich entlang dieser unterschiedlich bestimmten Lebenslagen der Frauen und benutze diese Differenzierungen zugleich ebenso wie die unterschiedlichen Handlungstypen als Referenzpunkt für den *"kontrastierenden Fallvergleich"* (Bohnsack 1991). Dabei sollen die Ursachen, die die Situation der Frauen wesentlich bestimmen, nachvollzogen werden. Die konkrete Situation der Frauen wird

dabei als Ergebnis von individuellen Handlungen betrachtet, die in Beziehung zu strukturellen und kulturellen Anforderungen stehen.

Frau Christoph und Frau Hein: Berufliche Unsicherheit und Umorientierung

Kurzbiographie Frau Christoph:

Frau Christoph ist 41 Jahre alt. Sie ist promovierte Diplomwirtschafterin und arbeitet z.Zt. als Sozialberaterin in einem Projekt zur Betreuung von Jugendlichen im Rahmen einer ABM. Ihr Mann hat ebenfalls ein Ökonomiestudium absolviert und arbeitet jetzt als Angestellter in einer Behörde. Beide haben zusammen einen 13jährigen Sohn und eine 15jährige Tochter. Frau Christophs Vater war Lehrer, die Mutter arbeitete als Sekretärin. Sie hat einen älteren Bruder. Nach dem Abitur studierte Frau Christoph zunächst Chemie in der Sowjetunion, sie konnte dieses Studium aber wegen eines Unfalls nicht fortführen. Sie kehrte in die DDR zurück und absolvierte dort ihr wirtschaftswissenschaftliches Studium, bei dem sie auch ihren Mann kennenlernte. Noch während des Studiums heiratete sie, ein Jahr nach Beginn der Berufsarbeit brachte sie ihre Tochter zur Welt. Zwei Jahre später bekam sie ihren Sohn. Nach dem Ende des Studiums arbeitete Frau Christoph zunächst als wissenschaftliche Assistentin an derselben Hochschule, an der sie studiert hatte. Danach wechselte sie in eine größere wissenschaftliche Institution, wo sie bis zur Wende blieb. Im Rahmen ihrer dortigen Tätigkeit promovierte Frau Christoph. Nach der Wende versuchte Frau Christoph dem massiven Stellenabbau zuvorzukommen und machte sich gemeinsam mit Kollegen im Handel selbständig. Nach einem Jahr wurde der Laden wieder aufgegeben, weil er einerseits finanziell kein Erfolg war und Frau Christoph sich andererseits geistig unterfordert fühlte. Frau Christoph wurde arbeitslos, konnte dann aber ab Anfang 1992 für ein Jahr in einem ABM-Projekt mitarbeiten, in dem Betriebe beim Übergang in die Marktwirtschaft beraten wurden. Auch dort waren die Zukunftsaussichten schlecht, so daß Frau Christoph in einen Verband wechselte, wo sie Arbeitslosenberatung machte, wiederum im Rahmen einer AB-Maßnahme. Danach wurde sie wieder arbeitslos, arbeitete aber weiterhin ehrenamtlich für den Verband. Durch Eigeninitiative und Kontakte gelang es ihr, in einem weiteren Projekt als ABM-Kraft unterzukommen, in dem sie auch zum Zeitpunkt des Interviews tätig war. Parallel zu dieser Tätigkeit nimmt sie an einer Fortbildung zur Sozialberaterin für ausländische Arbeitnehmer teil, die sie demnächst abschließen wird. Mit Hilfe dieser Qualifikation hofft Frau Christoph, eine reguläre Beschäftigung zu finden. Ihre Einstellung gegenüber der Wende und Vereinigung ist kritisch bis ablehnend, einestils wegen ihrer politischen Einstellung, andererseits wegen ihrer eigenen beruflichen Situation. Trotz dieser eher negativen Einstellung findet Frau Christoph dennoch, daß sich einiges zum Positiven verändert hat, zum Beispiel hinsichtlich ökologischer Fragen oder bei den Bildungsmöglichkeiten und -chancen.

Kurzbiographie Frau Hein:

Frau Hein ist zum Zeitpunkt des Interviews 34 Jahre alt. Sie ist ebenfalls Diplomwirtschafterin und arbeitet als Exportsachbearbeiterin in einem Betrieb, der sich in Abwicklung befindet. Sie ist verheiratet und hat zwei Kinder, einen neunjährigen Sohn und eine fünfjährige Tochter. Ihr Mann, der auch Ökonom ist, wechselte nach der Wende zu einer westdeutschen Firma. Frau Heins Vater war Offizier bei der Armee, die Mutter Bibliothekarin. Sie hat eine ältere Schwester. Nach der Schule absolvierte Frau Hein eine Berufsausbildung zur Großhandelskauffrau mit gleichzeitigem Abiturabschluß. Danach studierte sie Ökonomie, wobei sie auch ihren Mann kennenlernte. 1983, noch während des Studiums, heiratete sie. Frau Hein fand nach dem Abschluß des Studiums 1985 eine Arbeit bei einem Außenhandelsbetrieb,

in dem sie heute noch tätig ist. Ihre Berufsarbeit unterbrach sie zweimal wegen der Geburt ihrer Kinder jeweils für ein Jahr. Für kurze Zeit arbeitete sie auch in Teilzeit, als ihr Sohn 1992 in die Schule kam. Da der Betrieb, in dem sie arbeitet, ein Liquidationsbetrieb ist, wird laufend Personal abgebaut, so daß Frau Hein in absehbarer Zeit mit ihrer Entlassung rechnen muß. Sie hatte sich 1990 gegen einen Wechsel in die freie Wirtschaft entschieden, weil sie befürchtete, dann die Kinder vernachlässigen zu müssen. Für die Zukunft strebt sie eine Umschulung an. Frau Heins Einstellung zur Wende und Vereinigung war zunächst sehr kritisch und negativ, insbesondere weil sie sich früher sehr stark mit der DDR identifiziert hatte. Diese Identifikation rührte nicht zuletzt aus der Erziehung in ihrem Elternhaus her. Im Verlaufe der Zeit veränderte sich aber ihre Einstellung, so daß sie inzwischen viele der Neuerungen auch als positiv betrachtet. Vom gegenwärtigen Standpunkt aus beurteilt sie die DDR auch kritisch. Ihre Einstellung zur Wende tendiert heute stärker zu einer Ambivalenz.

Partnerschaft und Familie - zwischen dem Ideal von Gleichheit und pragmatischen Kompromissen

Frau Christoph und Frau Hein formulieren beide den Anspruch auf eine gleichberechtigte, auf Verständnis und gegenseitige Achtung, Akzeptanz und Zuwendung basierende Beziehung zu ihren Partnern. Sie legen großen Wert auf Gemeinsamkeit mit ihren Partnern, wünschen sich aber gleichzeitig auch Freiräume für ihre ganz eigenen Bedürfnisse und Interessen, die sie auch ihrem Partner zugestehen.

Beide Frauen haben aus Liebe geheiratet und beide sind glücklich und zufrieden mit ihrer Ehe, ohne daß sie dabei Probleme und die "Alltäglichkeit" leugnen. Sie tendieren also weniger zu romantischen Liebesvorstellungen, als vielmehr zu einem an der Realität orientierten Liebesideal. In beiden Ehen gibt es offenbar keine schwerwiegenden Konflikte. Man einigt sich lieber und macht dabei gegenseitig Kompromisse. Es sind jeweils also tatsächlich harmonische Beziehungen, die ausdrücklich den Anspruch auf Dauer haben. Die Männer sind - soweit man es aus den Darstellungen der Frauen entnehmen kann - beide auch familienorientiert und haben Achtung vor ihren Frauen. Sie sind bereit, sich über das übliche männliche Maß hinaus für familiäre Angelegenheiten zu engagieren, und sie übernehmen auch viele Pflichten in Haushalt.

Dennoch ist die Aufgaben- und Arbeitsteilung nicht wirklich gleich. Herr Hein z.B. kauft ein, wäscht ab, übernimmt den Schriftkram und kümmert sich um die Kinder. Seine Frau jedoch wäscht, putzt, bügelt, kümmert sich überwiegend um die Kinder und deren Schulangelegenheiten und kocht. Nach ihrer Einschätzung übernimmt sie ca. 70 % der Hausarbeit. Ihr Mann hilft ihr zusätzlich, wenn sie ihn dazu auffordert. Aber sie ist auf Harmonie aus und betrachtet es als Normalität, daß Männer in bezug auf den Haushalt niedrigere Ansprüche haben und sich einfach nicht so sehr um den Haushalt kümmern. So zieht ihr Mann oft am Sonnabend mit den Kindern los, wenn Frau Hein die Wohnung putzt. Frau Hein hat in der DDR mehr verdient als ihr Mann. Deshalb ist meist Herr Hein zu Hause geblieben, wenn die Tochter krank war. Das Babyjahr wurde aber nicht geteilt, zum einen weil das Ehepaar dem "üblichen" Muster folgte, zum anderen weil Frau Hein die Zeit mit ihren Kindern zu Hause so wichtig war, daß sie sie gar nicht mit ihrem Mann teilen wollte.

Frau Hein: *Das war eben eigentlich, weil das üblich war. Finde ich, ne? Haben ja meistens die Frauen, und das ist ja heute auch so und ich wollte das eigentlich auch. Ich wollte das Kind und die ersten Lebensmonate so richtig genießen, obwohl ich manchmal auch gesagt habe, ja, jetzt, heute, wärst du lieber zur Arbeit gegangen als hier den ganzen Tag mit den Kindern. Aber... im nachhinein, das war eben schön, ne, wenn man alles so erlebt hat, die ersten Worte und die ersten Schritte und... mein Mann hätte es vielleicht auch gemacht, ja, aber...*

Er hat keinen Anspruch angemeldet?

Er hat... nee, er hat auch nicht gefragt, willst du oder ich würde es auch. Das hat er auch nicht gesagt. Aber ich weiß, wenn ich jetzt gesagt hätte, also ich möchte es nicht machen, ich möchte nicht zu Hause bleiben, ich möchte beruflich weiterkommen oder arbeiten gehen, dann hätte er es bestimmt gemacht. Aber ich wollte zu Hause bleiben, auch mit den Kindern. (...) Ich finde, das ist... na, nicht nur eine Pflicht, sondern das ist einem auch ein Bedürf... mir ein Bedürfnis gewesen, ja, das zu machen. (3949)

Frau Hein traf mit ihrem Mann zu Beginn der Veränderungen 1990 eine Vereinbarung. Damals haben beide nach einer neuen Arbeitsstelle gesucht. Sie wurden sich einig, daß derjenige, der zuerst etwas findet, sich beruflich mehr engagiert, der andere aber in seinem alten Betrieb bleibt und sich stärker um die Familie kümmert. Frau Hein ist auch überzeugt davon, daß ihr Mann Hausmann geworden wäre, wenn sie Karriere gemacht hätte (1770). Aber ihr Mann hatte offenbar mehr Erfolg bei seinen Bewerbungen, und Frau Hein blieb in ihrem alten Betrieb. Sie bedauert es nicht, sagt aber dennoch, daß es sich *"meistens ja so [ergibt], daß Männer besser Arbeit finden und eben mehr Chancen kriegen, ne, Entwicklungsmöglichkeiten."* (1778) An eigenen Beispielen macht sie an anderen Stellen im Interview klar, daß dies ihrer Ansicht nach vor der Wende nicht viel anders war.

Frau Christoph macht ebenso wie Frau Hein Kompromisse hinsichtlich des familialen Arrangements, wenn sie auch zugleich ihr eigenes Verhalten als *"wahrscheinlich frauentypisch"* reflektiert. Ihr Mann ist beruflich jetzt stärker eingespannt als früher, hat einen längeren Weg zur Arbeit. Schon deshalb übernimmt Frau Christoph mehr im Haushalt. Sie macht das freiwillig, weil damit mehr Zeit füreinander gewonnen werden kann. Es zeigt sich, daß das vor der Wende auch nicht anders war, nur hat sich diese Aufteilung durch die stärkere berufliche Beanspruchung ihres Mannes noch weiter vertieft. *"...vor der Wende war es teilweise, sag' ich mal, auch ein bißchen so ähnlich. Dadurch, daß ich auch durch meine Tätigkeit ja doch auch manchmal zu Hause arbeiten konnte, also Ausarbeitungen, und da hab' ich mir's natürlich auch eingeteilt..."* (3264) Dennoch macht ihr Mann viel im Haushalt, z.B. putzt er immer das Bad, kümmert sich um die Kinder, kauft mit seiner Frau ein und kümmert sich um das Auto und alle handwerklichen Dinge. Frau Christoph weiß, daß sie mehr macht, begründet dies aber einerseits mit der Zeitgewinnung, andererseits meint sie, daß sie damit auch in die *"typische Frauenrolle"* (4514) zurückfalle. Hier denkt sie aber - wie Frau Hein - im Sinne der Gesamtfamilie, und da ist es für die Bewältigung des Alltags und der familialen Harmonie einfacher, wenn sie mehr für die Familie macht, statt mit ihrem Mann zu streiten oder sich über die unausweichlichen Arbeitsbedingungen aufzuregen. Es ist ein Kompromiß, der von beiden Frauen zugunsten eines pragmatischen Ablaufs und der Harmo-

nie eingegangen wird, aber auch als Zugeständnis an die männliche Identität gedacht ist. An einer Stelle sagt Frau Christoph zum Beispiel, daß es wahrscheinlicher wichtiger für ihren Mann sei, eine Arbeit zu haben.

***Frau Christoph** ...daß in der Familie alles so in Ordnung ist, daß mein Mann Arbeit hat, das ist für mich auch ganz wichtig. Manchmal denk' ich sogar, daß es wichtiger ist, daß er... trotzdem das ist auch schon wieder so ein frauentypisches Denken, daß ich denke, daß es wichtiger ist, daß er erstmal 'ne Arbeit hat, weil ich denke, daß es ihm noch schwerer fallen würde, arbeitslos zu sein als mir, ja?*

Frau Christoph findet zudem, daß es kaum erträglich sein würde, wenn beide so stark beruflich belastet wären wie ihr Mann jetzt, weil dann die Familie zu kurz käme.

Das Problem mit der männlichen Identität zeigte sich bei den Christophs aber auch schon vor der Wende. Frau Christoph erzählt, daß es ihrem Mann schwer gefallen sei zu akzeptieren, daß sie als seine Frau promovierte.

***Frau Christoph:** ...er hat in der Wirtschaft gearbeitet, das war ein ganz anderer Beruf, aber es ist sicherlich auch nicht einfach für ihn gewesen eben, ich sag' mal jetzt, zu sehen, wie die Frau promoviert hat... (4313)*

In der Zeit ihrer Promotion hat ihr Mann mehr für die Familie tun müssen, was ihm schwer gefallen sei. Ansonsten ist ihr Mann fast nie zu Hause geblieben, wenn die Kinder krank waren, was offenbar häufig vorkam. Als Gründe hierfür benennt Frau Christoph ihren geringeren Verdienst, andererseits aber sah sein Betrieb es nicht gern, wenn er zu Hause blieb. Aus diesem Grund hat Frau Christoph auch jeweils allein das Babyjahr in Anspruch genommen.

***Frau Christoph:** Ähm, nee, mein Mann wollte das Babyjahr nich' nehmen. Also... sicherlich, in erster Linie auch aus beruflichen Gründen...*

Mhm. Wär's möglich gewesen, theoretisch?

Also, theoretisch wär' es sicherlich möglich gewesen, aber auch mit Schwierigkeiten. Also ich glaube nich', daß sich der Betrieb meines Mannes darüber gefreut hätte. Also ich denke mal, daß er dann hätte auch irgendwie, also in seinem beruflichen Fortkommen ein paar Abstriche hätte machen müssen. Aber ich denk' mal, ich hab' mich ja auch so gefreut, also zumindestens... ich mein', ich hab' mich auf beide Kinder gefreut, aber beim ersten Kind, also wär' das für mich auch gar nich' in Frage gekommen. Auch nich' diese Teilung, manche haben ja auch das Baby... oder wenige haben ja auch das Babyjahr geteilt, ein halbes Jahr der Mann, ein halbes Jahr die Frau oder so. Trotzdem nachher zum Schluß ich dann mich auch wieder auf die Arbeit gefreut habe, aber irgendwie hab' ich auch das Jahr als schön empfunden.

Abstriche bei seinem Beruf hätte Herr Christoph also nicht machen wollen, und dafür hat seine Frau auch Verständnis. Sie war ganz zufrieden mit dieser Teilung, weil sie ihre Kinder selbst erleben wollte. Zugleich wird deutlich, daß der äußere, normative Widerstand gegen eine andere Regelung groß gewesen wäre.

Bei beiden Frauen wird zugleich das Problem erkennbar, daß sie ein volles berufliches Engagement als starke Einschränkung gegenüber den Bedürfnissen der Kinder empfinden bzw. empfunden haben. Frau Christoph fand die Situation auch vor der Wende schon für ihre Kinder nicht ideal. Sie hatte Gewissensbisse, das Gefühl, "immer

zwischen Baum und Borke" (1041) gestanden zu haben. Sie ist froh, jetzt durch ihre Arbeitslosigkeit und die ABM ein bißchen mehr Zeit für ihre Kinder zu haben, obwohl sie sie jetzt schon nicht mehr so bräuchten. Und im Rückblick auf ihr Leben sagt Frau Christoph, daß sie gerne mehr Zeit für ihre Kinder gehabt und lieber in Teilzeit gearbeitet hätte, was in der DDR jedoch schwer durchzusetzen gewesen wäre (4218).

Auch Frau Hein zeigt ja im Hinblick auf die Bedürfnisse der Kinder die Bereitschaft, berufliche Abstriche zu machen. Die grundsätzliche Unvereinbarkeit von Familie und Beruf, die bereits vor der Wende existiert und jetzt teilweise noch zugenommen hat, wird an beiden Beispielen deutlich. Und obwohl beide Frauen beruflich sehr engagiert und interessiert sind, sorgen sie sich sehr um die Bedürfnisse ihrer Kinder, suchten und suchen sie Wege, um ihnen trotz beruflichen Engagements gerecht zu werden.

Der Beruf - der Zwang zur Neuorientierung und zum Neuanfang für zwei beruflich engagierte Frauen

Der Beruf ist für beide Frauen mindestens genauso wichtig wie die Familie. Sie suchen im Beruf Selbstentfaltung, Selbstbestätigung, Eigenständigkeit und Erfolg. Der Beruf ist für sie nicht nur zum Geldverdienen da, sondern sie wollen sich mit den Inhalten identifizieren können und stellen hohe Erwartungen an eine Selbstverwirklichung über den Beruf.

***Frau Christoph:** Na ich hab' eigentlich in beidem 'ne Erfüllung gesehen, ja? Also ich wollte Kinder haben, aber ich wollte auch berufstätig sein. Also ich hätte nich' jetzt... mein Wunsch war es auch nich', jetzt irgendwie, was weiß ich, fünf oder, oder sechs Jahre auszusetzen oder so, ja? Also ich hab' mich so wohl gefühlt in meinem Beruf und war auch engagiert, also... das hätte ich auch als Verlust betrachtet, wenn ich hätte nich' berufstätig ... wenn ich nich' berufstätig gewesen wäre. (3872)*

Für beide Frauen hat sich die berufliche Lage seit der Wende aber verändert und verschlechtert, so daß es für sie in dieser Hinsicht Schwierigkeiten gibt und sie ihr berufliches Engagement nicht mehr in gleicher Weise ausleben und einbringen können.

Frau Christoph arbeitet in einer unsteten und unsicheren Situation, was sie stark belastet. Sie war zweimal arbeitslos, die nächste Arbeitslosigkeit steht eventuell bevor. Zweimal arbeitete sie im Rahmen einer AB-Maßnahme. Eine Beschäftigung in ihrem Fachgebiet erschien ihr letztlich so unsicher, daß sie sich auf den Sozialberatungsbereich umorientierte, wo sie auch ehrenamtlich tätig war. Sie absolviert nebenher noch eine berufsbegleitende Qualifikation, weil sie hofft, damit bessere Aussichten auf eine reguläre Beschäftigung zu erlangen. Darüber hinaus versucht sie auch, sich eine Stelle in dem Projekt selbst zu organisieren bzw. dessen Fortführung oder dauerhafte Absicherung durchzusetzen. Frau Christoph bemüht sich also ganz aktiv und eigeninitiativ um eine neue berufliche Perspektive. Wenn diese Bemühungen alle nicht fruchten sollten, würde sie auch versuchen, in die Wirtschaft zu gehen, rechnet sich dort aber schlechte Chancen aus. Während ihrer Arbeitslosigkeit hat sie ehrenamtlich in der Beratungsstelle weitergearbeitet, weil sie auf keinen Fall zu Hause sitzen wollte. Berufsarbeit bedeutet

für sie soziale Integration und Anerkennung, also das Gefühl, nicht nutzlos zu sein. Geld ist für sie zweitrangig. Ihre jetzige Tätigkeit stellt zwar nicht ihren Traumberuf dar, aber inzwischen findet sie daran Gefallen.

Macht Ihnen Ihre Berufsarbeit Spaß?

***Frau Christoph:** Na doch, also im großen und ganzen, doch, ja, also meine jetzige. Also, ich hab' eigentlich ein Tätigkeitsfeld für mich gefunden, wo ich mich auch engagiere, und... also, was ich erst gar nicht für möglich gehalten hab', daß man sich so... also denn eben doch auch umstellen kann, auf ein völlig neues Gebiet, ja... Aber... ich seh' einfach, äh, da wir uns ja... also... auch mit Jugendlichen, aber eben auch mit... mit... Ausländern, also hier in der Arbeit auch für Ausländer, da seh' ich einfach einen Bedarf, ja, und dann macht das natürlich auch Spaß, wenn man da helfen kann. Ohne daß ich jetzt unbedingt dieses Helfersyndrom schon habe, ja, also... (lacht) Aber... also... doch auch gerade für Jugendliche, weil es ja auch nich' einfach ist, also zumindestens auch für die Jugendlichen, die wir betreuen, also, äh... die also auch nich' immer 'ne Lehrstelle gleich finden und so, da ist es schon, denk' ich, auch für einen selbst befriedigend, wenn man ihnen in irgendeiner Weise behilflich sein kann. (767)*

So versucht Frau Christoph trotz aller Schwierigkeiten, ihre berufliche Lage zu verändern und zu verbessern. Sie würde auch auf keinen Fall sich mit ihrer Arbeitslosigkeit abfinden, und sie verfügt, anders als Frau Ebert oder Frau Manz, auch über die nötigen individuellen Ressourcen, um aktiv mit ihrer Lage als Arbeitslose umgehen zu können. Zugleich ist aber deutlich geworden, daß sie dabei immer wieder Rücksicht auf ihre Familie nimmt. Darin würde ihr Engagement für einen Neubeginn eine Grenze finden, allerdings ist ihre Situation als Mutter deutlich entlastet, weil ihre Kinder schon ein selbständigeres Alter erreicht haben.

In dieser Hinsicht ist die Lage von Frau Hein doch anders und noch schwieriger. Ihre Kinder sind noch kleiner und sie macht zugunsten der Kinder Abstriche im Beruf. Frau Heins berufliche Situation ist aber weniger von drohender Arbeitslosigkeit geprägt, obwohl ihre Kündigung in einem oder in zwei Jahren ansteht. Bei ihr ist eher die Tatsache wirksam, daß sie sich nicht mehr wie früher mit ihrem Beruf und den jetzigen Arbeitsinhalten identifizieren kann. Früher hatte sie das Gefühl, *"mit deiner Arbeit, die du machst, so dumm wie das jetzt klingt, stärkst du den Staat, die Wirtschaft."* (4900) Sie empfand sich damals als Teil eines großen Ganzen, zu dem sie mit ihrer Arbeit beitrug. Jetzt dagegen ist *"jeder für sich, (...) dieses große Ganze gibt es nicht mehr, (...) jeder ist für sich verantwortlich, jeder kämpft für sich..."* (4907) Während sie früher das Gefühl gehabt habe, etwas Bedeutendes zu machen mit ihrer Arbeit, fühle sie sich heute unwichtig und unbedeutend. Auch die guten sozialen Beziehungen, die früher im Betrieb existierten, fehlten ihr. Diese Veränderungen haben bei ihr dazu geführt, daß sie ihre Berufsarbeit nicht mehr so wichtig findet wie früher. Ihre Berufsarbeit dient ihr jetzt eher zum Geldverdienen und zur Kommunikation, und an die Stelle ihres starken beruflichen Engagements ist ein deutlicheres Engagement für die Familie getreten.⁸

⁸ Es läßt sich vermuten, daß diese Umorientierung auch von ihrer veränderten Situation als Mutter von zwei Kindern beeinflusst wurde.

Frau Hein: *Ja, daß es eben schwierig ist, eine Arbeit zu finden, die der Qualifikation entspricht, die Spaß macht, ja, und wo man ein bißchen Verantwortung hat, wo man sich beweisen kann, gerade als Frau, ja. Als Mann ist es sicherlich leichter eine Arbeit zu finden, ja, aber als Frau... Na ja, ich arbeite jetzt noch in einem Liquidationsbetrieb und ... na ja, die Arbeit macht keinen Spaß, muß ich ehrlich sagen, ja, das ist nur noch, daß man eine Beschäftigung hat, unter Leuten ist und Geld verdient, ja? Aber es ist nicht das, was ich mir unter einer Arbeit vorstelle, ja? Ich hatte früher eine sehr interessante Arbeit... (-) bin auch gereist und hatte viele Kontakte und habe viele Leute kennengelernt und man hatte da auch mehr Verantwortung. Man wurde mehr... es wurde einem mehr zugetraut und... (140)*

Frau Heins berufliche Situation ist von dem Zwang gekennzeichnet, sich beruflich neu orientieren und sich dabei mit den neuen Bedingungen der Erwerbsarbeit auseinandersetzen zu müssen. Zugleich aber ist Frau Hein stark in ihre Familie eingebunden und fühlt sich - mehr als ihr Mann - für die Entwicklung ihrer Kinder verantwortlich. Deshalb schiebt sie die berufliche Neuorientierung vor sich her, stellt sie zugunsten ihres familialen Engagements zurück. Sie weiß, daß ein beruflicher Neuanfang sie Zeit und Kraft kosten wird, erst recht angesichts der neuen Bedingungen. Diese Kraft kann und will sie im Moment nicht aufbringen und sie hat auch nicht das Gefühl, daß sie es unbedingt muß. Hier verläßt sie sich auf das Arrangement mit ihrem Mann, der gut verdient.

Frau Hein: *...aber ich habe eben auch noch keine ganz konkreten Vorstellungen, ja? Ich höre immer noch ein bißchen rum und dann lese ich die Zeitung und... Aber irgendwie der innere Antrieb fehlt auch noch, ne. Jetzt habe ich gesagt, jetzt ist ein bißchen Ruhe in der Familie und es läuft alles gut und... Na ja, und so lange man eben auch finanziell keine Not hat, denkt man auch... um... vielleicht bringt das dann nachher, wenn ich jetzt einen tollen Job finden würde... man möchte sich ja dann auch voll reinknien und dann auch was bringen und zeigen und das bringt dann wieder andere Probleme mit sich. Und ob man dann zufriedener ist... wahrscheinlich auch nicht. Vielleicht man selbst am Tag ja, aber dann hat man auch wieder das schlechte Gewissen, tja, vielleicht bist du jetzt egoistisch und... ne. Es ist eben diese... immer... was macht man, ja? Das ist... ist diese Zwickmühle eben, wenn man berufstätig ist und Kinder hat, ja? Aber im Moment ist das alles so ein bißchen in geordneten Bahnen und wir sind eigentlich alle vier, glaube ich, mit der Situation im Moment zufrieden so, im großen und ganzen. (221)*

So wirkt sie beruflich gesehen etwas orientierungslos, sie weiß noch nicht genau, welche neue Richtung sie einschlagen will und kann. Daß sie trotz aller Frustration diesen Neuanfang anstrebt, sich in Zukunft wieder eine Arbeit wünscht, mit der sie sich auch identifizieren kann, sagt sie während des Interviews mehrfach. Nur läßt sich das zur Zeit aus ihrer Sicht nicht realisieren. Auch daß Frau Hein es ablehnt, nur irgendeine Arbeit zu machen, bei der sie abgesichert wäre und verdienen würde, zeigt, daß sie an ihrer beruflichen Identifikation als Weg der Selbstverwirklichung festhalten will. Deshalb hat sie auch ein Angebot für eine Behördentätigkeit, das sie 1990 hatte, ausgeschlagen, weil es ihr zu langweilig und perspektivlos erschien. Und da die Familie sie im Moment auch braucht, ihr Mann gleichzeitig genug verdient, will Frau Hein ihre beruflichen

Ambitionen so lange zurückstellen, bis ihre Kinder älter sind und sie nicht mehr so brauchen.

Also auch für Frau Hein läßt sich feststellen, daß sie beides sehr wichtig findet, sowohl Familie als auch Beruf, und daß es ihr letztlich darum geht, daran festzuhalten. Zugleich möchte sie dabei nicht die Familie vernachlässigen müssen, was angesichts der neuen Verhältnisse deutlich schwieriger geworden ist. Familie und Beruf schließen sich stärker aus als vor der Wende, und um das zu überbrücken, wählt Frau Hein eine Strategie der Temporalisierung: zunächst Familie, später wieder mehr der Beruf.⁹

Frau Bluhm und Frau Franke: Das Ideal von Balance in Konfrontation mit der Realität

Kurzbiographie Frau Bluhm:

Frau Bluhm ist von Beruf Ärztin. Sie ist mit einem Arzt verheiratet, mit dem sie zwei Kinder hat, einen fünfjährigen Sohn und eine 14 Monate alte Tochter. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie 31 Jahre alt. Sie befindet sich gerade noch im Erziehungsurlaub, den sie demnächst nach einem Jahr beenden will. Frau Bluhm ist nach eigener Aussage sehr behütet aufgewachsen. Ihr Vater war Professor an einer Hochschule, die Mutter Zahnärztin. Beide Eltern haben immer voll gearbeitet, sie konnten sich aber eine Haushaltshilfe leisten, die sich auch um die beiden Kinder kümmerte. Frau Bluhm hat einen jüngeren Bruder. Nach dem Abitur studierte Frau Bluhm Medizin in der Fachrichtung Frauenheilkunde. Ihren Mann lernte sie an der Universität kennen. 1988 beendete sie das Studium, begann ihre Facharztausbildung und heiratete. Bald darauf wurde sie schwanger. Der Sohn wurde 1989 geboren und Frau Bluhm ging für ein Jahr in den Erziehungsurlaub. Danach setzte sie ihre Facharztausbildung für drei Jahre fort, bis zur Geburt der Tochter. Nach diesem zweiten Erziehungsurlaub, dessen Ende kurz bevorsteht, hat Frau Bluhm noch ein Jahr Facharztausbildung vor sich. Die Wende und Vereinigung beurteilt sie für sich positiv, weil sie die gewonnenen Freiräume und Möglichkeiten begrüßt. Insgesamt empfindet sie die Veränderungen aber auch zwiespältig wegen der sozialen Unsicherheit, insbesondere auch für sich selbst als Mutter von zwei Kindern. Mehr im nachhinein nimmt sie eine kritische Position zur DDR ein.

Kurzbiographie Frau Franke:

Frau Franke ist als Gewerkschaftssekretärin bei einer Einzelgewerkschaft beschäftigt. Sie ist verheiratet und hat drei Kinder, einen neunjährigen Sohn und eine sechsjährige Tochter aus erster Ehe sowie einen 7 Monate alten Sohn aus der jetzigen Ehe. Sie ist 30 Jahre alt. Ihr Mann ist ebenfalls bei der Gewerkschaft beschäftigt als leitender Geschäftsführer. Frau Franke ist die Tochter eines Ingenieurs und einer medizinisch-technischen Assistentin, die ihr Medizinstudium abgebrochen hatte. Zur Familie gehört auch ein jüngerer Bruder. Frau Franke konnte nicht das reguläre Abitur machen, weil sie an der Erweiterten Oberschule¹⁰ - wahrscheinlich wegen der kritischen politischen Position ihrer Eltern, die christlich orientiert waren - nicht angenommen wurde. Sie absolvierte nach der zehnten Klasse einen besonderen Lehrgang, mit dem sie zwar auch das Abitur erlangte. Aber dieses Abitur stellte keinen allgemeinen Zugang zur Hochschule dar, sondern berechtigte sie allein zu einem speziellen Lehrerstudium.

⁹ Frau Hein wäre vielleicht auch ein Beispiel für eine eher beziehungsorientierte Frau, was sich aber nur nach einer vertieften Analyse hätte genauer bestimmen lassen. Dieser Gedanke drängt sich auf, weil es Ähnlichkeiten zur Situation von Frau Oswald gibt.

¹⁰ Die Erweiterte Oberschule in der DDR entspricht dem Gymnasium.

Deshalb konnte Frau Franke die von ihr gewünschte Fachrichtung Kunst nicht studieren. Statt dessen wurde sie Lehrerin für die Fächer Deutsch und Russisch. 1985, noch während des Studiums, heiratete Frau Franke gegen den Widerstand ihrer Eltern. Sie hatte ihren Mann mit 17 Jahren kennengelernt, er war ihre Jugendliebe. Er studierte Philosophie. Nach Abschluß ihres Studiums 1986 bekam Frau Franke ihren Sohn und blieb fünf Monate zu Hause, danach arbeitete sie für drei Jahre als Lehrerin in einer Internatsschule. Da ihr der Beruf als Lehrerin nicht lag und sie auch wegen ihrer politischen Einstellung Schwierigkeiten mit den Kollegen und der Schulleitung hatte, bemühte sie sich um den schwierigen Ausstieg aus dem Schulbildungsbereich.¹¹ Aufgrund ihrer Kinder - inzwischen hatte Frau Franke ihre Tochter zur Welt gebracht - gelang ihr die Entlassung. Nach einer einjährigen Unterbrechung wegen der Tochter fand sie eine Stelle als Angestellte in einer wissenschaftlichen Bibliothek. Diese Stelle trat sie in der Vorwendezeit 1989 an und sie engagierte sich im Verlaufe der Umbruchsphase ganz aktiv in einer betrieblichen Initiativgruppe zur Durchsetzung von mehr innerbetrieblicher Demokratie. Sie wurde in der Übergangszeit 1990 zur Personalrätin der Bibliothek gewählt. Im Oktober 1990 wechselte Frau Bluhm dann zur Gewerkschaft, wo ihr die Stelle als Gewerkschaftssekretärin angeboten wurde. Bei dieser Gewerkschaft lernte sie auch ihren jetzigen Ehepartner kennen, der aus Westdeutschland stammt. Frau Franke trennte sich von ihrem ersten Ehemann und zog mit ihrem neuen Partner zusammen. 1992 wurde sie geschieden. Als Frau Franke erneut schwanger wurde, heiratete sie 1994. Ihre Tochter kam Ende 1994 zur Welt. Frau Franke entschied sich jedoch dafür, nicht ganz zu Hause im Erziehungsurlaub zu bleiben, sondern übergangsweise in Teilzeit 16 Stunden die Woche weiterzuarbeiten. Die Tochter bringt sie während dieser Zeit zu einer Tagesmutter. Frau Franke hat eine eindeutig positive Einstellung zur Wende, weil sie das politische System der DDR schon vor der Wende ablehnte. Unter den neuen Verhältnissen - die sie trotzdem nicht unkritisch sieht - gibt es aus ihrer Sicht mehr politische und individuelle Freiheit. Frau Franke empfindet die neuen Verhältnisse auch persönlich als Verbesserung, vor allem beruflich.

Partnerschaft und Familie - Grenzen der Gleichberechtigung

Bei Frau Bluhm und Frau Franke lassen sich ganz ähnliche Vorstellungen zur Partnerschaft erkennen, wie sie schon bei Frau Christoph und Frau Hein deutlich wurden. Eine Partnerschaft sollte aus ihrer Sicht von gegenseitiger Achtung, Zuwendung, von gegenseitigem Verständnis und Gleichberechtigung geprägt sein. Jeder sollte dem anderen Freiräume einräumen, so daß neben dem Gemeinsamen jeder auch seinen eigenen Interessen nachgehen kann.

Wie sollen ihrer Meinung nach Ehepartner und Lebenspartner miteinander umgehen?

Frau Bluhm: *Hmh... Also... einfach, daß man eben... daß man sich gleichberechtigt gegenüber steht, daß, äh, ein ständiger Austausch da ist, daß man Entscheidungen gemeinsam trifft, ähm... daß gegenseitig aber soviel Toleranz da sein muß, daß man dem anderen eben auch Freiheiten läßt, mal was anderes zu tun, wo man vielleicht selber keine Lust dazu hat. Also, den Freiraum geben wir uns gegenseitig, und viele gemeinsame Interessen, die wir fortgesetzt haben und die... ähm, einem eben auch sehr viel Bereicherung bringen. (4239)*

Beide Frauen können diese Vorstellungen jedoch nur sehr bedingt realisieren. Und beide befinden sich auch in einer ähnlichen Lage: Sie haben Kleinkinder, was bedeutet,

¹¹ Aus LehrInnenmangel wurde Beschäftigten der Ausstieg aus der "Volksbildung" schwer gemacht.

daß der Betreuungs- und Zeitaufwand für die Familie hoch ist. Zugleich sind ihre Partner aber so stark beruflich beansprucht, daß sie sich kaum um ihre Familien kümmern. Statt dessen verlassen sich Herr Franke und Herr Bluhm mehr oder weniger bewußt auf die Fürsorglichkeit und fürsorgende Rolle ihrer Ehefrauen, und zwar in stärkerem Maße, als es bei Herrn Christoph und Herrn Hein zu sehen war.

Frau Bluhms Mann hat seit knapp einem Jahr eine neue Stelle in einem westdeutschen Krankenhaus, wo die Leistungsstandards¹² sehr hoch sind und wo es, wie Frau Bluhm erzählt, offenbar ganz selbstverständlich ist, daß man entweder als junger Arzt keine Kinder hat oder eine Frau zu Hause hat, die sich allein um sie kümmert. Das wäre, so Frau Bluhm, in der DDR nicht so gewesen, dort sei es normal gewesen, daß sich die Väter auch um ihre Kinder mit gekümmert hätten.¹³ Auf jeden Fall ist ihr Mann jetzt deutlich stärker eingespannt in seinen Beruf als zuvor, so daß er fast gar keine Zeit mehr hat für die Familie.

***Frau Bluhm:** Inzwischen ist es ja auch so 'ne Existenzfrage geworden, ja, daß man gar nicht mehr so die Wahl hat, finde ich, ähm, wenn gesichert werden muß, daß eben 'ne vierköpfige Familie sozusagen existieren muß, daß er dann irgendwie eine Stelle bekommen muß. Nun ist Neurochirurgie ein Fach, was so ähm... erstmal, an jeder Klinik gibt's das nicht, und so irre viel Stellen gibt's da einfach nicht, ähm, und wenn man sich irgendwie doch 'ne Stelle sichern will, muß man einfach auch gut sein. Also, man muß auch von den manuellen Fertigkeiten her wirklich sich da einiges angeeignet haben. Und das kann man nur, wenn man wirklich die Sache intensiv betreibt. Es ist also auch ein Fach, wo man schlecht Halbtage machen kann oder so, ja, da gibt es andere Fachgebiete, wo das vielleicht leichter geht. Und das ist eben ein operatives Fach, wo eben 'ne Operation auch manchmal bis abends um acht dauert, ja, das kommt vor, von früh um 8 bis abends um 8. Dann kommt er hier angeschlichen, und ich brauche eigentlich nur die Tür aufmachen, und er fällt mir fast entgegen, weil er völlig fertig ist, ja. Da kann ich dann auch nicht mehr groß was von ihm verlangen. Das ist einfach... ich seh' es und ich weiß, wie es ist, weil ich ja selber auch anstrengende Dienste habe. Und wenn man Kreißsaaldienst hat, dann ist man fertig, und ich kann's nachfühlen. (2193)*

Angesichts der wachsenden Konkurrenz und sozialen Unsicherheit auch für Ärzte ist Frau Bluhm froh, daß ihr Mann diese Stelle gefunden hat. Sie bedeutet zugleich eine gute Ausgangsposition für die weitere berufliche Entwicklung ihres Mannes. Es ist nicht mehr, wie früher, ganz selbstverständlich, eine Arbeitsstelle als Arzt zu finden. Man muß mehr dafür tun. Angesichts der sozialen Polarisierung zwischen Erwerbstätigen und Arbeitslosen - eine Entwicklung, die Frau Bluhm als zwiespältig empfindet - ginge es darum, "auf diesen Dampfer aufzuspringen und irgendwie im Geschäft drin zu sein, also Arbeit zu haben..." (132). Angesichts dieser Veränderungen und Anforderun-

¹² Frau Bluhms Schilderungen machen zwar deutlich, daß es auch in den ostdeutschen Krankenhäusern zu einem deutlichen Anstieg der Leistungsanforderungen gekommen ist, weil aus Kostengründen Stellen gekürzt wurden. Dennoch scheint die Leistungserwartung in dem betreffenden westdeutschen Krankenhaus besonders hoch zu sein, weil es sich um eine Universitätsklinik handelt.

¹³ Tatsächlich ist Herr Bluhm vor der Wende und vor dem Wechsel in das neue Krankenhaus bei einer Krankheit seines Sohnes auch mal zu Hause geblieben. Und Frau Bluhm erzählt, daß es in dem Krankenhaus, in dem sie vor der Wende beschäftigt war, üblich gewesen sei, daß ein Vater zur Betreuung seiner Kinder zu Hause geblieben ist.

gen fühlt sich Frau Bluhm gezwungen, ein Opfer zu bringen und auf die Anwesenheit ihres Mannes zu verzichten und seine Vernachlässigung der Familie hinzunehmen, wobei sie auch hofft, daß es nur vorübergehend sein wird. Deshalb hält sie ihm auch *"hier den Rücken frei"* (1661) von allen familiären Dingen, was ihr aber vor allem deshalb gelingt, weil sie zur Zeit zu Hause ist. Zu diesem Opfer fühlt sie sich auch deshalb gedrängt, weil gerade sie als Mutter von zwei Kindern nicht mehr so selbstverständlich darauf bauen kann, daß ihr ein beruflicher Einstieg nach Beendigung der Facharztausbildung gelingen wird. Deshalb ist es aus ihrer Sicht noch wichtiger, daß ihr Mann eine gutbezahlte Stellung hat und behält.

Frau Bluhm: Und deshalb ist es für mich auch wichtig, daß er, daß er was hat. Und da müssen wir dann vielleicht auch Opfer bringen dafür. Das ist für mich ein Opfer, daß er immer so spät kommt. (2633)

Dieses Arrangement bedeutet aber zugleich, daß sie nicht auf ihren Mann bauen kann, wenn sie demnächst ihre Fachärztinnenausbildung wieder aufnimmt. Dann nämlich muß sie ganztägig arbeiten, dazu kommen noch Abend- und Wochenendeinsätze. Frau Bluhm rechnet erst gar nicht mit der Unterstützung ihres Mannes bei der Kinderbetreuung. Er könnte sich, so Frau Bluhm, höchstens frei nehmen und dabei Überstunden abbummeln, wenn eines der Kinder erkranken würde. Statt dessen wird Frau Bluhm eine Tagesmutter engagieren, die die Kinder ganztägig betreuen wird, sowie auf die Unterstützung ihrer Eltern und ihrer Schwiegermutter zurückgreifen. Frau Bluhm hat also ein sehr schwieriges Jahr vor sich, wenn sie ihre Fachausbildung beenden will. Trotzdem betrachtet sie es ausschließlich als ihr Problem, den Spagat zwischen Kindern und Beruf zu vollbringen.

Frau Bluhms Schilderungen machen deutlich, daß sie es im Vergleich zu früher als wesentlich schwieriger empfindet, trotz Mutterschaft in ihrem Fach beruflich voranzukommen. So beschreibt Frau Bluhm, wie sie, kaum daß sie nach dem Studium 1988 in der Klinik anfang, schwanger wurde, und daß sie das damals kaum als Problem empfand. *"Das war ja zu DDR-Zeiten anders, da hatte man die Stelle, dann hatte man die. So. Und dann konnte man auch getrost schwanger werden."* (5040) Das sei heute anders. Heute habe sie das Gefühl, sich erstmal bewähren zu müssen. Frau Bluhm schildert, wie sie sich auch noch relativ unbeschwert für ihr zweites Kind entschieden habe, ohne sich große Gedanken zu machen, noch vor dem Hintergrund der aus der DDR mitgebrachten Erfahrungen.¹⁴ Außerdem wollten sie und ihr Mann den Altersabstand zwischen den beiden Kindern nicht so groß werden lassen. Die möglichen Nachteile für sie als Mutter von zwei Kindern seien ihr erst später klar geworden. Heute bereut Frau Bluhm zwar ihre Entscheidung nicht, sagt aber, daß sie wahrscheinlich, wie viele der jüngeren Frauen auch, sich erst nach einer erfolgreichen beruflichen Integration Kinder anschaffen würde.

¹⁴ Aufgrund von anderen Äußerungen läßt sich aber auch vermuten, daß ihre Unzufriedenheit mit den Bedingungen in ihrem Krankenhaus Frau Bluhm in ihrer Entscheidung für die zweite Schwangerschaft bestärkt hat. Ganz konkret war sie sehr empört darüber, wie mit einer ihrer Patientinnen umgegangen wurde, und daß ihr Engagement für neue Geburtsmethoden nicht honoriert und anerkannt wurde.

Hinter all diesen Aussagen und Handlungsweisen verbirgt sich die für Frau Bluhm ganz selbstverständliche Ansicht, daß vor allem sie für die Familie und die Kinder verantwortlich ist, mehr als ihr Mann. Dabei haben sich die objektiven Gründe für eine einseitige Verteilung der Verantwortung durch die starke berufliche Beanspruchung ihres Mannes und die Arbeitsplatzunsicherheit zwar verstärkt. Zugleich wird an den Schilderungen Frau Bluhms deutlich, daß ihr Mann sich auch schon vor der Wende und bevor er diese Stelle hatte, viel weniger um die Kinder und den Haushalt kümmerte und nur einsprang, wenn es sein mußte. Als sie gefragt wird, ob nicht sie anstatt ihres Mannes Karriere machen, ihr Mann dagegen sich stärker um die Kinder kümmern könnte, gibt Frau Bluhm folgende Antwort:

Frau Bluhm: *Theoretisch schon, aber ich könnt's mir schon mal nicht vorstellen, und mein Mann mit Sicherheit erst recht nicht.*

Warum nicht?

Also, ich muß sagen, daß ich ganz freiwillig da irgendwo... da auch nicht teile. Daß... ich möchte auch was von meinen Kindern haben. Ich hab' mich dafür ganz bewußt entschieden und ich möchte nicht voll arbeiten gehen und äh, also, zumindest auf Dauer. (2100)

Für Frau Bluhm ist ganz klar, daß sie für ihre Kinder da ist und daß sie selbst auch etwas von ihren Kindern haben will. Es ist aus ihrer Sicht mehr ein Privileg - ähnlich wie in der Sichtweise von Frau Ebert und Frau Oswald - sich ihren Kindern widmen zu können und zugleich aber auch ihrer Berufsarbeit nachgehen zu können. Und dieses Privileg will sie auf keinen Fall hergeben. Lieber bringt sie die oben beschriebenen Opfer. Aus diesem Grund wollte Frau Bluhm auch beide Male mit ihren Kindern im Babyjahr zu Hause bleiben. Daß sie diesen Erziehungsurlaub mit ihrem Mann hätte teilen können, kam für sie überhaupt nicht in Frage. Und sie ist der Meinung, daß das für ihn auch beruflich nicht möglich gewesen wäre. Für die Zukunft, wenn sie ihre Fachärztinnenausbildung beendet hat, wünscht Frau Bluhm deshalb auch möglichst in Teilzeit in einer Praxis arbeiten zu können. Ganz bewußt rechnet sie dabei auf den - seit der Wende viel besseren - Verdienst ihres Mannes, der ihr aus ihrer Sicht auch erst den Freiraum gibt, nicht Vollzeit arbeiten zu müssen.

Frau Bluhm: *Das war zum Beispiel zu DDR-Zeiten so, da hätte ein Gehalt nicht gereicht.*

Hätte nicht gereicht...?

Nee. Also, schon für uns drei damals nicht. Und... da sind viele Frauen, glaube ich, auch wirklich unter anderem vor allem deshalb arbeiten gegangen, weil das Geld des Mannes nicht gereicht hätte, ne. Oder es wäre dann eben so knapp gewesen, daß man sich einfach überhaupt nichts hätte leisten können. Und ein bißchen was wollte man sich ja auch leisten, ne.

Hmh. Hmh. Also, da ist jetzt mehr Spielraum?

Ja, auf jeden Fall.

Aber Sie wollen den nicht... oder, nutzen Sie den in irgendeiner Weise?

Ja, ich nutze ihn... würde ihn damit nutzen, indem ich eben sage, ich leiste mir den Luxus, eben nur halbtags oder... also, daß ich eben doch so 'ne Zwischenlösung finde, wo ich immer 20 Wochen... Teilzeit... Teilzeitarbeit mache, so. Ja? Das wäre auch deshalb möglich, ja...(2492)

Für Frau Bluhm ist, wie noch deutlich werden wird, der Beruf zwar sehr wichtig. Dennoch soll er nicht so viel Raum einnehmen, daß sie keine Zeit mehr für ihre Kinder hat. Und sie möchte den Bedürfnissen ihrer Kinder auch gerecht werden, will ihnen nicht irgendeine Betreuung zumuten, sondern eine qualitativ hochwertige bieten, zugleich aber möglichst auch selbst Zeit für ihre Kinder haben.

Problematisch bei diesem Arrangement in ihrer Ehe ist jedoch, daß Frau Bluhms Kompromisse ihrem Mann gegenüber so weit gehen, daß sie beginnt, auf ihre Bedürfnisse zu verzichten und diese als zweitrangig zu empfinden. Sie bringt das "Opfer", sich mit der passiven Rolle ihres Mannes in der Familie und Beziehung zufrieden zu geben. Er kommt abends völlig erschöpft nach Hause, und alles was sie aus ihrer Sicht noch tun kann, ist ihn aufzufangen (vgl. Zitat auf S. 240). Ihre eigene Situation und ihre künftigen eigenen Fürsorgeansprüche, wenn sie ihre Ausbildung beendet, betrachtet sie dabei als zweitrangig. Die passive Rolle ihres Mannes in der Familie führt letztlich auch dazu, daß sie sich vernachlässigt fühlt.

***Frau Bluhm:** ...daß es überhaupt an kleinen Aufmerksamkeiten mal mangelt oder so, ne, oder daß man... da ist eben wirklich... da ist bei meinem Mann eigentlich nichts da so, jetzt, was so... daß man... Ich erwarte das ja nicht, daß nun ständig was ist, aber so mal wär's wirklich ganz schön, ja, daß eben nur irgendwie an einen gedacht wird oder mal... puh, ja. Es ist inzwischen so, daß ich mir meine Geburtstagsgeschenke schon selber kaufe, weil... nicht weil er nicht dran denkt, aber... weil er irgendwie überhaupt keine Müße dafür hat, mal zu überlegen, womit könnte er mir 'ne Freude machen oder so, ja. (4740)*

Auch an anderen Stellen wird dieses Gefühl der Vernachlässigung und der fehlenden Beachtung und auch Anerkennung durch ihren Mann deutlich. Frau Bluhm bedauert es, nimmt es aber wie alles andere hin und arrangiert sich damit, nicht nur weil sie will, daß ihr Mann beruflich weiterkommt, sondern auch weil sie sonst befürchtet, die Beziehung kaputt zu machen. "Man kann vielleicht viele Dinge auch durch vieles Reden und durch Immer-wieder-kritisieren kaputt machen. Also das... will ich auch nicht." (4443) Immer, wenn Frau Bluhm ihre Unzufriedenheit anspricht im Interview, endet sie damit, daß sie ihrem Mann nur vorsichtig ihre Kritik vermittelt, weil sie beim Beharren auf ihrem Standpunkt und ihren Bedürfnissen Angst hätte, die ganze Beziehung zu zerstören. Sie will auf keinen Fall die "nörgelnde Ehefrau" (4522) spielen. Auch dadurch erscheint es ihr einfacher, die Dinge dann selbst zu erledigen, als eine Änderung seines Verhaltens durchzusetzen.

***Frau Bluhm:** Also, konkrete Vorstellungen hatte ich schon gehabt, also, daß eben (-) daß man sich, sagen wir mal, von den häuslichen Aufgaben man sich einiges teilen kann, wobei ich wußte, daß mein Mann also zum Beispiel nicht kochen kann und will. Der hat da auch kein Spaß dabei, aber das... da hätte ich mir keine Illusionen machen müssen. Und daß er nun auch nicht unbedingt der Putzteufel ist, wußte ich auch, aber... Natürlich gibt's da auch Enttäuschungen. Also, er ist wirklich (-) er läßt immer*

gern alles fallen so. Und dann (-) räum' ich hinterher. Also, da würd' ich mir schon viel mehr wünschen. Es ist aber auch so, daß ich mir auch immer sehr genau überlege... was kritisierst du nun und was läßt du vielleicht lieber sein, einfach weil ich denke, ob man auch immer alles nur... ähm... also, man muß auch mal was wegstecken können. (4425)

So führen die Bluhms zunehmend eine komplementäre Beziehung, wo sich das Gefühl von Frau Bluhm, einseitig für die Beziehung und Fürsorge verantwortlich zu sein, und die gestiegenen Bedürfnisse ihres Mannes nach dieser Fürsorge treffen. Dabei läßt sich erkennen, daß nicht die Bindungswünsche an sich, an denen Frau Bluhm auch nach der Wende festhält, das Problem sind, sondern vielmehr ihre Vorstellung, daß diese einseitig von ihr als Teil ihrer weiblichen Rolle realisiert werden, nicht dagegen auch genauso von ihrem Mann eingelöst werden könnten und sollten. Statt auf Gegenseitigkeit zu bestehen, hat Frau Bluhm Angst, die Beziehung könnte Kritik und Konflikte nicht überleben. Das macht zugleich den starken Widerstand ihres Mannes, ihre Bedürfnisse ernst zu nehmen, deutlich. So reicht es ihr, wenn ihr Mann beruflich erfolgreich ist und Karriere macht und sie damit den Freiraum erhält, für die Familie da zu sein. Und hier hat sich einiges verändert seit der Wende. Beruflicher Erfolg und Status sind wichtiger geworden seitdem, zugleich aber im Hinblick auf familiäre Wünsche schwerer zu erlangen. Frau Bluhm reagiert auf diese Veränderung, indem sie sozusagen den Druck, Erfolg zu haben, einseitig an ihren Mann delegiert. Sie erkennt dabei nicht, daß der Preis dafür auf ihrer Seite gerade unter den neuen Bedingungen auf Dauer sehr hoch werden könnte. Denn sie macht dabei Kompromisse, die ihre Autonomieansprüche in der Beziehung und ihre berufliche Entwicklung in Frage stellen könnten. Ihre durch die sozialen Neuerungen veränderte Lage bestärkt die Seite in ihr, die zu einer Selbstaufgabe in der Beziehung neigt.¹⁵

Bei Frau Franke sieht die Situation anders aus. Zwar arbeitet auch ihr Mann - den sie ja erst nach der Wende kennengelernt und geheiratet hat - überdurchschnittlich viel und ist kaum zu Hause, aber Frau Franke ist nicht bereit, diese Situation hinzunehmen.

Ihr Mann arbeitet durchschnittlich 60 Stunden die Woche, manchmal auch mehr. Herr Franke hat zwar mit seiner Frau die Vereinbarung getroffen, wenigstens zu 40 Prozent die Betreuung der gemeinsamen Tochter zu übernehmen, aber er hält sich nicht daran. Auch sonst kümmert er sich, so die Klage von Frau Franke, um nichts in der Familie. Er übernimmt gar keine Pflichten und keine Verantwortung im Haushalt. Wenn Frau Franke das kritisiert und eine Veränderung einklagt, ist ihr Mann zwar sehr einsichtig, ändern tut sich aber nichts.

Wird Ihre Arbeit im Haushalt von Ihrem Mann denn akzeptiert und gewürdigt?

Frau Franke: *Na ja, also er diskriminiert sie nicht. Angemessen würdigen kann er es gar nicht. Da müßte er erstmal eine Vorstellung davon haben, was es alles ist, ja?*

¹⁵ Insofern ließe sich Frau Bluhm auch der ersten Kategorie der stärker beziehungsorientierten Frauen zuordnen. Sie ist ein Beispiel für ein "Sowohl-als-auch", also für einen "Übergangsfall", wobei sie stärker noch als Frau Ebert, Frau Oswald, Frau Depner und Frau Manz Ansprüche auf Eigenständigkeit und berufliche Entwicklung formuliert.

Deshalb habe ich das ja mal aufgeschrieben, so wie im Tarifvertrag die Tätigkeitsmerkmale.

Was hat er denn dazu gesagt, daß Sie das...?

Er war schockiert und hat mir dann eine Rede gehalten, was für ein schlechter Mensch er doch eigentlich ist. (Lachen) Na ja, also in der Theorie sieht er das alles ein... (3945)

Ihr Mann hätte ohne sie keinen Freundeskreis, auch darum kümmert sich Frau Franke allein. Über diese Ungleichheit kommt es bei dem Ehepaar immer wieder zu Auseinandersetzungen. Es sei ihr "*Auseinandersetzungsthema*" (1303) in einer sonst - wie Frau Franke sagt - glücklichen Beziehung. Frau Franke ringt also mit ihrem Mann und hört nicht auf, von ihm eine Veränderung einzufordern. So versucht sie ihm nachzuweisen, daß er bei seinen beruflichen Planungen gar nicht erst davon ausgeht, daß er eine Familie und ein Baby hat, und wirft es ihm als Mangel an Organisation vor, wenn er sich keine Zeit für seine Familie nimmt. Schließlich - so ihre Argumentation - könne sie das auch, gute Arbeit leisten und sich trotzdem um die Familie kümmern.

Eine Veränderung ist dennoch nicht in Sicht. Frau Franke hat verschiedene Lösungsvarianten, um doch irgendwie alles wieder zusammenzubringen. Sie hat eine Tagesmutter für die kleine Tochter, und die beiden anderen Kinder bringt sie in Betreuungseinrichtungen. Frau Franke hat vorübergehend ihre Arbeitszeit stark reduziert, sie hat eine Putzhilfe engagiert, und ihre Mutter springt auch mal ein, wenn sie Abend- oder Wochenendtermine hat. Über ihre jetzige Situation und Belastung sagt Frau Franke:

***Frau Franke:** Na ja, ich finde es ja... empfinde es ja deshalb als Belastung, weil es so ungerecht ist. Weil ich sehe, ich muß alles dransetzen und mein Mann nicht. Das ist die Belastung. Das ist nicht, daß ich die Arbeit scheue, damit könnte ich leben, sondern daß... daß ich es ungerecht finde und... Na ja gut, mein Mann sagt immerhin, du nimmst dir ja die Freiheit und besuchst deine Freundin. Aber wenn ich sage, wenn ich jede Woche mal dort bin und du dafür fünf Abende in der Woche unterwegs bist, weil du arbeitest, da kann ich ja nur sagen, daß ich intelligenter bin, also... (-) Die Belastung ist eigentlich die Beziehung, in der man drinsteckt, ne. Und nicht die Arbeit, die es jetzt macht, Windeln zu wechseln oder Essen zu kochen.(3622)*

Frau Franke hat auch in ihrer ersten Ehe die gleiche Konstellation erlebt: Ihr Mann machte fast nichts, sie fast alles im Haushalt, Auseinandersetzungen halfen nicht viel. Daß sie das Babyjahr allein in Anspruch nahm, war normal und wahrscheinlich auch eine Flucht vor der ungeliebten Arbeit als Lehrerin. Sie sagt aber auch im Rückblick, daß sie sich geändert habe und bewußter geworden sei, vor allem durch ihre Erfahrungen, die sie inzwischen als Frau gemacht habe (4206).

Insgesamt hat also Frau Franke trotz ähnlicher Situation eine ganz andere Strategie gewählt als Frau Bluhm. Während Frau Bluhm die Auseinandersetzung und damit aber zugleich das Beharren auf ihre Gleichrangigkeit und Anerkennung scheut, ist gerade das Frau Franke wichtig, auch wenn ihr Kampf um Selbstbehauptung nicht dazu führt, daß sich wirklich etwas ändert. Das stellt jedoch eine Basis für Veränderung und Anerkennung her, während Frau Bluhm diese Hoffnung offenbar schon längst, vielleicht schon von vornherein begraben hat. Zwischen beiden Frauen läßt sich ein Unterschied auch

darin erkennen, daß sie verschieden mit weiblichen Identifikationsmustern umgehen. Während Frau Bluhm offenbar ganz unreflektierten, klassischen Mustern nachgeht, reflektiert Frau Franke diese Muster und stellt sie in Frage. Aus Frau Frankes Äußerungen zur Gleichberechtigung wird deutlich, daß sie Bindungen und Unabhängigkeit ganz bewußt auf eine Stufe stellt. Im Gegensatz zu den meisten anderen interviewten Frauen geht sie zugleich davon aus, daß ihr Partner grundsätzlich ebenso zur Fürsorge fähig wäre wie sie selbst.

Der Beruf - Abwehr von Vereinnahmung

Beide Frauen machen deutlich, daß der Beruf zwar einen hohen Stellenwert in ihrem Leben besitzt, er sie aber zugleich in ihrer familialen Orientierung und bei den privaten Bedürfnissen nicht über ein bestimmtes Maß hinaus beschränken soll. Und beide sind in einer familialen Situation, die unausweichlich macht, beruflich Abstriche zu machen. Sie greifen angesichts ihrer konkreten Lage im Hinblick auf ihre berufliche Entwicklung auf Formen einer Temporalisierung zurück, ähnlich wie Frau Hein. Das wäre in der DDR nicht im gleichen Maß möglich gewesen, allerdings auch nicht in gleichem Maße nötig gewesen. Beide Frauen begrüßen diesen Lösungsweg, vor allem weil sie damit den Bedürfnissen ihrer Kinder besser gerecht werden können.

Für Frau Franke ist mit der Wende aus ihrer Sicht eine Verbesserung ihrer beruflichen Situation eingetreten. Ihre Berufsbiographie ist ja von Begrenzungen und Behinderungen gekennzeichnet gewesen, sowie von der Weigerung Frau Frankes, sich den politischen Gegebenheiten in der DDR anzupassen. Sie findet ihre jetzige Arbeit deshalb im Gegensatz zu den Berufstätigkeiten, die sie in der DDR ausgeübt hat, interessant, spannend und herausfordernd. Zu ihren Aufgaben gehören die Mitgliederbetreuung, Beratung in juristischen Fragen sowie Informations- und Aufklärungsarbeit unter den Gewerkschaftsmitgliedern. Besonders würdigen kann Frau Franke die Möglichkeit, jetzt autonom und selbstbestimmt arbeiten zu können. Sie empfindet ihre Aufgabe inhaltlich als sehr anspruchsvoll. Auch daß sie besonders nah dran ist an gesellschaftspolitischen Fragestellungen und Veränderungsprozessen sowie den Problemen in der Arbeitswelt, fasziniert Frau Franke. (863)

Ungeachtet dessen wahrt Frau Franke den Abstand zum Beruf. Sie bezeichnet ihre Einstellung zu ihrer Berufsarbeit an einer Stelle auch als "*Haßliebe*" (839). Denn auch wenn ihr die Arbeit auf der einen Seite Spaß macht und sie sich damit identifizieren kann, so empfindet sie sie andererseits als zermürbend und aufreibend. Sie beklagt sich über den ständigen Zeitdruck, der es niemals zuließe, sich in eine Sache zu vertiefen bzw. etwas wirklich zu Ende zu führen. Und der Streß drohe auch, ihr privates Leben einzuschränken. Aus diesen Gründen, und nicht nur wegen ihres Kindes, will Frau Franke lieber in Teilzeit arbeiten:

Frau Franke: Ja, sie ist streckenweise auch... also unglaublich zermürbend, ja? Und, und frißt auch viel auf. Und ich... ich arbeite jetzt nicht nur wegen meinem Kind Teilzeit, ich glaube, ich habe mich überhaupt entschlossen, noch ein drittes Kind zu krie-

gen, weil ich es dermaßen satt habe dieses Vollzeitarbeiten, ja? Also nicht als... weil ich nicht auch so hätte in Teilzeit gehen können. Ich wollte das Kind natürlich nicht nur wegen der Arbeit, aber... irgendwie raus aus diesem... also wo man nur noch zehn Stunden am Tag arbeitet. Ich habe auch Angst, daß meine beiden anderen sehr viel zu kurz kommen, ja? Und das frißt einen dann so auf, also man wird so richtig einseitig, ja? Man kann überhaupt nichts mehr anderes denken. Ich habe dann gemerkt, daß ich Kontakte zu Freunden richtig abgebrochen hatte und mich nicht mehr gemeldet hatte, und immer keine Zeit hatte, wenn die was gemacht haben, also... Das ist die negative Seite und die positive ist, daß es also... unheimlich nah dran ist an den Sachen.(844)

Frau Franke kann sich auch vorstellen, beruflich irgendwann etwas Neues zu beginnen, z.B. ein Studium, aber erst, wenn ihre Kinder sie in Zukunft nicht mehr so brauchen werden.

Frau Bluhms Situation wird sich, wie bereits deutlich wurde, sehr schwierig gestalten, wenn sie nach dem Erziehungsurlaub wieder ihre Arbeit im Krankenhaus aufnimmt. Sie muß einerseits zusehen, wie sie den Bedürfnissen ihrer Kindern gerecht wird, andererseits aber ihrer anstrengenden, verantwortungsvollen und mit Abenddiensten verbundenen Arbeit nachgehen. Dabei hat sie keine andere Wahl, weil sie ihre Fachärztinnenausbildung beenden muß. In Teilzeit ist dies nicht möglich bzw. würde das ihre Ausbildung noch verlängern, was sie angesichts der schlechten Arbeitsmarktlage für Ärzte als prekär einschätzt. Frau Bluhm baut, wie wir gesehen haben, zur Lösung dieses Problems weniger auf die Unterstützung ihres Mannes, als auf die Hilfe ihrer Eltern, Schwiegereltern und der Tagesmutter.

Für die Zeit nach der Ausbildung verfolgt Frau Bluhm ganz bestimmte berufliche Ziele. Sie möchte am liebsten in einer ambulanten Praxis in Teilzeit arbeiten. In der Klinik, wo sie jetzt tätig ist, möchte sie jedoch auf keinen Fall bleiben. Abgesehen davon, daß gar keine Assistentenstellen frei werden, würde Frau Bluhm das auch nicht wollen, weil sie nicht gerne operiert und ihr die konkreten Bedingungen und der Umgang mit den Patientinnen nicht gefallen. Zudem erwartet sie auch in Zukunft keine große Entlastung seitens ihres Mannes, so daß sie sich den hohen Leistungsanforderungen einer Klinik gar nicht erst aussetzen möchte. Statt dessen baut sie auf ein entsprechendes Angebot von einer Studienkollegin, die ebenfalls zwei Kinder hat und in deren Arztpraxis sie mitarbeiten könnte. Dort arbeitet sie bereits jetzt einmal die Woche nachmittags, um sich weiterzubilden und überhaupt während des Erziehungsurlaubs nicht ganz aus ihren fachlichen Bezügen rauszukommen. Gerne würde Frau Bluhm auch in Zukunft die von ihr positiv empfundenen Veränderungen in ihrem Beruf nutzen und sich eventuell psychotherapeutisch weiterbilden. Auf jeden Fall wird an Frau Bluhms Schilderungen deutlich, daß sie eigene berufliche Wege verfolgt, daß dabei aber das bestimmende Moment nicht allein Erfolg und Karriere sind, sondern vielmehr eine Orientierung an Inhalten und an dem Wunsch, nebenher noch Zeiträume für andere Dinge in ihrem Leben zu haben. Ob ihr eine berufliche Etablierung gelingen wird angesichts ihrer Strategie, ihrem Mann völlig einseitig die Konzentration auf seine berufliche Entwicklung einzuräumen, wird sich erst in der Zukunft herausstellen.

Frau Gerhard: Beruflicher Erfolg und Selbstverwirklichung

Kurzbiographie Frau Gerhard:

Frau Gerhard ist 1962 geboren, sie hat zwei Söhne im Alter von 9 und 12 Jahren und sie ist seit 1990 geschieden. Von Beruf ist Frau Gerhard Erzieherin, seit Ende 1990 arbeitet sie jedoch als gewählte Personalrätin. Inzwischen lebt Frau Gerhard wieder mit einem Mann zusammen, den sie 1991 kennengelernt hat. Er hat einen Fachschulabschluß als Elektromonteur, arbeitet aber als Kraftfahrer bei der Stadtverwaltung. Frau Gerhards Mutter hat als Lohnbuchhalterin gearbeitet, ihr Vater war Ingenieur. Sie hat einen Bruder, der acht Jahre jünger ist als sie. Frau Gerhard hätte gerne das Abitur gemacht, was ihr aber verwehrt wurde, weil ihr Vater seine kritische politische Einstellung zur DDR-Politik offen äußerte. Ursprünglich wollte Frau Gerhard entweder in die Tierforschung gehen oder Ingenieurin werden, was sich aber ohne Abitur nicht realisieren ließ. Weil ihr auch der Umgang mit Kindern Spaß machte, entschied sich Frau Gerhard dann für den Beruf der Erzieherin. Mit zwanzig beendete sie ihre Ausbildung und wurde zum ersten Male Mutter. Ihren Freund und späteren Mann lernte sie mit 18 Jahren innerhalb der oppositionellen Kirchenbewegung kennen, in der sie sich schon während ihrer Ausbildungszeit bewegte und später auch aktiv wurde. Mit 19 Jahren zog sie gegen den Widerstand ihrer Eltern mit ihrem Freund zusammen. 1985 heiratete sie, u.a. wegen des Ehekredites. 1986 brachte sie ihren zweiten Sohn zur Welt. Frau Gerhard bezeichnet ihren zweiten Sohn als "Kittungskind" - ihre Ehe kriselte bereits, als sie zum zweiten Mal schwanger wurde. Unterschiedliche Lebensansichten und die Gewalttätigkeit ihres Mannes brachten Frau Gerhard dazu, die Scheidung einzureichen. Nach der Scheidung 1989 lebte Frau Gerhard ein Jahr allein. Zweimal unterbrach Frau Gerhard ihre Berufsarbeit als Erzieherin wegen des Erziehungsurlaubs, beim ersten Kind für sechs Monate, beim zweiten 15 Monate. Nach der Geburt des zweiten Kindes arbeitete Frau Gerhard in Teilzeit bis zum November 1990. Dann wurde sie zur Personalrätin gewählt und arbeitet seitdem in einem Personalrat, der 3.500 Beschäftigte vertritt. Frau Gerhard bewertet die Wende als überwiegend positiv, insbesondere auf ihre eigene Lage bezogen. Dennoch betrachtet sie die Zunahme an sozialer Unsicherheit sehr kritisch, ebenso wie den ihrer Meinung nach wachsenden Konkurrenzkampf und die Vereinzelung der Menschen.

Der Beruf - Wunsch nach Selbstverwirklichung und sozialem Einfluß

Frau Gerhard befindet sich als einzige der balanceorientierten Frauen aktuell in einer Situation, in der der Beruf trotz ihrer Kinder deutlich in den Mittelpunkt gerückt ist. Ihre Berufsbiographie war - ähnlich wie bei Frau Franke - in der DDR von Behinderung geprägt. Sie durfte nicht auf regulärem Wege das Abitur machen, das Studium war ihr dadurch zumindest vorerst verwehrt.¹⁶ Der Beruf der Erzieherin stellte eher eine "Notlösung" (904) dar, bei der Frau Gerhard ihre Fähigkeiten und Potentiale nicht voll einsetzen konnte. Diese Behinderung hatte zur Folge, daß Frau Gerhard sich wenig für ihren Beruf interessierte und ihn eher pragmatisch handhabte als Form des Erwerbs. Sie kümmerte sich damals auch lieber um ihre Kinder und setzte beispielsweise nach der Geburt ihres zweiten Sohnes gegen großen Widerstand die Möglichkeit durch, in Teilzeit arbeiten zu können. Dabei ging es ihr darum, die extremen Arbeitszeiten - Früh-

¹⁶ Frau Gerhard erzählt, daß sie nach ihrer Ausbildung zur Erzieherin vielleicht die Möglichkeit gehabt hätte, sich weiterzuqualifizieren. Dann aber war sie bereits Mutter und hat ihre Berufswünsche deshalb zunächst zurückgestellt.

und Spätdienst im Kindergarten - zu vermeiden, um so den Bedürfnissen ihrer Kinder besser gerecht werden zu können. Da Erzieherinnen in ihrem Neubauwohngebiet rar waren, konnte sie das nur mit Hilfe von ärztlichem Attesten über die Erkrankung ihrer Kinder erreichen. In dieser Zeit, so Frau Gerhard, habe sie *"mehr außerhalb der Arbeit gelebt"* (1222). Und es sei eine schöne, ruhige Zeit gewesen. Ihren Wunsch, beruflich irgendwann etwas anderes zu machen und weiterzukommen, hatte sie aber auch damals nicht ganz aufgegeben. Er war nur zurückgestellt, vor allem der Kinder wegen.

Nach der Wende ergab sich für Frau Gerhard dann die Möglichkeit, ihren beruflichen Ehrgeiz zu realisieren. Sie war während der Umbruchphase gesellschaftspolitisch sehr aktiv und wurde wegen dieses Engagements zur Personalrätin gewählt. Während sie sich im Rahmen ihrer alten Berufsarbeit unterfordert fühlte, konnte sie in ihrer neuen Position endlich alle ihre individuellen Fähigkeiten einbringen und ausprobieren. Und sie konnte endlich auch eigenständig und eigenverantwortlich arbeiten und sich über ihre Arbeit selbst verwirklichen.

Frau Gerhard: Also, ich kann mir nicht vorstellen, irgendwo stumpfsinnig weiterhin meine Arbeit zu machen. Also das war damals schon beim Berufswunsch so gewesen, daß ich sag', also ich kann nicht an irgendeinem Teil da rumarbeiten oder sowas, ohne daß ich da auf jemanden einwirken kann, außer mit 'ner Feile oder so. Also ich muß schon irgendwie, entweder mit Menschen zu tun haben... Büro kam auch nicht in Frage, äh, ja, oder mit Tieren, also irgendwo, wo man so 'n Stück weit man sich selber finden könnte, ne? Ja, und das ist eigentlich, kommt es jetzt meinem Berufswunsch sehr entgegen, also auch so der... damals Erzieherin eben halt, wobei das eigentlich noch so 'ne Notlösung war, Erzieherin. Das war nicht der Top-Berufswunsch gewesen, damals. Aber jetzt eben, kann man sich noch, ein bißchen zumindestens, ja, wiederfinden, ne? (891)

Die Personalratstätigkeit verlangte und verlangt nach wie vor von Frau Gerhard einen überdurchschnittlichen Arbeitseinsatz. War es anfangs die Einarbeitung in ein neues Fachgebiet mit noch völlig unbekanntem, neuen rechtlichen und institutionellen Vorgaben, die diesen Einsatz verlangte, so kamen später neben der ständigen Einsatzbereitschaft für die Interessen der Kollegen noch viele Abendtermine und Weiterbildungen bzw. Seminare dazu. Oft nimmt Frau Gerhard auch Arbeit mit nach Hause, obwohl sie andererseits bemüht ist, beides strikt zu trennen und zu Hause möglichst nicht beruflich zu arbeiten. Immer wieder betont Frau Gerhard im Interview, daß sie ihren beruflichen Aufgaben nicht gerecht werden könnte, wenn sie nicht die Unterstützung ihrer inzwischen in Rente lebenden Eltern hätte, insbesondere aber wenn sie nicht auf die Unterstützung ihres neuen Partners bei der Kinderbetreuung und generell zurückgreifen könnte.

Partnerschaft und Familie - trotz der beruflichen Anspannung bleiben sie wichtig

Während Frau Gerhard sich früher, als sie noch als Erzieherin arbeitete, stärker um ihre Familie gekümmert hat als um ihren Beruf, ist es jetzt eher umgekehrt. Dabei hat Frau Gerhard aber kaum eine andere Wahl - entweder sie zeigt den für die Interessenvertre-

tung erforderlichen Einsatz, oder sie muß sich eine andere Arbeit suchen. Weil ihr die Arbeit jedoch Spaß macht und sie sich sowohl politisch als auch fachlich mit den Inhalten identifizieren kann, versucht Frau Gerhard sich diesen Bedingungen weitgehend anzupassen. Aus ihren Schilderungen wird jedoch zugleich deutlich, daß ihr das nicht ohne Probleme gelingt, denn sie klagt über ihre Zerrissenheit zwischen beruflichem Ehrgeiz und privaten Wünschen. (5584) Eigentlich kann sie sich auch vorstellen, weniger zu arbeiten, um anderen Wünschen mehr Raum geben zu können, z.B. auch um mehr Zeit für sich selbst zu haben. Das aber läßt sich nicht realisieren.

So versucht Frau Gerhard alles irgendwie zusammenzubringen, indem sie auf die Hilfe ihrer Eltern zurückgreift und Abstriche bei der Hausarbeit macht. Von zentraler Bedeutung für ihren Spagat ist jedoch, daß ihr Partner sie sehr unterstützt. So kümmert er sich um die Kinder, wenn sie nicht da ist,¹⁷ und er fühlt sich ebenso verantwortlich für die Familie und den Haushalt wie sie auch. Aus den Schilderungen Frau Gerhards läßt sich entnehmen, daß es zwischen beiden eine weitgehend egalitäre Arbeitsteilung gibt, auch wenn es nach wie vor für beide klassisch geschlechtsspezifische Schwerpunkte gibt. Von ihrem Partner bekommt Frau Gerhard auch "moralische" Unterstützung für ihr hohes berufliches Engagement: Er findet ihren Einsatz im Personalrat gut und kann auch ihren beruflichen Ehrgeiz akzeptieren.

Und für Ihren Partner ist das auch ganz selbstverständlich, daß er dann was mit den Kindern macht, da hat er überhaupt gar keine Probleme mit, daß er auch für die Familie da ist und sich da kümmert?

Frau Gerhard: *Weiß gar nicht, das war nie, nie, nie 'ne Diskussion oder nie irgendwie 'n Punkt gewesen, das war einfach so. (...) Also, ich kann mir vorstellen, daß das 'n Punkt war oder auch ist in... innerhalb unserer Beziehung, aber bei uns war das nie Gegenstand gewesen, daß das sein mußte oder daß das zum Problem wurde. Weil wir uns gegenseitig auch vertrauen und auch... er mich auch weiter fördert und sagt, na klar, mach' das doch weiter und das macht dir doch Spaß und was würdest du denn sonst machen? Du würdest auch nicht wieder zurückgehn in den Kindergartenbereich oder so. Also er kennt mich da schon, daß mir das eigen... also meine persönliche Zufriedenheit und mein Job ist ihm wohler, als daß er weiß, ich würde jetzt hier zu Hause sein, als Partner abhängig. So könnt' ich mit 'nem andren Mann, glaube ich, nicht machen. Also mit mein... wenn ich jetzt... ich 'n anderen Mann... jetzt mit meinem Ex-Mann würd' ich das nicht machen können. Der wär' da sehr... äh, Frau und äh, Kinder und, und Heim und Herd, das gehört alles so zusammen. (2255)*

Obwohl Frau Gerhard sich gar nicht so sicher ist, wie ihr Partner diese Differenz in ihrer Beziehung - denn sie arbeitet beruflich mehr als er - verarbeitet, scheint es tatsächlich so zu sein, daß er seine eigene berufliche Entwicklung nicht so wichtig findet.

Frau Gerhard: *Das war einfach so... wahrscheinlich wenn das einer macht, reicht das, also einer aus der Familie, können auch nicht beide machen, und war auch gar nicht so die, die, die, das Betätigungsfeld war auch gar nicht da gewesen. (...) ...das war ja auch damals so, wenn du den Sprung zur richtigen Zeit nicht geschafft hast, um aktiv zu werden, dann war der Zug eben halt abgefahren. Man hätte dann bloß dabei*

¹⁷ Hierbei hebt Frau Gerhard anerkennend hervor, daß er sich verantwortlich fühlt, obwohl es nicht seine Kinder sind, und daß er sich mehr um die Kinder kümmert als der leibliche Vater. (2127)

sein müssen im Nachrückerbereich oder irgendwo im, im Umfeld, um dann zu sagen, aha, da ist wieder so 'ne Lücke entstanden und da könnte ich jetzt sein. Aber wenn man nicht so, äh, aktiv und agil ist und von sich aus nach vorne drängt oder so... und das ist er nicht so unbedingt, sonst würden wir beide wahrscheinlich gar nicht so zusammen sein. Also es reicht, wenn einer ständig noch irgendwo anders guckt oder so, äh, braucht man schon ein Stück Gegenpartner dazu, oder Gegenpol, wo, wie so'n Auffangbecken, ne, daß man sich sagt, ist wieder Ruhe da oder so. (2198)

Wichtig ist für Frau Gerhard also, daß nicht beide zugleich stark belastet sind, sondern daß einer den ruhenden Pol spielt und sich mehr für das Familienleben engagiert und den anderen "auffängt". Hier wiederholt sich eine Situation, die bisher nur in der umgekehrten Variante auftrat, wo also der Mann sich beruflich entwickelt und die Frau zu Hause die Zeitdefizite ausgleicht und den Mann entlastet. Aber das scheint nur auf den ersten Blick eine einfache Umkehrung zu sein. Denn Frau Gerhard ist trotz aller beruflichen Anspannung bemüht, ebenso für ihre Kinder und den Partner dazusein. Sie verfällt nicht in das Handlungsmuster, das beispielsweise bei Herrn Ebert sichtbar wurde und auch in den Beziehungen von Frau Bluhm und Frau Franke deutlich war: nämlich sich ganz und gar aus der aktiven Partizipation an Familie und Fürsorge herauszuhalten. Frau Gerhard erhält ihren Anspruch, ebenso für die Familie da zu sein wie für ihren Beruf, so gut wie es geht weiterhin aufrecht. Sie fühlt sich nach wie vor für alles in der Familie verantwortlich, ruft z.B. an, wenn sie länger bleiben muß, und bittet ihren Partner darum, bei den Schularbeiten mit den Kindern auf bestimmte Dinge zu achten oder darum, schon mal das Abendbrot zu bereiten. Wenn sie zu Hause ist, dann kümmert sie sich zuvorderst um die Kinder und den Haushalt. Und sie findet es auf keinen Fall selbstverständlich, daß ihr Partner sehr viel für die Familie und den Haushalt übernimmt. Ausdrücklich und immer wieder würdigt sie ihn und sein Engagement. Die deutliche Anerkennung seiner Rolle in der Familie ist ihr also sehr wichtig. Offenbar führen Frau Gerhard und ihr Lebenspartner auch eine sehr enge, vertrauensvolle und liebevolle Beziehung, in der sie sich beide gegenseitig gut ergänzen und verstehen.

Gibt es Dinge, die Sie in an Ihrem Partner besonders schätzen?

Frau Gerhard: *Seine Ruhe... seine Liebe für uns... die Fürsorge, das Zuhörenkönnen... (-) ja, dieses, dieses... Sich-fühlen-für-uns, ne, ob wir, ob wir... also wir sind nicht verheiratet, aber wir leben wie, wie, wie... enger zusammen als Verheiratete oder sowas, also dieses Selbstverständliche bei uns zusammenzusein, das ist einfach... was ich genieße. Ich kann mich schon verlassen. Relativ, ja. (5238)*

Daß Frau Gerhard ihre Familie trotz allem beruflichen Engagement weiterhin sehr ernst nimmt, wird auch daran deutlich, daß die Arbeitsteilung weitgehend ausgewogen ist. Sie erwartet nicht, daß alles schon getan ist, wenn sie nach Hause kommt, sondern vielmehr daß sich ihr Partner ebenso kümmert und verantwortlich fühlt wie sie und darüber hinaus bei der Betreuung der Kinder einspringt, wenn sie länger arbeiten oder zu Lehrgängen muß.

Frau Gerhard ist froh, daß sie sich beruflich entwickeln konnte. Der Preis, den sie aber dafür bezahlen muß, ist, daß sie für sich selbst kaum Zeit hat. Wenn sie freie Zeit hat, dann verwendet sie sie für die Familie und den Partner. Aber ihr scheint die Mög-

lichkeit der Selbstverwirklichung und der Übernahme von Verantwortung durch den Beruf in dieser Phase ihres Lebens so wichtig zu sein, daß sie die extreme Belastung und den Verzicht auf eigene freie Zeit hinnimmt.

Frau Imhof und Frau Reuß: Ehekonflikte auf der einen, berufliche Zufriedenheit auf der anderen Seite

Kurzbiographie Frau Imhof:

Frau Imhof ist Grundschullehrerin, arbeitet aber seit der Wende als Erzieherin in einem Waldorfkinder- garten. Sie ist Mutter von zwei Söhnen im Alter von zwölf und sieben Jahren und lebt gerade in Schei- dung, also getrennt von ihrem Ehemann, der ebenfalls Lehrer ist. Frau Imhof ist 33 Jahre alt. Sie stammt aus einer Handwerkerfamilie: Der Vater ist selbständiger Bäcker gewesen, die Mutter hat im Geschäft mitgearbeitet. Zur Familie gehört noch der sieben Jahre jüngere Bruder Frau Imhofs. Nach ihrem Schul- abschluß mit 16 Jahren studierte Frau Imhof an einer Fachhochschule Grundschulpädagogik. Lehrerin zu werden war ihr Wunschberuf. Eigentlich hätte sie gerne Abitur gemacht und studiert, um Lehrerin in der Oberstufe zu werden. Aber auch ihr wurde nicht die Möglichkeit eingeräumt, einen höheren Schulabschluß zu erreichen, weil ihre Eltern selbständige Handwerker waren. Mit 20 Jahren schloß sie die Ausbildung ab und arbeitete als Lehrerin in einer Grundschule. Davor, mit 18, vollzog sie den Schritt zur Selbständigkeit und zog von zu Hause aus und mit ihrem Freund zusammen, der Schiffsbau- er war. Mit zwanzig wurde sie schwanger. Nach der Geburt blieb Frau Imhof sieben Monate zu Hause. Ihr Freund kam fünf Monate nach ihrer Entbindung zur Armee, weshalb Frau Imhof große Schwierig- keiten hatte, gleichzeitig zu arbeiten und sich um ihren Sohn zu kümmern. Während der Armeezeit lebte sich das Paar auseinander. Als ihr Freund wiederkam, trennte sie sich von ihm, und Frau Imhof lebte ein Jahr allein, bevor sie ihren jetzigen Ehemann über eine Zeitungsannonce kennenlernte. Er war ge- schieden und hatte zwei Kinder aus der ersten Ehe. Nach einiger Zeit zogen sie zusammen, ein Jahr nach dem Kennenlernen wurde Frau Imhof zum zweiten Mal schwanger. Als der gemeinsame Sohn acht Monate alt war, heiratete das Paar, auch weil die Eltern Frau Imhofs es dazu drängte. Als Frau Imhof nach dem Babyjahr wieder anfang zu arbeiten, war keine Stelle für sie als Lehrerin frei und sie mußte als Horterzieherin arbeiten. Wegen der starken Krankheitsanfälligkeit ihres jüngsten Sohnes stieg Frau Imhof aber sehr bald wieder aus dem Berufsleben aus: Ab September 1989 blieb sie wieder für zwei weitere Jahre zu Hause. Während dieser Zeit betreute sie noch ein weiteres Kind in Tagespflege, u.a. um damit wenigstens einen kleinen finanziellen Ausgleich für ihren Verdienstausschlag zu schaffen. Nach diesen zwei Jahren fand Frau Imhof unter den nunmehr gewandelten Bedingungen eine Stelle als Erzie- herin in einem neuen Waldorfkindergarten, der sich in der Nähe ihrer Wohnung befindet. Dort arbeitet sie seitdem in Vollzeit. Nach einer längeren Phase der Konflikte und Auseinandersetzungen mit ihrem Ehepartner entschloß sich Frau Imhof, sich von ihrem Mann zu trennen. Er ist seit ein paar Monaten ausgezogen. Die Wende und Vereinigung beurteilt Frau Imhof als teils gut, teils negativ. Als positiv empfindet sie die Zunahme an Freiheiten und an Möglichkeiten, die sie gleichzeitig als Ausgangspunkt für eine persönliche Entwicklung seit der Wende betrachtet. Als negativ empfindet sie die Probleme der Vereinigung, insbesondere die aus ihrer Sicht schwer zu überwindende kulturelle Differenz zwischen den beiden deutschen Ländern.

Kurzbiographie Frau Reuß:

Frau Reuß ist 1963 geboren. Sie ist gelernte Textilfachverkäuferin und arbeitet in einem großen Kauf- haus, das einer westdeutschen Kaufhauskette zugehört. Sie ist verheiratet mit einem Elektriker und

Mutter einer 11-jährigen Tochter. Frau Reuß' Mutter ist gelernte Näherin, arbeitete aber als Meßtechnikerin. Nach der Wende schulte sie zur Zahnarzhelferin um. Der Vater ist Nahrungsmittelingenieur und arbeitet auch heute noch in diesem Beruf. Nach dem Schulabschluß absolvierte Frau Reuß eine Lehre zur Textilfachverkäuferin. Von ihrem eigentlichen Berufswunsch der Säuglingsschwester ließ sie sich durch ihre Eltern abbringen. Danach qualifizierte sie sich zur Verkaufsstellenleiterin, konnte aber in der DDR nicht als Leiterin arbeiten. Statt dessen durfte sie neben ihrer regulären Arbeit in der praktischen Lehrlingsausbildung tätig werden. Sie bewarb sich zudem für ein Ökonomiestudium im Rahmen ihrer Beschäftigung, wurde jedoch abgelehnt. Mit 19 zog Frau Reuß von zu Hause aus. Sie wohnte zunächst alleine, später zog ihr Freund, von dem sie sich vorübergehend getrennt hatte, zu ihr. Frau Reuß wurde schwanger, mit 21 bekam sie ihre Tochter. Als die Tochter zweieinhalb wurde, heiratete Frau Reuß. Nach der Wende engagierte sich Frau Reuß im Betriebsrat, für den sie als gewähltes Mitglied nach wie vor neben ihrer Arbeit tätig ist. Sie absolvierte zudem eine Qualifikation zur ersten Verkaufskraft. Um als solche auch arbeiten zu können, bewarb sich Frau Reuß in einem anderen Kaufhaus. Über ihre Bewerbung ist noch nicht entschieden worden. In der Ehe kam es immer wieder zu Konflikten, weil Frau Reuß sich beruflich engagierte und qualifizierte. Von einer zunächst vereinbarten Trennung und Scheidung 1992 nahm das Paar wieder Abstand. Nach wie vor aber schwelt der Ehekonflikt. Frau Reuß begrüßte die Wende und Vereinigung zunächst, ist aber inzwischen ernüchtert. Viele ihrer Erwartungen hinsichtlich mehr Gerechtigkeit sieht sie enttäuscht.

Die zentrale Rolle des Berufes

Beide Frauen sind stark an ihrem Beruf interessiert. Beide suchen Selbstverwirklichung über den Beruf und identifizieren sich deutlich mit ihrer beruflichen Tätigkeit. Daran hat sich durch die Wende grundsätzlich nichts verändert.

Für Frau Imhof ist die Wende beruflich gesehen ein Glücksfall. Sie hatte sich noch 1989, also im Jahr der Wende, dazu entschlossen, für zwei weitere Jahre ihre Berufsarbeit zu unterbrechen, weil sie ihrem zweiten Kind die weiteren gesundheitlichen Beeinträchtigungen durch die Krippe ersparen wollte. Ihr jüngster Sohn war, wie der erste auch, durch den Krippenaufenthalt dauernd krank. Für diese Entscheidung mußte Frau Imhof den Widerstand der Behörden überwinden - man wollte nicht, daß sie ihre damalige Tätigkeit als Erzieherin unterbrach - und zugleich sehr große Nachteile in Kauf nehmen. Die Möglichkeit, als Lehrerin und Mutter für eine unbestimmte Zeit aus dem Berufsleben auszusteigen, war in der DDR nicht vorgesehen. In der Folge verlor Frau Imhof ihren Anspruch, nach der Unterbrechung im Schuldienst wieder tätig zu werden oder, wenn sie doch wieder hätte anfangen können, dann ohne die Anrechnung ihrer bis dahin zehnjährigen Berufstätigkeit. Frau Imhof nahm diese Nachteile bewußt in Kauf, weil ihr die Gesundheit ihres Kindes wichtiger war. Durch die Wende aber haben sich für Frau Imhof ganz neue Möglichkeiten ergeben, so daß die Nachteile, die ihr noch in der DDR bevorgestanden hätten, keine Relevanz mehr besitzen. Ihr wurde angeboten, in einem Waldorfkindergarten zu arbeiten. Dabei wurde sie von den Eltern, die diesen Kindergarten initiierten und aufbauten, angesprochen, u.a. weil diese Eltern von ihren pädagogischen Fähigkeiten überzeugt waren. Frau Imhof bezeichnet den Wechsel in einen Waldorfkindergarten als Glücksfall für ihr Leben. *"Und das war für mich eine Erfüllung, war ein Zufall gewesen und ich bin da auch sehr glücklich drum. Also, daß*

man sich endlich wirklich frei entfalten kann." (154) Sie habe schon immer in so eine Richtung gehen wollen, wie sie jetzt im Waldorfkindergarten praktiziert werde. "...und das ist eigentlich die Erfüllung für das, was ich eigentlich die Jahre immer so ein bißchen gesucht habe." (141)

Frau Imhof hatte sich schon in der DDR zu einer sehr unkonventionellen und unangepaßten Lehrerin, Frau und Mutter entwickelt. Nicht nur, daß sie darauf bestand, trotz aller beruflichen Nachteile mit ihrem Sohn länger zu Hause zu bleiben. Sie beschritt beruflich zunehmend eigenständige Wege, trotz der Ablehnung, die sie dadurch erfuhr.

Frau Imhof: *Ich habe schon zu Ostzeiten versucht, als Lehrer mein Ding irgendwo durchzuziehen. Es hat nicht allen gefallen, aber wie gesagt, man war jetzt nicht so aufsässig, daß man sagen... daß mir gesagt wurde, also wir kündigen Ihnen jetzt oder so, es blieb irgendwo im Rahmen. Es gab viele, die das sture Ding durchgezogen haben und ich muß sagen, ich denk heut' noch gerne an meine Pioniernachmittage. Ich hab' da nicht immer Pioniernachmittage oder so gemacht, weil oft so darüber hergezogen wurde. Man konnte auch damals schon schöne Sachen machen, das liegt wirklich an jedem selber, was er daraus gemacht hat. (3768)*

Sie hielt sich nicht so eng an die offiziellen pädagogischen Vorgaben, sondern gestaltete den Unterricht und die Pioniernachmittage bzw. Gruppennachmittage nach ihren eigenen Vorstellungen. *"Ja, ich bin ein bißchen angeeckt, wie gesagt, an der Schule, weil ich schon immer versucht hab, meinen eigenen Weg zu gehen. Und das war wirklich damals... damals schon mit Morgenkreis und Kerze auf dem Tisch und das war eben alles nicht möglich gewesen..." (456)*

Ihre Kinder nahm sie, wenn es sich einrichten ließ, zur Arbeit in den Unterricht oder zu den Nachmittagen mit. Dazu holte sie sie bewußt früher aus dem Kindergarten bzw. Hort ab, damit sie nicht den ganzen Tag dort verbringen mußten. Frau Imhof hat ein Jahr vor der Geburt ihres zweiten Kindes neben ihrer regulären Berufsarbeit mit verhaltensgestörten Kindern gearbeitet. Diese nahm sie auch mal mit nach Hause, um sie dort unter ganz anderen Umständen pädagogisch betreuen zu können.

Durch die Umgestaltungen im pädagogischen Bereich seit der Wende sind Freiräume entstanden, die den in der DDR noch als unkonventionell geltenden pädagogischen Ansichten Frau Imhofs sehr entgegenkommen. Die Erziehungsgrundsätze der Waldorfpädagogik scheinen sehr weitgehend mit ihren Vorstellungen übereinzustimmen. Sie kann zudem selbständiger arbeiten und entscheiden und es gibt auch generell mehr und bessere Möglichkeiten zur Kreativität bei der Arbeit mit den Kindern. Auch daß es jetzt Vorschulkinder sind, und nicht mehr Schulkinder, gefalle ihr besser. Ihre Arbeit im Waldorfkindergarten macht ihr, wie Frau Imhof sagt, *"extrem mehr Spaß"* (236) als ihre bisherigen Tätigkeiten als Lehrerin oder Horterzieherin.

Frau Imhof: *...wir sind finanziell ganz gut abgesichert im Kindergarten, weil wir 'ne gute Frau haben, die das Geld besorgt, sagen wir mal so (lacht). Wenn man den Kindern doch einiges bieten kann, also jetzt nicht... materielle Dinge oder so, gerade im künstlerischen Bereich, dann macht das schon wahnsinnig Spaß, aus den Kindern was rauszuholen und... ich würd' schon sagen, daß das an erster Stelle steht, daß man sich musisch, künstlerisch... daß man an viele Dinge auch einfach rankommt, an Hobbytheken oder an Hobbyläden oder so, was ja vorher absolut nie möglich war. Ich würd'*

schon sagen, daß sich das verändert hat. Und daß man nicht immer so vom Bezirksamt abhängig ist, also persönlich jetzt, im, im... wenn ich persönlich arbeite mit den Kindern. Wir haben unseren eigenen Rahmenplan in Abstimmung mit den Eltern. Also, diese Freizügigkeit ist schon irgendwo was Schönes. (415)

Frau Imhof ist offenbar mit Leib und Seele Pädagogin. Sie wollte auch von klein auf Lehrerin werden. Vor diesem Hintergrund und auf der Basis ihres Anspruches, ihr Leben nach eigenen Kriterien gestalten zu wollen, kann sie sich ohne große Probleme an die neuen Bedingungen anpassen und diese für ihre Ziele nutzen. Vor der Zukunft hat Frau Imhof keine Angst, sie hat deutliche Vorstellungen, wie sie ihre Tätigkeit ausbauen und auch in Zukunft gestalten kann. Und ihre Identifikation mit ihrer Arbeit geht so weit, daß sie gar nicht mehr so stark trennen will zwischen ihrem privaten Leben und dem Leben mit ihren Kindern. Sie integriert ihre Kinder wieder in ihre Arbeit, nimmt sie in den Kindergarten mit, bastelt und malt und musiziert auch mit ihnen zu Hause und bringt Kindergartenkinder mit nach Hause. Allerdings lassen sich ihre beruflichen Inhalte ja auch relativ leicht mit ihren Aufgaben als Mutter verbinden.

Daß sich Frau Imhof stark mit ihrem Beruf identifiziert, wird auch da deutlich, wo sie über ihre Entscheidung, mit ihrem Sohn zu Hause zu bleiben, spricht. Diese Entscheidung sei ihr sehr schwer gefallen, weil sie so gerne arbeite und ihren Beruf ernst nehme. Dennoch sei ihr die Gesundheit ihres Sohnes wichtiger gewesen. Frau Imhof würde sich auch gerne weiterbilden und qualifizieren. Diesen Wunsch stellt sie jedoch noch zurück, bis ihre Kinder älter geworden sind.

Frau Reuß' Berufsweg ist von großem Ehrgeiz und Willen zum Aufstieg gekennzeichnet. Sie möchte Verantwortung übernehmen, auf Dinge Einfluß nehmen und sich einbringen. Immer wieder hat Frau Reuß an Lehrgängen und Weiterbildungen teilgenommen, hat sich darum bemüht und die Nachteile, die damit verknüpft sind - z.B. abends nach der Arbeit und am Wochenende lernen -, offenbar bereitwillig in Kauf genommen. Sie sagt, daß sie die Herausforderung und das Gefühl, etwas erreichen zu können, brauche. (1782) Frau Reuß hat auch zehn Jahre lang Lehrlinge in der praktischen Ausbildung betreut. Ihr machte es Spaß, den Jüngeren etwas beizubringen, für sie verantwortlich zu sein und sich um sie zu kümmern. Als nach der Wende jedoch die praktische Ausbildung fast nur noch formal gehandhabt wurde, weigerte sich Frau Reuß, die Ausbildung weiter mitzutragen.

Frau Reuß: *...aber nächstes Jahr möcht' ich Französisch nochmal abends machen, einmal in der Woche. Und... ja wahrscheinlich brauch' ich immer irgendwas. Fahrschule hab' ich nun geschafft, und wenn ich nun nicht Erstkraft werde, (...) bemühen werd' ich mich immer drum, wenn 'ne Stelle frei wird, aber Betriebsrat mach' ich weiterhin. Allerdings ein bißchen kürzer treten, damit man nicht kaputt geht. Und wenn ich Erstkraft bin, werd' ich trotzdem beim Betriebsrat bleiben, weil ich ja gewählt bin. (1780)*

Nach der Wende wurde Frau Reuß auch für den Betriebsrat aktiv. Basis dieses Engagements ist nicht nur ihr Gerechtigkeitsgefühl, sondern wiederum ihr Bedürfnis, gestaltend und aktiv zu sein.

Frau Reuß hat nach der Wende sich zur "Erstkraft" ausbilden lassen. Als Erstkraft ist man verantwortlich für den Verkaufsbereich, leitet die Kollegen an und ist zuständig für die Kasse. Obwohl Frau Reuß diese Ausbildung mit sehr guten Leistungen abschloß, ist sie bei einer Bewerbung als Erstkraft in ihrem Bereich nicht berücksichtigt worden. Aus der Sicht Frau Reuß' sei das nicht zuletzt deshalb geschehen, weil sie für ihre kritische Betriebsratsarbeit bekannt gewesen sei:

Frau Reuß: ...hab' ich noch mal von vorne angefangen, ein Jahr lang Erstkraft-Schulung mitgemacht, Prüfung ablegen und so weiter. So, und die haben immer gesagt, na machen Sie mal, jetzt machen Sie erstmal, na und ich hab' immer gemacht und gemacht, ich dachte, na ja, wenn du alles so machst und gut bist, dann wirst du es auch mal schaffen, erste im Verkauf zu sein, war mein Ziel. (...) ...und dann wurde auch 'ne Stelle frei, aber durch meine Betriebsratsarbeit haben sie mir mal, natürlich unter vier Augen, gesagt - ohne Zeugen, und selbst wenn, ich hätte da eh nichts machen können - weil ich eben im Betriebsrat bin und mein Standpunkt eben zu sehr klar liege, hab' ich die Stelle nicht gekriegt, obwohl ich 15 Jahre bei Wäsche gearbeitet hab', haben sie einfach 'ne andere eingesetzt, die gar nicht dort in der Abteilung war. Und das war eigentlich das Schlimmste, was ich so an Ungerechtigkeit... da hatte ich lange mit zu tun. Ja, sie haben gesagt, na wenn sie ni... sie also im Prinzip genauso wie im Osten, muß ich sagen. Wer im Osten eben politisch anders gesinnt war, hat kein Studiumsplatz gekriegt, wer nicht in der Partei war. (...) Ja, und leider haben sie mich vielleicht ein bißchen auch schon so weit, daß ich nicht ganz mehr so... also ich überleg' mir vorher, was ich sage, ja? Und ich muß einfach, äh, auch lernen, auch wahrscheinlich nicht zu denken, ich kann die ganze Welt verändern (lacht kurz), na ja, oder das ganze Kaufhaus oder... (-) Also ein bißchen ruhiger bin ich schon getreten, also ich habe jetzt das Ziel, das erstmal zu machen, Erstkraft zu schaffen, dafür hab' ich jahrelang auf der Schule gesetzt... gesessen, auch noch nach der Wende mich abgemüht, abends bis nachts um zwölf gelernt und ich änder' sowieso alleine nichts dran. Aber ein bißchen will ich trotzdem, aber wahrscheinlich nicht ganz so, mit so 'ner großen Klappe wie bisher. (170)

Frau Reuß hat sich innerhalb der Betriebsratsarbeit etwas zurückgenommen, aber ganz aufgeben will sie ihr Engagement trotzdem nicht. Kämpferisch sagt sie, daß sie sich nicht kleinkriegen lassen wolle. Nachdem sie eine Wahlperiode im Betriebsrat ausgelassen hatte, ließ sie sich doch wieder aufstellen und wurde auch gewählt. Nur versucht sie jetzt einen Mittelweg zu gehen und mehr Kompromisse zu machen, anstatt alles sofort erreichen zu wollen.

Trotz dieses hohen beruflichen und sozialen Engagements versucht Frau Reuß dennoch genauso für ihre Familie, vor allem die Tochter, dazusein. Sie sagt, daß ihr Beruf zwar ihr "Ein und Alles" (6062) ist, aber dieses Engagement geht eben nur so weit, wie sie es noch mit ihrer Mutterschaft vereinbaren kann. Allerdings hat Frau Reuß sich ganz bewußt für nur ein Kind entschieden. Sie wußte, daß ein weiteres Kind sich nur schlecht mit ihren beruflichen Ambitionen zusammenbringen ließe. Entscheidend ist aber auch, daß ihr Mann sich ebenso für die Tochter verantwortlich fühlt. Er kümmerte sich um die Tochter, wenn Frau Reuß an Weiterbildungen und Abendveranstaltungen teilnahm, sowie wenn sie Abenddienste als Verkäuferin hatte. Dennoch hat diese Übereinstimmung mit ihrem Mann offenbar eine Grenze.

Partnerschaft: Unlösbare Konflikte

Der Wunsch nach Gegenseitigkeit und Anerkennung in partnerschaftlichen Beziehungen ließ sich in den Ehen beider Frauen nicht verwirklichen. In beiden Fällen sind die Frauen an die Grenze des Verständnisses ihrer Männer gestoßen, die Eigenständigkeit ihrer Partnerinnen zu akzeptieren. Während Frau Imhof die Trennung nach heftigen Auseinandersetzungen über eineinhalb Jahre schon durchgesetzt hat, vermeidet Frau Reuß diese noch wegen ihrer Tochter (5000).

Frau Imhof ist froh darüber, daß sie jetzt wieder allein ist. Im nachhinein sehe sie, daß von Anfang an zu wenig Übereinstimmung zwischen ihrem Mann und ihr vorhanden war. Beide hätten sie ganz unterschiedliche Lebensansichten und Ansichten über pädagogische Fragen. Ebenso gab und gibt es hinsichtlich der Erziehung der eigenen Kinder zwischen beiden große Differenzen. Herr Reuß hatte beispielsweise kein Verständnis dafür, daß seine Frau verhaltensgestörte Kinder mit nach Hause brachte. Auch daß sie zwei Jahre wegen des gemeinsamen Sohnes zu Hause geblieben ist, hat Herr Imhof nicht befürwortet, unter anderem, weil das Geld dadurch sehr knapp war. (1200) Statt dessen wäre ihm lieber gewesen, wenn seine Frau weitergearbeitet hätte. Auch für ihren Wunsch, wegen der Kinder in Teilzeit zu arbeiten, zeigte er kein Verständnis. Frau Imhof schildert, wie sich das gegenseitige Mißverstehen durch die neue Arbeit ihres Mannes als Schuldirektor noch weiter vertieft habe.

Frau Imhof: Wir sind total beide... haben uns ganz anders entwickelt, also... ich mehr dieses Freie, und er, wie gesagt... (...) also... er ist Direktor. Ich hab's eigentlich auch befürwortet und hab' auch immer wieder zurückgesteckt irgendwo, und hab' gesagt, Mensch, arbeite Dich erst ein, und... aber diese Führungsposition irgendwie... und er hat ja auch mehr Kollegen unter sich, also da gab's immer zwischen uns Reibereien, wenn er sah, so wie wir dort gearbeitet haben, da sah ich, wie er dort gearbeitet hat, ist doch ein Unterschied wie Tag und Nacht, ne. (1069)

Als ihr Mann noch als Lehrer - direkt in der Praxis - gearbeitet hat, hätten sie sich noch besser verstanden. Jetzt dagegen hätten sie beide unterschiedliche Wege eingeschlagen und die Differenzen seien dadurch noch deutlicher hervorgetreten.¹⁸ (1157) Was dem Ehepaar Imhof für ein weiteres Zusammenleben fehlte, war gegenseitiges Verständnis und wechselseitige Akzeptanz sowie die Anerkennung als spezifische Personen. Um Fragen der Arbeitsteilung oder Rücksicht auf berufliche Beanspruchung ging es dagegen kaum. Vielmehr hat Frau Imhof ihren Mann zunächst ganz bewußt freiwillig unterstützt, damit er sich beruflich entwickeln konnte. (1146) Dabei hatte Frau Imhof ebenso wie Frau Bluhm die Vorstellung, daß es seit der Wende ganz wichtig sei, daß die Familie finanziell abgesichert bleibt, und daß dafür in erster Linie der Mann zuständig sei - eine ganz traditionelle Vorstellung also. Dennoch mündete diese traditionell anmutende Vorstellung nicht in eine Selbstaufgabe zugunsten ihres Mannes. Vielmehr ist es Frau Imhof ganz pragmatisch darum gegangen, finanziell abgesichert zu sein, um zunächst

¹⁸ Welche Streitpunkte bzw. welche Differenzen es im einzelnen und konkreten waren, darüber äußert sich Frau Imhof eher vage, so daß sich nur allgemein sagen läßt, daß es sich vor allem um fachlich-inhaltliche Differenzen handelte.

den Kindern besser gerecht werden zu können. Danach wollte sie wieder stärker ihrem Beruf nachgehen. Ein solches Arrangement wollte ihr Mann aber offensichtlich nicht mittragen. U.a. stritt sich das Paar dabei auch um Geld. Herr Imhof konnte den Einsatz seiner Frau für die Kinder also nicht als Entsprechung zu seinem beruflichen Engagement sehen.

Frau Imhof hat auch weitere, sehr traditionell anmutende Vorstellungen. Aus ihrer Sicht gehören Kinder zu ihrer Mutter und aus ihrer Sicht ist es ideal, wenn die Mutter mit den Kindern drei Jahre zu Hause bliebe. Aus diesem Grund ist es für sie auch ganz selbstverständlich gewesen, daß sie mit den Kindern im Babyjahr zu Hause blieb. Sie wollte diese Zeit von vornherein nicht mit ihrem Partner teilen. Sie hätte ihm das auch gar nicht zugetraut, abgesehen davon, daß er gar nicht auf die Idee gekommen wäre, eine Teilung zu beanspruchen.

Frau Imhofs Vorstellungen einer komplementären und trotzdem gleichrangigen Aufgabenteilung sind jedoch nicht aufgegangen. Ihr Mann lehnte diese Vorstellungen nicht nur ab, sondern für ihn zählte offenbar der Einsatz seiner Frau für die Kinder und die Familie nichts, auch nicht, daß sie im Austausch gegen die finanzielle Absicherung ihn von häuslichen Verpflichtungen entlasten wollte.

Über Frau Imhofs traditionelle Geschlechtsrollenmuster läßt sich sagen, daß diese für sie begrenzende Auswirkung hatten. Aber das Sich-Fügen in traditionelle Muster hatte genau da sein Ende, wo von ihr Selbstaufgabe verlangt wurde bzw. wo sie ihre Vorstellungen von einer guten Mutter und Erzieherin nicht anerkannt sah. In so einem Fall bleibt ihr nur der Ausweg, lieber allein zu leben. Frau Imhof ist ein Beispiel dafür, daß das Festhalten an traditionellen Arbeitsteilungs- und Rollenmustern nicht unbedingt in Selbstaufgabe münden muß. Entscheidend sind vielmehr die konkreten Motive, weshalb auf diese Muster zurückgegriffen wird. Bei Frau Imhof spielte in dieser Hinsicht sicherlich auch die Ausrichtung an normativen bzw. verinnerlichten Vorgaben eine große Rolle. Dennoch ist ihre Handlungsweise ebenso und vielleicht noch mehr von einem pragmatischen Eingehen auf Verhältnisse bestimmt, die Männern bessere Möglichkeiten des Geldverdienens bieten. Vor diesem Hintergrund finanzieller Absicherung durch den Partner entsteht der Raum, um auch den realen Bedürfnissen ihrer Kinder gerecht werden zu können, die bei einer Berufsarbeit beider Eltern sonst leiden würden. Es ist ein auf konkreten Erfahrungen aufbauender, selbstbewußter und reflektierter Umgang mit Verhältnissen, in denen die Bedürfnisse und Bindungen sonst davon bedroht sind, immer zu kurz zu kommen. In Frau Imhofs Augen stellt ihr Engagement für ihre Kinder eine Notwendigkeit dar, die ebenso der Anerkennung und Würdigung bedarf wie berufliches Engagement. Ganz selbstbewußt fordert Frau Imhof diese Anerkennung von ihrem Mann auch ein.

In Frau Reuß' Ehe ist es so, daß ihr Mann sie zwar unterstützt und sich ebenso wie sie um die Tochter kümmert und auch im Haushalt sehr viel übernimmt. Aber seine Unterstützung hat eine bestimmte Grenze. Er möchte zwar, daß seine Frau arbeitet und Geld verdient und bis zu einem gewissen Grade auch selbständig ist. Aber mit dem beruflichen Ehrgeiz und sozialpolitischen Engagement seiner Frau kommt er überhaupt nicht zurecht.

Frau Reuß: *Er fing eben wieder an eben so zu klammern. Er wollte eben... dann hieß es eben, äh, auch Lehrgänge... solange sie in [Stadt A] waren, gut. Aber dann war das eben vom Betriebsrat eben nach Villingen und Olsberg hinter Kassel, und dann, äh, drei Tage. Na, dann war ja Chaos, da war Chaos. Da hab' ich gesagt, Du, Peter, ich fahre. Na dann sagt er, nee, Du fährst nicht, Du... Und das Schlimmste ist, daß er von meiner Mutter ja dann noch Unterstützung hatte. (...) Und dann kriegt man auch Einladungen... Na ja, der ganze Ablauf eben, das gemütliche Beisammensitzen, ist ja abends, ja? Und das hat ihn eben maßlos gestört. Aber ich bin trotzdem gefahren. Und dann gibt's dann eben Reibereien. (4805)*

Offenbar hat Herr Reuß große Angst, seine Frau zu verlieren, wenn sie zu viele Freiheiten hat. Aber auch die Tatsache, daß seine Frau ehrgeiziger und erfolgreicher ist als er selbst, scheint für ihn ein Problem zu sein.

Frau Reuß: *Er braucht eben 'ne Frau, die so ist, wie man eigentlich 'ne Frau zu sein hat. Für den Mann da in erster Linie. Na gut. So, und dann kam er, hatten wir uns ja, doch versöhnt, hat dann gesagt, 'Gut, ich laß' sie dir! Ich kann nicht ohne dich leben', pi pa po, 'ich lasse dir deine Freiheiten!' So. Also... gut. Hatt' ich mir dann auch genommen und durch meinen Lehrgang, ist ja vielleicht auch schwer für einen Mann, wenn sich immer die Frau qualifiziert und er nie. Aber er wollte ja nie. Ich habe gesagt, 'Mensch, Peter, studiere'. Sagt er, 'Ach, mit Mathe und so', sag' ich, 'Na und, mein Vater ist toll in Mathe und der hilft Dir und...' Aber das lag auch an ihm, er wollte eben nicht. Er hatte nicht den Willen. (4742)*

Frau Reuß erzählt auch, daß sich ihr Mann und sie politisch auseinanderentwickelt hätten. Während sie sozial engagiert ist, habe ihr Mann eher konservative Ansichten und sei auch ausländerfeindlich. Wegen ihrer unterschiedlichen Ansichten und Erwartungen ist es immer wieder zu Konflikten zwischen den Reuß' gekommen, bis hin zu Erpressungsversuchen seitens ihres Mannes, der ihr androhte, ihr nach einer Scheidung das Sorgerecht für die Tochter streitig zu machen, weil sie ja doch nur für ihren Beruf da sei. Damit aber hat ihr Mann in den Augen von Frau Reuß die Grenze überschritten. Das Vertrauen zwischen ihnen beiden sei für sie zerstört. Zudem habe er so sein Unverständnis und die fehlende Akzeptanz für sie endgültig unter Beweis gestellt. Für Frau Reuß ist damit die Ehe eigentlich zu Ende, sie läßt sich nur wegen der Tochter nicht scheiden. Zugleich beschreibt Frau Reuß, wie sie angesichts dieser Konflikte mit ihrem Mann und auch wegen der Auseinandersetzungen in ihrer Betriebsratsarbeit sich viel stärker entwickelt habe und noch eigenständiger geworden sei.

Zusammenfassung der Ergebnisse der Inhaltsanalyse

Das Hauptaugenmerk der inhaltsanalytischen Auswertung lag auf dem Lebenszusammenhang von Familie und Beruf, auf der Paarbeziehung und den sich darin entfaltenden sozialen Geschlechterbeziehungen. Ebenso war die Rolle des Berufs für das Leben der Frauen Gegenstand der näheren Analyse. Anhand von konkreten Handlungsweisen sollte dabei die subjektive Gestaltung des Lebens in einem sich wandelnden sozialen Rahmen betrachtet werden sowie die sich dabei entfaltenden Widersprüche, Bedürfnisse, Konflikte. Es ging auch darum, verdeckte Zusammenhänge sichtbar werden zu lassen, die entweder zu innovativen Handlungsweisen der Individuen führen oder auf Potentiale zur Veränderung aufmerksam machen. Und es ging auch darum zu rekonstruieren, wie die Geschlechterhierarchie von der individuellen Ebene aus betrachtet sich in der DDR immer wieder reproduzieren konnte bzw. heute, nach der Wende, ungebrochen reproduziert wird.

Deutlich wurde zunächst, daß es große Unterschiede sowohl hinsichtlich der konkreten Lage der Frauen, als auch in bezug auf ihre Handlungsweisen im Umgang mit ihrer Situation gab. Auf der Grundlage der Ergebnisse der hermeneutischen Analyse ließ sich dabei eine Unterscheidung und Zuordnung nach drei idealtypischen Orientierungs- oder Handlungsmustern vornehmen: den bindungs-, autonomie- und den balanceorientierten Handlungstypen.

Die Beispiele von Frau Depner und Frau Manz, die sich dem stärker beziehungsorientierten Handlungstypus zuordnen lassen, machten zunächst einmal nachvollziehbar, daß und wie sich traditionelle Beziehungsformen erhalten haben. Beide Frauen lösten Probleme, die in der DDR durch marginalisierte, gleichwohl unabweisliche Fürsorgebedürfnisse in der Familie entstanden waren, durch eine klassisch polarisierte Aufgaben- und Rollenteilung in der Ehe und Paarbeziehung. Dieser bereits vor der Wende gewählte Lösungsweg wurde angesichts der sozialen Veränderungen noch naheliegender als zuvor. Und das bedeutete für diese Frauen vor allem, im Berufsleben mit viel größeren Problemen konfrontiert zu sein als noch in der DDR. Während in der DDR Erwerbsarbeit immer zur Verfügung stand, bedeutete die Verknappung von Erwerbsarbeit nach der Wende, mehr Zeit investieren und sich stärker engagieren zu müssen, um den beruflichen Status halten zu können. Diese Auswirkung der Wende wurde auch schon bei Frau Ebert und Frau Oswald sichtbar. Es waren jedoch nur Frau Depner und Frau Oswald in der Lage, sich diesen Veränderungen anzupassen. Gegenüber den anderen beiden Frauen verfügten sie über individuelle Potentiale wie Lernbereitschaft und -fähigkeit, Flexibilität oder - im Falle Frau Oswalds - eine höhere Qualifikation, die angesichts der neuen beruflichen Anforderungen aktiviert wurden. Von Bedeutung für die Lage dieser Frauen nach der Wende erwies sich auch das Alter der Kinder bzw. der Grad ihrer Selbständigkeit - eine hoher Betreuungsbedarf verschärfte die beruflichen Probleme zusätzlich. Auch die Interaktion mit den Ehepartnern spielte eine Rolle. Wenn trotz der komplexen Beziehungsstruktur beide Seiten sich in ihren differenten Rollen anerkannten, so konnte dies auch eine Basis für einen Freiraum bilden, sich allmählich oder

auf eine spezifische Weise an die neuen Berufsanforderungen anzupassen, wie Frau Oswalds Beispiel zeigte.

Während Frau Depner sich auf der Basis von tatsächlich traditionellen Deutungs- und Entscheidungsmustern stark auf die herkömmliche Frauenrolle bezog, die sie aus ihrer Erziehung und Herkunftsfamilie mitbrachte, war es bei Frau Manz eher der Wunsch, für ihren Mann bzw. Partner sowie vor allem die Kinder dasein zu wollen. Beide Frauen bevorzugten eine weitgehend undurchlässige innerfamiliäre Arbeitsteilung, wobei Frau Depner mehr aus Tradition auf der Trennung von männlichen und weiblichen Wirkungsbereichen beharrte (*"er hat seins, ich habe meins"*), Frau Manz dagegen ihren Einsatz für den Haushalt und die Familie als Ausgleich für den Unterhalt durch ihren Partner betrachtete (*"das ist alles super"*). An ihrem Umgang mit dieser Arbeits- und Rollenteilung änderte sich durch die Wende nicht viel.¹⁹ Die Erwerbs- und Berufstätigkeit beider Frauen spielte und spielt keine wesentliche Rolle dabei, die hierarchisch-komplementäre Struktur innerhalb der Beziehung zu ihren Männern zu verändern.

Nimmt man alle vier Fälle aus der beziehungsorientierten Kategorie zusammen, so wird deutlich, daß ihre starke Hinwendung zur Familie einschließlich des mehr oder weniger bewußten Festhaltens an der klassischen Arbeitsteilung weitgehend unabhängig von ihren beruflichen Möglichkeiten und Chancen existierte. Ihr Festhalten an dem klassischen Beziehungs- und Arbeitsteilungsmuster hatte eher damit zu tun, daß sie die Sorge um Kinder und Familie insgesamt, also ihre privaten, emotionalen Bindungen in den Mittelpunkt ihres Lebens stellten. Sie verweigerten sich damit auch der Norm beruflicher Leistungsverausgabung bzw. dem Druck der erwerbszentrierten Strukturen, ihr Leben mehr nach beruflichen Maßgaben auszurichten als an privaten Beziehungen. Der Beruf hatte für sie den Stellenwert eines ergänzenden und ausgleichenden Wirkungsfeldes, der sie vor zu großer finanzieller Abhängigkeit in der Ehe, vor zuviel Nähe und vor häuslicher Isolation bewahren sollte. Der Beruf ermöglichte ihnen soziale Einbindung und Anerkennung sowie Kommunikationsmöglichkeiten, für die es in erwerbszentrierten Gesellschaften auch kaum Alternativen gibt.

Dieser Befund widerspricht Ergebnissen westdeutscher empirischer Untersuchungen, in denen davon ausgegangen wurde, daß Frauen an herkömmlichen Arbeitsteilungsformen in der Ehe festhielten, um sich das familiäre Tätigkeitsfeld offen zu halten. Dabei wurden die Motive der Frauen mit möglichen Problemen im Erwerbsleben in Verbindung gebracht. Das Festhalten an der familialen Arbeitsteilung wurde so als Absicherung vor den Risiken der Arbeitsmarktindividualisierung betrachtet.²⁰ Diese Interpreta-

¹⁹ Dies gilt auch für Frau Manz, obwohl sich bei ihr wegen ihrer Scheidung nicht so einfach von einem Vorher und Nachher ausgehen läßt. Aber da es ein Einkommensgefälle zwischen Männern und Frauen in der DDR gab, Frau Manz als Kindergärtnerin in der DDR nicht viel verdiente und zudem wegen der Töchter längere Zeit zu Hause war, ist ihr Verdienst in ihrer Ehe vor der Wende wahrscheinlich auch lediglich ein Zuverdienst, der Verdienst ihres Ehepartners hingegen das Haupteinkommen der Familie gewesen. Frau Manz erzählte ja auch, daß ihr geschiedener Mann sich zu Hause für nichts verantwortlich fühlte.

²⁰ Beispielsweise beschreibt Angelika Diezinger (1991) in ihrer Untersuchung einen Handlungstypus der von ihr befragten jungen Frauen als *"Abwehr von Arbeitsmarktindividualisierung"* (102). Diese Frauen versuchen, eine *"geschlechtshierarchische Arbeitsteilung im Privatbereich aufrechterhalten, selbst wenn sie (noch) berufstätig sind"* (103), um sich bei Problemen im Umgang mit den Anforderungen einer Arbeitsmarktindividualisierung den Ausweg eines häuslichen Arbeitsplatzes zu erhalten.

tion erscheint für die Situation von Frauen wie Frau Ebert oder Frau Manz nach der Wende auch zunächst plausibel. Aber die Tatsache, daß Frau Ebert wie auch die anderen drei Frauen bereits vor der Wende an der herkömmlichen Arbeitsteilung bewußt festgehalten haben, zeigt, daß eine solche Interpretation zu kurz greift. Denn trotz ihrer gesicherten Möglichkeit zur Erwerbs- und Berufsarbeit haben diese Frauen dennoch an dem komplementär-hierarchischen Beziehungsmuster festgehalten. Sie hatten die Familie als Rückzugsort nicht mehr nötig und haben sich trotzdem bevorzugt der Familie zugewandt. Dieser Unterschied ließe sich natürlich auch mit den Unterschieden in Ost und West in Verbindung bringen, aber das halte ich nicht für einen entscheidenden Punkt. Ihre Motive, so zeigen meine Ergebnisse, sind vielmehr mit dem Problem verknüpft, daß sie innerhalb einer erwerbszentrierten Kultur irgendwie mit den sozial nicht anerkannten Fürsorge- und Bindungsbedürfnissen umgehen mußten, daß sie also Wege suchten, um diesen Bedürfnissen gerecht werden und ihnen Raum geben zu können. Diese Frauen haben angesichts ihrer Bindungsorientierung einen Lösungsweg für das Fürsorgeproblem gesucht, indem sie sich mehr um die Familie und Kinder kümmerten. Es ist eine individuelle Lösung für ein sozial produziertes Problem. Das führte auch in der DDR in abgeschwächter Form dazu, daß sie in beruflicher Hinsicht weniger Entwicklungschancen besaßen. Und es entfalteten sich dieselben Muster wie heute, wo angesichts erwerbszentrierter Strukturen Fürsorgeorientierungen unausweichlich in eine noch stärkere Tendenz zur Selbstaufgabe mündeten, weil auf die damit zusammenhängenden Belange - vor allem die Bedürfnisse der Kinder - wenig Rücksicht genommen wurde. Hier erinnere ich an die Beispiele von Frau Ebert und Frau Oswald, die wegen der Krankheit ihrer Kinder schon zur DDR-Zeit gar nicht anders konnten, als sich beruflicherseits zunächst einzuschränken, oder an das Beispiel Frau Manz', die mit der Qualität der Betreuung ihrer Kinder nicht zufrieden war. Anders formuliert: Weil diese Frauen die Bedürfnisse nach Fürsorge und Liebe in ihrer Familie ernst nahmen, blieb ihnen kaum etwas anderes übrig, als Selbstverzicht zu üben. Zu diesem strukturellen Zwang paßten dann wie selbstverständlich die traditionellen Rollen- und Deutungsmuster der Frauen und ihrer Männer. Aber auch die psychischen Dispositionen der Frauen kamen dieser Notwendigkeit entgegen, sich einseitig für die Familie zu engagieren und tendenziell dafür Selbstverzicht in Kauf zu nehmen. Soziostrukturelle und kulturelle Verhältnisse gehen mit den psychischen Dispositionen Hand in Hand, und, wie die Sozialpsychologie Jessica Benjamins zeigt, sie bedingen sich auch gegenseitig.²¹

Anhand dieser Beispiele für komplementäre Beziehungsformen zeigte sich, daß es die Polarisierung ist, die das eigentliche Problem ausmacht: auf der einen Seite schein-

²¹ Dazu noch mal folgendes Zitat Benjamins zur Ergänzung, der den an dieser Stelle gemeinten Gegensatz auf den Punkt bringt: *"Die tiefste Ursache des Unbehagens in unserer Kultur ist also nicht die Verdrängung oder - nach neuester Mode - der Narzißmus, sondern die Polarisierung der Geschlechter. Viele hartnäckige Symptome dieses Unbehagens - Verachtung für die Bedürftigen und Abhängigen, Betonung der individuellen Selbstgewißheit, Ablehnung sozialer Formen der Fürsorge - sind auf den ersten Blick nicht an die Geschlechterstruktur gebunden. Aber trotz der Tatsache, daß solche Einstellungen bei Frauen fast ebenso verbreitet sind wie bei Männern, sind sie doch eine Folge der Geschlechterpolarisierung. Sie gehorchen dem Geist des Gegensatzes, der Freiheit gegen Fürsorge stellt: entweder Verzicht auf Autonomie oder auf das Bedürfnis nach Liebe. Zweifellos sind viele Individuen flexibel genug, weniger extreme Lösungen zu finden. Aber die Pole des Gegensatzes üben einen mächtigen Sog aus, sobald Abhängigkeit ins Spiel kommt."* (Benjamin 1990, 166)

bare Autonomie durch den Beruf, die keine Zeit zum Sorgen ließ, auf der anderen Seite die strukturell angelegte Abhängigkeit in der Familie, durch die es nur sehr schwer möglich war, Ansprüche auf Eigenständigkeit und Selbstverwirklichung aufrechtzuerhalten. Bei diesem Licht besehen, stellt eine einseitige Fürsorgeorientierung sich nur als Auswirkung eines sozialen Gesamtproblems dar und nicht als ein Problem an sich. Diese Vereinseitigung muß immer in Zusammenhang mit der Vereinseitigung im Beruf - meist von den Partnern gelebt - gesehen werden und mit der Polarisierung der Geschlechter sowie der Polarität von Autonomie und Bindung. Und bezogen auf den gesellschaftlichen Wandel war die Kontinuität, die in der Polarität der beiden Seiten bestand, gut nachzuvollziehen. Diese wurde durch die Wende nicht neu etabliert, sondern lediglich weiter vertieft.

Bei den Frauen, die ich der balanceorientierten Kategorie zugeordnet habe, sind ganz unterschiedliche Aspekte des Wandels deutlich geworden. So waren für Frau Christoph und Frau Hein Probleme im beruflichen Bereich bestimmend. Da sie aber eine starke Berufsorientierung besaßen, waren sie besser als die insgesamt vier beziehungsorientierten Frauen in der Lage, offensiv und flexibel mit diesen Problemen umzugehen. Ob sie damit in der Zukunft erfolgreich sein würden, hing natürlich nicht nur von ihren eigenen Handlungen ab, sondern ebenso von Zufällen und von der konkreten Situation auf dem Arbeitsmarkt bzw. in ihrem Berufsfeld. Aber gerade der Vergleich mit Frau Manz und Frau Ebert zeigte, daß Frau Christoph und Frau Hein von vornherein anders mit ihrer Arbeitslosigkeit - bzw. abzusehenden Arbeitslosigkeit bei Frau Hein - umgegangen sind. Sie waren bereit, sich auf Neues einzulassen, zu lernen und sich weiterzubilden und sich dabei auch aktiv eigene Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen, anstatt nur auf Angebote zu warten. Die Basis für dieses andere Handlungspotential bildete, wie deutlich wurde, eine andere Einstellung zum Beruf. Er wurde von diesen beiden Frauen, wie auch von allen anderen balanceorientierten Frauen, mit der Möglichkeit der Selbstverwirklichung und Selbstbestätigung verbunden, über die Sozialintegration und die Kommunikation hinaus, welche die Erwerbsarbeit für die beziehungsorientierten Frauen vorrangig attraktiv machte.

Trotz dieser deutlichen beruflichen Orientierung bewegten auch sie sich - ebenso wie Frau Bluhm, Frau Franke, Frau Imhof und zum Teil Frau Gerhard - entlang der Linie herkömmlicher Arbeitsteilungsmuster in der Familie, was sich sowohl in der Vergangenheit, als verstärkt auch jetzt nach der Wende zeigte. Als Hintergrund für diese Tendenz zu herkömmlichen Interaktionsmustern zwischen den Geschlechtern wurde auch bei diesen Frauen das Problem von vernachlässigten Fürsorgebedürfnissen sichtbar, und zwar ebenso vor wie auch nach der Wende. In Verhältnissen, in denen diese Bedürfnisse normativ und strukturell marginalisiert werden, war ihr Eingehen auf diese Fürsorgebedürfnisse in der konkreten Alltagsrealität nichtsdestoweniger unausweichlich notwendig und von ihnen selbst gewünscht. Sie brauchten und wollten Zeit für die Liebe zu ihren Kindern. Zugleich existierten jedoch kaum Handlungsalternativen, als dabei Abstriche in beruflicher Hinsicht vorzunehmen und dabei auch auf das klassische Geschlechtermodell zurückzugreifen. Frau Christoph machte diesen Handlungszusammenhang deutlich, als sie erzählte, daß sie mit ihrer Rücksichtnahme auf die berufliche

Beanspruchung ihres Mannes und die sozialen Erwartungen an ihn als Mann, der nicht während des Erziehungsurlaubs zu Hause bleibt, immer wieder in weibliche Handlungsmuster zurückfalle.

So kehrten sich Frau Christoph und Frau Manz zeitweilig stärker der Familie zu, wenn die Situation es erforderte. Ganz pragmatisch gingen sie dabei mit den Bedingungen um, die ihnen als Frauen zu diesem Familienengagement oft auch mehr Spielraum ließen als ihren Männern. Darüber hinaus aber - und das gilt diesmal für alle von mir befragten Frauen, über alle Orientierungsmuster hinweg - *wollten* sie diese Fürsorge auch selbst übernehmen, einfach weil ihnen ihre Kinder und Partner und auch die eigenen Bedürfnisse im Privatleben viel zu wichtig waren, als daß sie sie vernachlässigen wollten. Jede der von mir interviewten Frauen wollte beispielsweise während des Babyjahrs bzw. während des Erziehungsurlaubs selbst zu Hause bleiben. Der Erziehungsurlaub wurde fast von allen als Privileg verstanden oder als unwiederbringliche Chance, etwas ganz Bestimmtes vom Leben zu bekommen und zu erfahren, nämlich die innere Bindung zu ihren Kindern und die Erfahrung und das Erleben, sie aufwachsen zu sehen. Ein wichtiges Ergebnis dieser Untersuchung ist deshalb, daß man gar nicht von Notwendigkeit oder Verpflichtung reden kann, wenn es um die Bedeutung von Mutterschaft für die Frauen selbst geht. Vielmehr geht es um das Erleben und Erfahren von tiefen persönlichen Bindungen. Vor diesem Hintergrund relativierten die Frauen ihre berufliche Orientierung auch. Erkennbar wird hier wiederum der Anspruch, sich gegen eine berufliche Vereinseitigung zu wehren.

Besonders interessant waren dabei die Fälle von Frau Bluhm und Frau Franke. Beide zeigten sehr deutlich diese Orientierung auf Bindungen in ihrem Privatleben, zugleich aber strebten sie nach einer interessanten und hochqualifizierten beruflichen Tätigkeit, bei der sie sich selbst verwirklichen und sozial einbringen konnten. Diese doppelte Orientierung brachte sie unweigerlich - wie alle anderen balanceorientierten Frauen auch - in Konflikte hinsichtlich der Verwirklichung und Vermittlung beider Wünsche, die sich angesichts der sozialen Veränderungen noch deutlich zuspitzten.. Zugleich ließ sich nachzeichnen, daß gerade daraus ihre Flexibilität im Umgang mit dem Beruf erwuchs. Weil sie keinem isolierten beruflichen Ehrgeiz nachgingen, sondern immer auch die Vermittlung mit ihren familiären Interessen suchten, waren sie auch bereit, sich auf Neues einzulassen und besondere Wege zu gehen. Hier wird das Innovationspotential sichtbar, das mit weiblichen Lebensweisen verknüpft sein kann.²²

Die Situation dieser beiden Frauen spitzte sich vor allem auch dadurch zu, daß sie wegen ihrer sehr kleinen Kinder stark an die Familie gebunden und zugleich ihre Ehemänner beruflich sehr eingespannt waren. Das nötigte ihnen ganz besonders viele Kompromisse hinsichtlich einer vereinseitigten und aufopfernden Rolle in der Familie ab, wobei die Wertschätzung des eigenen Tuns und das Beharren auf ihre Anerkennung eine wesentliche Rolle dafür spielte, wie weit der Selbstverzicht ging. Frau Franke verfügte hier über wesentlich mehr innere Potentiale, um sich in ihrer Situation zu behaupten und Gleichrangigkeit ihrem Mann gegenüber einzufordern. Bei Frau Bluhm

²² Dieses Innovationspotential von Frauen wird beispielsweise auch in den Arbeiten von Christel Eckart (1993) und Regina Becker-Schmidt (1995, 240) thematisiert.

wurde jedoch die Tendenz sichtbar, herkömmliche Weiblichkeitsmuster der einseitigen Anpassung zu reaktivieren. Sie war schon dabei, sich mit der Vernachlässigung durch ihren Mann und mit einer untergeordneten Position in der Familie abzufinden. Auf die Idee, von ihrem Mann Anerkennung für ihre Fürsorge oder auch Fürsorge für sich selbst einzufordern, kam sie jedoch nicht. Diese Tendenz wurde insbesondere angesichts der sozialen Unsicherheit, die sich nach der Wende entfaltet hat, bestärkt. Bei beiden wurde jedoch auch das bereits entfaltete Grundproblem sichtbar: Das Eingehen auf Bindungen und auf die Bedürfnisse, die daraus erwachsen, der Wunsch, sich aktiv um die nahen Beziehungen zu kümmern, führten fast unweigerlich dazu, daß sie in eine sozial schlechtere Stellung gedrängt wurden, durch die ihnen dann wiederum die Notwendigkeit zum Selbstverzicht aufgenötigt wurde.

Weder die Qualifikation von Frau Bluhm und Frau Franke noch ihr berufliches Engagement und ihre berufliche Identifikation haben zu einer qualitativ neuen Struktur ihrer Beziehung beitragen können. Die alten Muster wiederholten sich auch hier immer wieder, weil angesichts der Erwerbsdomianz das Problem der Fürsorge ungelöst blieb und bleibt. Die Kommunikation ihrer Probleme war schwierig. Und bei der Suche nach Lösungswegen blieben die beiden Frauen weitgehend auf sich selbst gestellt. Sie standen damit vor den gleichen Problemen wie die beziehungsorientierten Frauen, Problemen, die sich aus der gesellschaftlichen Vernachlässigung von Fürsorge ergaben. Die Lösungen, die sie suchten und fanden, unterschieden sich jedoch angesichts ihrer Balanceorientierung und angesichts individueller Ressourcen wie ihr höherer Bildungsstand.

Durch eine von Frau Bluhms Äußerungen wurde sehr anschaulich, daß und wie sich diese Probleme durch die neuen Verhältnisse deutlich vertieft haben, als sie sagte, in der DDR konnte man *"getrost schwanger werden"*, ohne sich um die berufliche Zukunft sorgen zu müssen. Gleichzeitig machten die Schilderungen beispielsweise von Frau Franke klar, daß sich in einem Punkt die Möglichkeiten der Fürsorge verbessert haben. Während in der DDR immer die Gefahr bestand, die Bedürfnisse der Kinder angesichts der Notwendigkeit zur Erwerbsarbeit zu vernachlässigen, sind jetzt offenbar mehr Möglichkeiten entstanden, auf eben diese Bedürfnisse einzugehen, z.B. indem Teilzeitarbeit leichter zugänglich wurde. Dazu jedoch später mehr.

Frau Reuß' Lage war am deutlichsten durch ihren Ehekonflikt gekennzeichnet. Sie legte mehr noch als die anderen Frauen ihr Schwergewicht auf den Beruf. Deshalb ist sie am ehesten noch mit Frau Koch zu vergleichen. Frau Reuß hatte sich aber, anders als Frau Koch, mit ihren Bindungswünschen soweit auseinandergesetzt, daß sie sich der Bedeutung ihrer Mutterrolle für sich selbst auch bei Schwierigkeiten gewiß war. Mehr als ein Kind kam für sie jedoch nicht in Frage, weil sie Zeit und Raum für ihre beruflichen Ambitionen beanspruchte. Probleme, den gewandelten Anforderungen in ihrem Berufsfeld nach der Wende gerecht zu werden, hatte Frau Reuß nicht. Sie paßte sich aktiv an die neuen Gegebenheiten an und nutzte die demokratischeren Strukturen, um sich auch sozial stärker einzumischen. An dieser Stelle lernte sie dazu, erkannte, daß es auch in einer Demokratie deutliche Grenzen gibt, die eines zähen Widerstandes bedürfen. Frau Reuß betrachtete die neuen Verhältnisse sehr kritisch, zugleich ist sie in Aus-

einandersetzung mit ihnen gewachsen. Die bei ihr bereits vorhandenen Potentiale wurden durch das offenere Feld sozialer Gestaltung und Beteiligung nach der Wende Auslöser für eine individuelle Entwicklung. Diese wirkte sich auch auf die Ehebeziehung aus, wo Frau Reuß auf mehr Freiräume für sich und ihre Entwicklung beharrte. Das löste bei ihrem Mann jedoch offenbar Ängste aus, seiner Frau nicht mehr ebenbürtig sein zu können. Seine Versuche, seine Frau in das alte Muster stillgestellter Geschlechterkonflikte zurückzuholen, wie sie für die DDR typisch waren, waren jedoch zum Scheitern verurteilt. Die gegenseitige Anerkennung war unter den gewandelten Bedingungen dann nicht mehr möglich.

Ähnlich sah es auch in der Ehe von Frau Imhof aus. Auch bei ihr wurde eine Entwicklung in Gang gesetzt, die als Potential schon vor der Wende vorhanden war. In den neu entstandenen Handlungsräumen konnte sie ihre in der DDR noch als eigensinnig geltenden pädagogischen Vorstellungen erst richtig entfalten. Für Frau Imhof hatten Kinder und Familienbindungen einen ebenso hohen Stellenwert wie der Beruf, wobei sich in ihrem Berufsfeld schon von den Inhalten her nicht so eine große Diskrepanz zu ihrer Mutterrolle ergeben mußte wie in anderen Berufsfeldern. Frau Imhof konnte in ihrem Beruf bzw. durch die Art und Weise, wie sie die Ziele ihres Berufes für sich selbst definierte, leichter Selbstbehauptungsansprüche mit ihrer Fürsorgeorientierung zusammenbringen. Deshalb konnte sie auch ihren eigensinnigen Anspruch, den Bedürfnissen ihrer Kinder großen Raum einzuräumen, mit ihren beruflichen Zielen verbinden, und das noch besser, seitdem das rationalisierte und gleichförmige Erziehungskonzept der DDR-Zeit überwunden wurde. Auch sie war in der DDR genötigt, große berufliche Nachteile in Kauf zu nehmen, um die Vernachlässigung kindlicher Bedürfnisse bei ihrem zweiten Sohn nicht wiederholen zu müssen.

Frau Imhof hatte zwar auf den ersten Blick eher traditionelle Vorstellungen von Geschlechterbeziehungen, bei näherem Hinsehen wurde jedoch deutlich, daß sie die herkömmlichen Arbeitsteilungsmuster pragmatisch auszunutzen versuchte, um den erzieherischen Idealen ihren Kindern gegenüber gerecht werden zu können. Ganz selbstbewußt bestand sie auf der Anerkennung ihrer Prinzipien und Vorstellungen, und genau dadurch kam sie auch nicht in Gefahr, in die herkömmliche Rolle einer sich aufopfernden Frau zu geraten. Statt dessen scheiterte die Ehe mit einem Mann, der diesem Anspruch auf Anerkennung von Fürsorge nicht nachkommen wollte. Durch Frau Imhofs Fall wurde nachvollziehbar, daß eine Fürsorgeorientierung nicht automatisch in Selbstaufgabe münden muß, wenn sie gleichzeitig mit einem selbstbewußt artikulierten Anspruch auf Anerkennung verknüpft ist.

Einzig Frau Gerhard lebte in einer Beziehung, wo sich die Rollen- und Arbeitsteilung - und zwar erst nach der Wende - tendenziell umgekehrt haben. Diese Ausnahme entspricht einer Realität, in welcher von Männern nur sehr selten eine bewußt fürsorgende Rolle übernommen wird, um damit der Partnerin ein größeres berufliches Engagement zu ermöglichen. Allerdings hat Frau Gerhard in ihrer ersten Ehe in der DDR ein eher klassisches Beziehungsmuster gelebt, bis ihr klar wurde, daß sie die damit verknüpften Beschränkungen und Benachteiligungen nicht mehr hinnehmen wollte. Ihr damals noch brachliegendes Potential zu beruflichem und sozialem Engagement konnte sie entfalten,

als dann die Umgestaltungsprozesse in der Umbruchphase nach '89 zu einem Motor für eine persönliche und berufliche Entwicklung wurden. Durch ihre berufliche Entwicklung geriet Frau Gerhard jedoch in jene Strukturmechanismen der beruflichen Vereinseitigung, die nur noch schwer zulassen, sich gleichzeitig um andere und um sich selbst zu sorgen. Gerade die umgekehrte Variante der Problematik machte deutlich, daß die Arbeitszeiten und -anforderungen kaum Rücksicht darauf nehmen, daß Menschen Bindungs- und Fürsorgebedürfnisse haben. An dieser Stelle machten sich Probleme für Frau Gerhard bemerkbar, die sie aber mit der Unterstützung ihres Partners zu bewältigen versuchte. Die Voraussetzung zu diesem Arrangement war, daß er selbst beruflich nicht so beansprucht und ambitioniert war. Seine Unterstützung war unerlässlich für ihre berufliche Entwicklung. Zugleich versuchte Frau Gerhard aber, der Vereinseitigung zu entkommen. Ihr blieben ihre Kinder sehr wichtig und alle Zeit, die sie trotz der starken beruflichen Beanspruchung übrig hatte, war für die Kinder und den Partner reserviert. Dabei mußte sie wiederum auf ganz persönliche Wünsche verzichten. Gerade ihr umgekehrter Fall einer Tendenz zur beruflichen Vereinseitigung machte noch einmal das Problem der Polarisierung von Autonomie und Bindung deutlich, indem er zeigte, wo Defizite im Leben durch die dominierende Berufsarbeit entstehen und empfunden werden.

Durch Frau Gerhards Schilderungen ist wiederum ein Zusammenhang sichtbar geworden, den ich zum Abschluß noch besonders hervorheben möchte, weil er von allen Frauen thematisiert wurde und für fast alle eine besondere Bedeutung besaß. Er ist mit der Tatsache verknüpft, daß die Mehrzahl der von mir interviewten Frauen während der DDR-Zeit zeitweilig insbesondere wegen ihrer Kinder Kompromisse im Beruf machten, um deren Bedürfnissen besser gerecht werden zu können bzw. diese nicht ganz vernachlässigen zu müssen. Frau Ebert, Frau Oswald, Frau Gerhard, Frau Hein, Frau Bluhm und Frau Imhof hatten Kinder, denen die frühe Unterbringung in einer Kinderbetreuungseinrichtung gesundheitliche Probleme brachte bzw. die von vornherein aus gesundheitlichen Gründen nicht so früh in eine öffentliche Betreuungseinrichtung gebracht werden konnten. Um dieses Problem zu bewältigen, blieben sie entweder längere Zeit zu Hause, reduzierten ihre Arbeitszeit oder suchten sich eine Tagesmutter, obwohl das in der DDR mit Widerständen, Konflikten und großen materiellen und beruflichen Einbußen verbunden war. Anhand dieser Probleme wird sehr kraß deutlich, wie sehr die rationalisierte Berufswelt und menschliche Grundbedürfnisse nach Fürsorge und Liebe sich gegenseitig ausschließen. In die in der DDR vorgesehene Struktur der Vereinbarkeit von Familie und Beruf paßten diese Kinder nur schlecht hinein, und hier fand die vielgerühmte Vereinbarkeit ihre deutlichste Grenze. Aber dieses Problem spiegelte sich ebenso in den Erfahrungen aller anderen Frauen wieder, die erzählten, daß angesichts der Anforderungen einer Vollzeitwerbstätigkeit es oft sehr schwierig war, den Kindern gerecht zu werden. Die Arbeitszeiten bzw. die weiten Fahrwege zur Arbeit, die schlechte Versorgung und der Mangel an Dienstleistungen ließen kaum Spielraum, einen auch auf die Kinder abgestimmten Tagesablauf gestalten zu können.²³ Auch die

²³ Auf diesen Sachverhalt stößt man auch in anderen Studien. Siehe z.B. Beer/Chalupsky (1993, 224).

konkreten Umstände der Kinderbetreuung und -versorgung in der DDR waren nicht ideal - einige Frauen berichteten von der deutlichen Vernachlässigung der Kinder in den Betreuungseinrichtungen (Frau Franke, Frau Gerhard, Frau Bluhm und Frau Manz), besonders im Kleinkindalter. Die Kinder wurden oft nur irgendwie versorgt und betreut, die Qualität spielte offenbar dabei oft nur eine untergeordnete Rolle.²⁴ Diese Erfahrungen deuten darauf hin, daß es bei der staatlichen Organisation der Betreuung der Kinder oft weniger um die Kinder selbst, als um die Arbeitsbefähigung der Mütter ging.

Alle von mir interviewten Frauen gingen auf dieses Problem mit ihren Kindern auf die eine oder andere Weise ein. Meist fühlten sie sich als Mütter zerrissen, und auch beruflich stark identifizierte Frauen wie Frau Koch sprachen von einem schlechten Gewissen. Frau Christoph sagte im Rückblick, daß sie sich ein besseres Arrangement für ihre Kinder gewünscht hätte, vor allem aber mehr eigene Zeit für sie. Frau Bluhm und Frau Franke, die nach der Wende nochmal Mütter geworden sind, wollten sich nicht mehr mit der alten Art der Kinderbetreuung abfinden. Hier kamen ihnen die neuen Verhältnisse sogar entgegen - es ist heute leichter, vorübergehend in Teilzeit zu arbeiten oder eine Tagesmutter zu finden, bei der eine individuellere Betreuung gewährleistet ist. Unter den neuen Verhältnissen ist also eine qualitative Verbesserung der Kinderbetreuung möglich geworden. Insgesamt macht dieses Problem der Kinderversorgung sehr gut deutlich, daß Fürsorgebedürfnisse in der DDR eine marginale Rolle spielten und daß diese marginalisierte Rolle die Probleme nur verschob - in diesem Fall auf die Kinder, deren Bedürfnisse mißachtet wurden - anstatt sie zum Ausgangspunkt für Politik zu machen. Dieser Einwand soll aber nicht bedeuten, daß nur eine Mutter ihre Kinder richtig betreuen kann. Vielmehr geht es darum, die Nachteile einer Politik hervorzuheben, die die Effizienz und Rationalität der Berufswelt in den Mittelpunkt stellte, um die Bedürfnisse der Kinder und die Beziehung der Eltern zu ihren Kindern dann nur noch als Restgröße zu behandeln. Erst die Anerkennung der Bedeutung dieser Bedürfnisse und Beziehungen hätte den Raum eröffnet, um die Sorge um Kinder zu einer Angelegenheit von beiden Eltern zu machen.

Abschließend lassen sich die Handlungsmuster der balance- und beziehungsorientierten Frauen gegenüberstellen: Es zeigte sich, daß die Probleme, mit denen die Frauen konfrontiert waren, sich ähneln und vor dem Hintergrund einer anerkennungstheoretischen Perspektive als Suche einer neuen Balance zwischen Autonomie- und Bindungswünschen unter gewandelten Bedingungen verstehen lassen. Während jedoch bei den beziehungsorientierten Frauen die Tendenz zu beobachten war, sich stärker als zuvor auf die Bindungsseite festlegen zu lassen, mündeten die Neuerungen bei den balanceorientierten Frauen nicht so einfach in die vereinseitigte Frauenrolle. Zwar waren auch sie

²⁴ Ich bin mir bewußt, daß die Aussagen dieser wenigen Frauen nicht ausreichen, um zu sagen, daß diese Vernachlässigung tatsächlich allgemein gegeben war. Dennoch sind diese Erfahrungen ernst zu nehmen und nach den Möglichkeiten zu fragen, wie man sich in der DDR gegen solche Mängel hätte wehren können, auch wenn sie vielleicht nicht überall gegeben waren. Meiner Meinung nach war dies angesichts der undemokratischen Strukturen nur schwer möglich. Darüber hinaus aber müßten diese Erfahrungen zum Gegenstand weiterer Untersuchungen gemacht werden. Eine der bereits vorliegenden Studien zum Thema ist die von Leuzinger-Bohleber/Garlichs 1993. Es handelt sich dabei um eine kritische Auseinandersetzung zur Früherziehung in der DDR im Vergleich zur westdeutschen aus psychoanalytischer Sicht.

mit dem strukturellen Zwang einer Vereinseitigung und der Selbstaufgabe konfrontiert, doch verfügten sie über ein größeres individuelles Potential, um Widersprüche und Konflikte auszuhalten und sich gegen diesen Druck zu wehren.

Zusammenfassend und in einer Gesamtperspektive auf alle interviewten Frauen läßt sich sagen, daß es nicht ausreicht, anhand der Beziehungsstruktur und der Arbeitsteilungsformen auf den Grad von Emanzipation der Frauen zu schließen, genauso wenig wie er anhand der beruflichen Situation der Frauen und ihres Engagements für den Beruf abzulesen ist. Selbst wenn die Beziehungsstrukturen von außen eher traditionell anmuteten, zeigte oft erst die nähere Beschäftigung mit den dahinterliegenden Motiven und der konkreten Situation der Frauen, daß damit ein pragmatischer Umgang mit einer aktuell nur schwer zu beeinflussenden Realität verknüpft sein konnte. Ein Ergebnis der Untersuchung ist auch, daß die konkreten Probleme der Frauen sich vielfach um Fragen der Anerkennung und der Erhaltung von Freiräumen für Bindung und Fürsorge drehen. Mit einer klassischen, auf Erwerbsbeteiligung ausgerichteten Emanzipationsvorstellung geht man also an den realen Problemen der Frauen vorbei.

7. Resümee

Das Ziel dieser Forschungsarbeit war, die Veränderungen im Leben und Alltag ostdeutscher Frauen seit der Wende zu untersuchen. Zu diesem Zweck habe ich drei Frauen und drei Männer, die in Partnerschaft leben und Kinder haben sowie neun weitere Frauen in der gleichen familiären Lebenssituation nach ihrem Alltag vor und nach Wende, nach ihrer Familie und Partnerschaft und nach ihrer beruflichen Entwicklung befragt. Im Mittelpunkt der Interviewauswertung standen die Interaktionsmuster mit den Partnern und sowie die Frage, wie diese im Verlaufe der sozialen Umwälzungen sich verändert haben oder aber auch gleich geblieben sind. Weiterhin interessierte mich besonders, welche Bedeutung der Beruf für das Leben der jeweils befragten Frauen und Männer hatte und welchen Einfluß die Berufsausübung der Frauen auf die alltäglichen Geschlechterbeziehungen vor und nach der Wende hatte. Insgesamt war die Untersuchung darauf angelegt, die Geschlechterbeziehungen in der DDR und ihren Wandel seit der Wende und Vereinigung an konkreten Beispielen nachvollziehbar werden zu lassen.

Als strukturelle Ausgangsbedingung des Wandels der Geschlechterbeziehungen und der Geschlechterverhältnisse in Ostdeutschland wurde der Übergang von einer hierarchischen Geschlechterordnung zur anderen angenommen. Begründet wurde dies zunächst damit, daß sich auch in der DDR die hierarchische Geschlechterungleichheit über eine strukturell verankerte, hierarchische Arbeitsteilung nach Geschlecht reproduzieren konnte. Damit bin ich den bereits vorhandenen Analysen zu den Geschlechterverhältnissen in der DDR gefolgt. Darüber hinaus habe ich jedoch theoretisch die These entfaltet und begründet, daß sich die Hierarchie in den Geschlechterverhältnissen der DDR ebenso durch eine strukturell und kulturell verankerte Dominanz der Erwerbsarbeit und Arbeit generell reproduzieren konnte. Wenn die Lösung der Geschlechterfrage allein darauf reduziert wird - so die These -, daß Frauen die gleichen Chancen erhalten, einer Erwerbsarbeit nachzugehen, dann wird damit nur das reproduziert, was überwunden werden sollte, nämlich die Vorherrschaft des Männlichen.

Dieser Ansatz wurde nicht zuletzt dadurch angeregt, daß sich in der Auseinandersetzung und im Diskurs um die Veränderungen für ostdeutsche Frauen etwas wiederholte, was ich als Teil des Problems ausmachen konnte: Die Diskurse um die Veränderung wurden fast ausschließlich von der Sicht des Verlustes von Erwerbschancen für ostdeutsche Frauen geprägt. Angesichts dieser Diskurse geriet jedoch die Tatsache, daß in der DDR die männliche Hegemonie nicht wesentlich angetastet wurde, trotz der zahlenmäßig hohen Erwerbsbeteiligung von Frauen, tendenziell aus dem Blick. Zudem wurden die Umgestaltungen auf das Faktum der abnehmenden Erwerbsquote reduziert: Die bereits bei den Voruntersuchungen sichtbar gewordenen Widersprüchlichkeiten in den Veränderungen und vor allem die konkreten und oft zwiespältigen Erfahrungen von Frauen drohten angesichts dieses Interpretationsparadigmas zu verschwinden.

Der erwerbszentrierten Perspektive habe ich eine andere Tradition in der Frauenforschung gegenübergestellt, die weder implizit noch explizit die Teilnahme von Frauen an der Erwerbsarbeit in den Mittelpunkt von Forschungen rückt. In dieser Tradition wird die herkömmliche Gleichsetzung von weiblicher Emanzipation mit weiblicher Berufsarbeit als *"Anwendung eines quantitativen Maßstabs formaler Gleichheit im Beruf ebenso wie in den Geschlechterbeziehungen"* (Prokop 1976, 42) betrachtet. Ein rein quantitativer und formaler Maßstab von Gleichheit macht Frauen jedoch lediglich zu Objekten und nimmt deren Lebenszusammenhänge und Bedürfnisse nicht wirklich zur Kenntnis. Gerade im Hinblick auf das hier im Mittelpunkt stehende Thema ist ein unreflektierter Bezug auf das herkömmliche Gleichberechtigungsmodell ein schwerwiegender Fehler. Denn insbesondere die DDR-Frauenpolitik läßt sich als ein empirisches Beispiel dafür nehmen, wie begrenzt die erwerbszentrierte Gleichberechtigung blieb und bleiben mußte. Diese Zusammenhänge galt es zu beachten und ernstzunehmen, um jener zirkulären Perspektive entrinnen zu können, die Frauen immer wieder zu Opfern macht oder ihre Handlungen auf traditionelle Überbleibsel reduziert.

Auf zwei verschiedenen Ebenen habe ich theoretisch herausgearbeitet, weshalb die erwerbszentrierte Frauenpolitik problematisch war und weshalb damit reproduziert wurde, was eigentlich überwunden werden sollte: die männliche Vorherrschaft. Zunächst habe ich die Dominanz der Erwerbssphäre und Erwerbsarbeit herausgestellt, die durch bestimmte Institutionalisierungen wirksam geworden ist. Am Beispiel der Entstehung des Normalarbeitsverhältnisses und des Normalarbeitstages habe ich eine solche Institutionalisierung nachgezeichnet, die auf eine bereits vorhandene und rechtlich abgesicherte hierarchische Aufteilung von Rollen, Arbeiten und Tätigkeiten zwischen den Geschlechtern aufbaute. Institutionalisiert senkten sich damit die Bedingungen des Normalarbeitstages in die sozialen und Bewußtseinsstrukturen nieder und machten dessen Voraussetzungen - den Ausschluß von Bedürfnissen aus der Erwerbssphäre, die Fürsorge von Frauen in der Familie - tendenziell unsichtbar. Die Dominanz der Erwerbsarbeit entfaltete sich von da an über eine vermeintliche 'Normalität' der Zeitstrukturen und Zeitverwendung. Als normal galt folglich, einer Erwerbsarbeit nachzugehen, ohne sich um Reproduktionsarbeit kümmern zu müssen. Und nur wer die Kriterien dieser Normalität erfüllen kann, erwirbt die Möglichkeit zu einer unabhängigen Existenz und den Zugang zu ökonomischen, sozialen und politischen Ressourcen. Gemessen an dieser Normalität blieben und bleiben Frauen jedoch stets im Nachteil und stets defizitär definiert, weil sie wegen ihrer Gebärfähigkeit oder Orientierung auf Familie (real vorhanden oder unterstellt) die Kriterien des vermeintlich Normalen nicht erfüllen können. Schon gar nicht ist ihrer weiblichen Rolle in gleicher Weise ein komplementäres Rollenmuster zugeordnet, das sie von reproduktiven Tätigkeiten entlasten würde, wie dies für die männliche Rolle vorgesehen ist.

Wesentlich an der Geschichte der Entstehung des Normalarbeitstages war die Erkenntnis, daß die männliche Vormachtstellung zunehmend über Strukturen wirksam wurde. Das machte die persönliche Vorherrschaft von Männern überflüssig, weil sie stattdessen durch eine unpersönliche, strukturell wirkende Macht ersetzt werden konnte: die ökonomische, politische, soziale und symbolische Dominanz der Erwerbsarbeit.

In der DDR wurden diese die männliche Vorherrschaft repräsentierenden und reproduzierenden Strukturen zu keinem Zeitpunkt in Frage gestellt. Vielmehr knüpfte die "Arbeitsgesellschaft" der DDR unkritisch daran an und rückte die Arbeit an sich in den Mittelpunkt ihres gesellschaftsverändernden Entwurfs. Die Befreiung der Frau wurde vor allem mit ihrer Integration in die Produktionssphäre zu erreichen gesucht. Die aus diesem Konzept erwachsenden Reproduktionsprobleme führten schließlich zu einer Politik, die die Fürsorge von Frauen nicht nur naturalisierte, sondern ebenso funktionalisierte. Mit dieser Analyse wurden die tieferliegenden Strukturen männlicher Vorherrschaft in der DDR sichtbar, die sich darin äußerten, daß Gleichberechtigung für Frauen allein in der Angleichung an männliche Lebensmuster gesucht wurde.

Auf der zweiten Ebene der theoretischen Argumentation habe ich die These der Polarisierung von Autonomie und Bindung aufgegriffen, wie sie Jessica Benjamin (1982, 1985, 1990) entfaltet hat. Mit Hilfe ihrer intersubjektiven Theorie habe ich argumentiert, daß die strukturelle Basis der Geschlechterhierarchie nicht nur in einer hierarchisierten Arbeitsteilung besteht, sondern grundlegender noch in einer Entwertung und Marginalisierung von Beziehungen, Bindungen, Fürsorge und Gegenseitigkeit. Die für moderne Gesellschaften kennzeichnende Dominanz von Rationalität, Autonomie und Arbeit konnte sich nur deshalb entwickeln, weil weiterhin ein abgeschirmter Ort existierte, wo unmittelbare Bindungen und Fürsorge sich jenseits dieser Dominanz entfalten konnten: die Privatsphäre. Diese Dominanz konnte sich also nur auf der Basis eines Geschlechterverhältnisses entwickeln, das den Mann für die öffentliche und rational strukturierte Arbeitswelt prädestinierte, die Frauen aber für die auf unmittelbaren Beziehungen, Bedürfnissen und Fürsorge beruhende private Welt der Familie. Es besteht zwischen beiden Bereichen ein Herrschaftsverhältnis, das sich im Verhältnis der Geschlechter zueinander wiederholt. Wie Benjamin mit ihrer sozialpsychologischen Analyse deutlich macht, ist Autonomie ohne Bindung und gegenseitige Anerkennung nicht zu realisieren. Die Verleugnung von Abhängigkeit und Bindungen führt nicht etwa zu einer Aufhebung der Abhängigkeit, sondern zu einer gestörten Anerkennungsbeziehung, in der die Autonomie verabsolutiert und die Andere - die Frau - verleugnet und unterworfen wird. Gestörte Anerkennungsbeziehungen schlagen um in Herrschaftsbeziehungen. Eine Veränderung in den Geschlechterverhältnissen und -beziehungen hängt demnach davon ab, daß es gelingt, eine Balance zwischen Bindungen und Autonomie herzustellen. Die Voraussetzungen zu gegenseitiger Anerkennung bestehen aber nicht zuletzt darin, daß die sozialstrukturell und kulturell verankerte Polarisierung von Autonomie und Bindung beseitigt wird. Das aber konnte in der DDR nicht gelingen, weil sich das sozialistische Gesellschaftsmodell vor allem an Arbeit ausrichtete. Mit dem Bezug auf die Analyse von André Gorz (1994) war es mir möglich zu zeigen, daß der dominante Bezug auf Arbeit als Emanzipationsideal aus einem instrumentellen Denken herrührt, das auch den sozialistischen Gesellschaftskonzepten zu eigen war. Die Vorherrschaft einer Rationalität, die formal und abstrakt ist und die konkrete und lebendige Beziehungen zwischen Menschen zu funktionalisieren und instrumentalisieren sucht, wurde im Realsozialismus nicht etwa überwunden, sondern auf die Spitze getrieben. An dieser Stelle schloß sich der Bogen zu der Theorie Benjamins: Sie erkennt in der in-

strumentellen Vernunft letztlich eine Vergegenständlichung männlicher Vorherrschaft, durch die die Marginalisierung von Bindungen und Fürsorge zugleich zum Ausdruck kommt und ständig reproduziert wird.

Der Bezug auf Arbeit als Weg zur Infragestellung der Geschlechterhierarchie sollte demnach ein kritisch reflektierter sein. Zwar wird in der heutigen Gesellschaft soziale Anerkennung und Integration vor allem über Erwerbsarbeit vermittelt, es bleibt aber eine einseitige, funktionalistische und abstrakte Form der Anerkennung und Integration, die unlösbar mit der Herrschaft des männlichen über das weibliche Geschlecht verknüpft ist. Die Autonomie, die sich durch Erwerbsarbeit erreichen läßt, ist zudem nur eine scheinbare, die ihre Voraussetzungen in der Bindung und Fürsorge nicht wahrhaben will und so Herrschaft im Geschlechterverhältnis stets aufs neue reproduziert. Damit wird die Frage aufgeworfen - auf die in diesem Text nicht weiter eingegangen wurde¹ -, wie soziale Integration und Autonomie gelingen könnte, die jenseits der Instrumentalisierung und Funktionalisierung von Bindungen läge, und statt dessen auf gegenseitiger Anerkennung beruhte.

Die Wahl meines theoretischen Focus' habe ich aber nicht allein in Auseinandersetzung mit vorhandenen Analysen und Diskursen getroffen. Vor allem die Konfrontation mit dem empirischen Material hat diese Wahl nahegelegt und meine analytische Perspektive begründet. Die Auswertung der umfangreichen Interviews - die parallel zur theoretischen Auseinandersetzung verlief - zeigte widersprüchliche, wenig eindeutige Ergebnisse. Es ließ sich keine eindeutige Verschlechterung für alle Frauen in Bezug auf den Beruf ausmachen. Vielmehr überlagerten sich die Probleme, waren entweder mehr im Beruf oder im Privatleben angesiedelt oder überschnitten sich. Große Unterschiede zeigten sich ebenso im Vergleich zwischen den einzelnen Frauen. Kontinuitäten waren in den Geschlechterbeziehungen bereits deutlich zu erkennen, ebenso wie Kontinuitäten beim Problem der Vermittlung von privaten und beruflichen Lebenswünschen. Diese Auseinandersetzung mit dem empirischen Material machte die Suche nach einem theoretischen Rahmen notwendig, in den sich alle Erscheinungen und Erfahrungen der Frauen und Männer integrieren ließen.

Der Rückgriff auf die Arbeiten Benjamins sollte auch die Frage beantworten, was an die Stelle einer erwerbszentrierten Sichtweise treten könnte. Ausgehend von der intersubjektiven Theorie war es möglich, die empirischen Prozesse des Wandels im Alltag ostdeutscher Frauen und Männer in einen erweiterten Interpretationsrahmen zu stellen: Ihre Handlungen und Motive wurden vor allem unter der Prämisse einer Suche nach Anerkennung betrachtet. Zudem wurde nach den dazu vorhandenen gesellschaftlichen Bedingungen einschließlich ihres Wandels seit der Wende gefragt. Eine soziale Polarisierung von Autonomie und Bindung auf der einen, die individuelle Suche nach Selbstbehauptung und zugleich Anerkennung in einer Beziehung auf der anderen Seite: Das

¹ Gleichwohl möchte ich nochmals auf einige jener Arbeiten hinweisen, die diesen Gedanken aufgegriffen und weiterentwickelt haben: Zum Beispiel die Arbeit von Carol Gilligan (1984), die die Existenz differenter Moralprinzipien herausgestellt hat; die sozialphilosophische Anerkennungstheorie von Axel Honneth (1994); die demokratietheoretischen Arbeiten von Joan Tronto (z.B. 1993 u. 2000), die Konzepte zur Integration des Fürsorgeprinzips in die Demokratie entwickelt hat; die Analyse von Sara Ruddick (1993), die sich mit mütterlichem Denken sowie mütterlicher Fürsorge und Gerechtigkeit als politischer Praxis beschäftigt.

ist der Fokus, in dem ich die Handlungsweisen der befragten Frauen und Männer betrachtet habe. Und den Wandel des Alltags und der Geschlechterbeziehungen seit der Wende habe ich als Problemzusammenhang aufgefaßt, in dem die aus der DDR-Zeit mitgebrachten und ungelösten Geschlechterkonflikte sowie die gestörten Anerkennungsbeziehungen ihre Wirksamkeit entfaltet haben.

Durch die Konflikte und Probleme der Frauen wurde zunächst nachvollziehbar, wie schon vor der Wende die Problematik der polarisierten Autonomie und Bindung wirksam wurde, die durch eine Abwertung von mütterlicher Fürsorge entsteht. Angesichts der zentralen Bedeutung der Arbeit in der DDR und trotz der sozialpolitischen Hilfeleistungen waren die Frauen genötigt, zwischen den polarisierten Sphären Familie und Beruf zu vermitteln und eine Lösung für das Problem vernachlässigter Fürsorgebedürfnisse zu suchen und zwar - entsprechend ihrer sozial definierten Rolle - nicht nur für sich, sondern ebenso für ihre Kinder und ihre Partner. Dabei ging es den Frauen aber nicht allein darum, Sorge für ihre z.B. erkrankten Kinder zu tragen. Ebenso ging es ihnen um mehr Zeit für die Beziehung zu ihren Kindern (und auch Partnern), für die angesichts des arbeitszentrierten Lebens sonst wenig Raum übrigblieb. Weil diese Probleme jedoch allein Sache von Frauen blieben, hatte es für sie zur Folge, daß sie hinsichtlich ihrer Ansprüche auf Selbstbehauptung und Eigenständigkeit Kompromisse eingehen mußten, die oft auch in Selbstverzicht mündeten. Aber die konkreten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in der DDR schwächten die negativen Auswirkungen dieser Polarisierung zwischen Autonomie und Bindung deutlich ab. Die große Nachfrage nach Arbeitskräften, die Rationalisierungslücken in der Produktion und die soziale Sicherheit ließen den Frauen Freiräume, um Wege des Ausgleichs zwischen ihren Autonomie- und Bindungswünschen zu finden.

Die Probleme einer Balance zwischen beiden Wünschen spitzten sich jedoch nach der Wende unter den sozial unsicheren und konkurrenten Verhältnissen des marktwirtschaftlichen Systems erheblich zu. Zum Teil entstanden allerdings gleichzeitig auch wieder neue Freiräume für die Fürsorge, wie bei der Kindererziehung oder durch die Teilzeitarbeit, die sich nun leichter realisieren ließ. Insgesamt aber brachte die Zuspitzung der Probleme und Konflikte - die mit einer Polarisierung von Berufs- und Privatsphäre einherging - die Hierarchie in den Geschlechterbeziehungen wieder deutlicher zum Vorschein.

Je nach den von mir herausgearbeiteten Handlungstypen variierte der Umgang der Frauen mit den Problemen, wobei auch die konkrete Lebenssituation - z.B. das Alter der Kinder, die berufliche Situation des Partners und seine Einstellung - die Lösungsmöglichkeiten beeinflusste. Die balanceorientierten Frauen stießen auf größere Schwierigkeiten, zwischen ihren beiden Wünschen einen Ausgleich zu finden. Dabei stellte ihre Flexibilität und Fähigkeit, immer wieder neue Wege zur Durchsetzung ihrer Interessen zu suchen, ein Potential zur Anpassung an die gewandelten Bedingungen dar. So waren diese Frauen in der Lage, auch mit der schwierigen Situation der Arbeitslosigkeit gestaltend umzugehen. In den oft zugespitzten Auseinandersetzungen mit ihren Partnern um Anerkennung und Autonomieräume suchten sie vielfach pragmatische Lösungswege. Zugleich konnten aber die verschärften Anforderungen sowohl alte Muster der traditio-

nellen Hinwendung zur Familie wieder aufleben lassen (Frau Bluhm), als auch zu deren Infragestellung und Überwindung beitragen (Frau Imhof und Frau Reuß).

Das Bestärken traditioneller Muster war insbesondere bei den beziehungsorientierten Frauen zu erkennen. Neben der objektiven Verknappung der Erwerbsarbeit bildeten die Konkurrenz und die deutlich gestiegenen Leistungsanforderungen im Beruf für diese Frauen auch subjektiv eine Hürde, die eine so selbstverständliche Berufsarbeit wie zuvor nicht mehr zuließ. Das führte bei einigen dieser Frauen dazu, sich stärker als zuvor mit der einseitigen Abhängigkeit in der Ehe abzufinden (Frau Ebert und Frau Manz). Dadurch konnten aber auch Veränderungsprozesse in Gang gesetzt werden, wie bei Frau Oswald, die angesichts der neuen beruflichen Situation anfangs, sich stärker als zuvor auf die eigenen Interessen und Bedürfnisse zu besinnen und diese auch zu verwirklichen.

Für die autonomieorientierte Frau Koch waren die Anpassungsprobleme im privaten Leben angesiedelt. Mit der Fürsorgeverantwortung nach der Wende von ihrem Mann und von "Vater Staat" alleingelassen, geriet sie in eine tiefe persönliche Krise, in der sie ihre Bindungswünsche nicht mehr mit ihren Autonomiebedürfnissen in Einklang bringen konnte. Diese Krise zeigte, daß sie sich zwar am männlichen Autonomieideal orientieren und dieses auch verinnerlichen konnte, daß ihr aber im Konfliktfall nicht in gleicher Weise die Möglichkeit offenstand, ihre Bindungswünsche einfach an eine andere Person zu delegieren. Die von ihr selbst verinnerlichte Marginalisierung von Fürsorgebedürfnissen schlug unter den neuen Verhältnissen negativ auf sie als Frau zurück. Ihr Beispiel machte deutlich, wie illusorisch und prekär die "Autonomielösung" bei der Suche nach Anerkennung bleibt. Und es hob den ausschließenden Gegensatz, der aus sozialen Gründen zwischen Selbstbehauptungs- und Bindungswünschen existiert, besonders sinnfällig hervor.

Durch den Vergleich und Kontrast zwischen den Handlungstypen trat deutlich hervor, daß es sich immer um ein und dasselbe Problem handelt, mit dem die Frauen konfrontiert waren und auf das sie jeweils in unterschiedlicher Weise eingegangen sind, nämlich das Problem vernachlässigter Fürsorgebedürfnisse und verleugneter Abhängigkeit. Nicht allein die beziehungsorientierten Frauen, die in der Liebe zu anderen dazu neigen, ihr Selbst aufzugeben, sind mit den Problemen vernachlässigter Fürsorge konfrontiert. Ebenso sind alle Frauen, die auf ihrer Eigenständigkeit beharren und Räume zu ihrer Selbstverwirklichung beanspruchen, immer wieder in die Konflikte hineingestellt, die aus der sozialen Polarisierung von Autonomie und Bindung herrühren. Auch sie müssen individuelle Lösungen für die daraus erwachsenden Probleme suchen. Sie verfügen jedoch, anders als die beziehungsorientierten Frauen, über größere innere Potentiale zur Selbstbehauptung. An dem Beispiel der autonomieorientierten Frau Koch wird jedoch augenfällig, wie prekär Lösungswege bleiben, die der Idealisierung von Autonomie folgen. Die Bindungswünsche können dann nicht mehr ins Selbst integriert werden und bewirken so erst recht die Abhängigkeit von der Fürsorge eines/einer anderen - eine Rolle, die Männer aber nur in den seltensten Fällen zu übernehmen bereit sind.

Im Umgang mit den Folgen der Wende zeigten sich auch zwischen den Geschlechtern große Unterschiede. Die hier zu Wort kommenden Männer hatten nicht das Problem, eine neue Balance zwischen Familie und Beruf herzustellen. Sie delegierten die damit zusammenhängenden praktischen Alltagsprobleme meist weiterhin an ihre Frauen und erwarteten, daß diese auch auf ihre seit der Wende gewachsenen Fürsorgeansprüche eingingen.

Bei näherem Hinsehen erwies sich diese Problemlosigkeit jedoch als Schein. Denn bei allen drei befragten Männern ließen sich zugleich individuelle Probleme nachzeichnen, die aus ihrer beruflichen Vereinseitigung herrührten und die sich mit der Wende teilweise noch vertieften. Alle drei Männer waren zur Vernachlässigung ihrer jenseits der Arbeit liegenden Bedürfnisse gezwungen, und sie waren im Hinblick auf soziale Beziehungen regelrecht verarmt. Den Mangel an und ihr gleichzeitiger Wunsch nach authentischen Beziehungen ließ sich zwar eher am Rande, aber dennoch deutlich aus ihren Schilderungen entnehmen. Insbesondere an ihren Beziehungen zu ihren Partnerinnen kam ihre problematische Situation am klarsten zum Ausdruck. Sie waren ihren Beziehungsproblemen bis hin zur Scheidung fast hilflos ausgeliefert und blieben gerade wegen ihrer unreflektierten, passiven Fürsorgebedürftigkeit abhängig von ihren Frauen und unselbständig in bezug auf ihr Privatleben. Das Scheitern der Ehe von Herrn Koch ist hierfür ein Beispiel, ebenso wie die Konflikte in der Ehe von Herrn Ebert und auch die Angst von Herrn Oswald, seine Frau könnte wirklich selbständig werden und ohne ihn auskommen. Anhand dieser empirischen Befunde wird nachvollziehbar, wie illusorisch die scheinbar vollständige, monadische Autonomie ist, die sich auf der Grundlage dominanter Leistungs- und Berufsorientierung entfaltet.

Deutlich wurde ebenso, daß die heutigen geschlechterdifferenten Handlungs- und Identitätsmuster der befragten Frauen und Männer ihre Wurzeln in den polarisierten Geschlechterbeziehungen in der DDR haben. Trotz der hohen Erwerbsbeteiligung hatte sich an der Geschlechterpolarität in der DDR kaum etwas verändert. Männer und Frauen blieben ihren angestammten Rollen weitgehend treu, obwohl es selbstverständlich war, daß Frauen auch einer Berufsarbeit nachgingen. Die Frauen orientierten sich sowohl auf familiäre Bindungen, als auch auf Beruf und Erwerbstätigkeit, wobei sie innerhalb der Familie den aktiven Part übernahmen. Die Männer hingegen waren vorrangig auf ihren Beruf orientiert, in der Familie und Beziehung zur Partnerin suchten sie eher passiv die Fürsorge ihrer Frauen. Sie waren nicht oder nur sehr begrenzt bereit, in ihrem privaten Umfeld aktiv fürsorgend zu werden. Als Barrieren für eine Neugestaltung der Geschlechterbeziehungen zeigten sich die Abhängigkeit der Kinder und Ehemänner von Fürsorge einerseits, deren fehlende Anerkennung und daher Nichtkommunizierbarkeit andererseits. Fürsorge blieb als quasi naturhafter Bestandteil von Weiblichkeit definiert und sozial entwertet. Die Frauen hatten ihre Rolle um die Berufsrolle erweitert, weitere Änderungen zeigten sich jedoch nicht, was letztendlich auch dazu führte, daß sich der soziale Wandel nach der Wende relativ bruchlos vollziehen konnte und sich dabei sehr oft die bereits angelegten klassischen Arrangements noch weiter vertieften oder zu vertiefen drohten. Die Männer wurden den erhöhten beruflichen Anforderungen gerecht, die Frauen hatten viel größere Probleme als zuvor, ihrem Beruf

nachzugehen, nicht zuletzt deshalb, weil die unausgesprochenen Fürsorgeansprüche ihrer Männer gestiegen waren. Sichtbar wurde aber auch, daß viele Frauen ganz selbstbewußt an ihrem Anspruch festhielten, sich nicht beruflich vereinseitigen zu lassen, sondern wie schon zuvor ganz individuelle Wege einer Balance für ihr Leben suchen.

In der Entwertung von Fürsorge und Bindung ist die Grenze der Veränderung im Geschlechterverhältnis in der DDR erkennbar. Das wurde anhand der empirischen Beispiele im einzelnen nachvollziehbar. Die Berufarbeit der Frau allein ist nicht ausreichend gewesen, weil sich so unausweichlich das Problem der Fürsorge und der Bindungswünsche stellte. Die nicht geachtete Fürsorge kehrte als ungelöstes Problem im Alltag der Individuen wieder und legte vor allem auch auf der Frauenseite den Rückgriff auf herkömmliche Lösungsmuster - geschlechertypische Rollen- und Arbeitsteilungsmuster - nahe, machte diesen Rückgriff oft auch unausweichlich. Gerade wegen dieses unerkannten Zusammenhangs, gerade weil Fürsorge und Bindung entwertet blieben, konnte die männliche Vorherrschaft in der DDR letztlich unangetastet bestehen bleiben. Die Förderung beruflicher Integration von Frauen und deren Chancengleichheit in der Arbeitswelt lassen sich vor dem Hintergrund dieser Erkenntnisse nur als Anfangsschritte verstehen, die ohne weitergehende Umgestaltungsversuche in Richtung einer Anerkennung von Fürsorge und Bindung schnell an Grenzen stoßen.

Der Wandel, der nach der Wende in den Geschlechterverhältnissen stattgefunden hat, erweist sich angesichts der hier dargestellten Vielfalt und Differenziertheit von Veränderungen und Verschiebungen als viel weniger eindeutig, als es die Makroperspektive erlaubt wahrzunehmen. Jene Makroperspektive kann nur allgemein feststellen, daß sich die Arbeitsmarktbedingungen für Frauen deutlich verschlechtert haben. Daß diese strukturellen Veränderungen wenig mit den konkreten Geschlechterbeziehungen zu tun haben, daß die Geschlechterbeziehungen nach wie vor in der DDR hierarchisch strukturiert geblieben waren und daß es deshalb auch heute zu einer Verschiebung in dieser Hierarchie zugunsten der Frauen im einzelnen kommen kann, daß bereits angelegte Konflikte in den Geschlechterbeziehungen wieder augenscheinlicher werden und daß sich für die Frauen aber auch neue Entwicklungswege eröffnen können - das alles wird erst anhand einer minutiösen Betrachtung deutlich. Den Wandel ausschließlich als Verschlechterung für Frauen zu verstehen, entspricht deshalb nicht der Realität.

Eine arbeitszentrierte Kultur und Gesellschaft, wie sie für alle modernen Gesellschaften, einschließlich der gescheiterten Alternative des Realsozialismus, prägend und typisch ist, konnte nur auf der Basis der hierarchischen und polaren Geschlechterordnung entstehen. Das bedeutet, allgemein und abstrakt betrachtet, daß eine Überwindung der männlichen Hegemonie ohne die Infragestellung der Dominanz der Erwerbsarbeit und Arbeit insgesamt nicht möglich sein wird. Autonomie durch den Beruf zu fordern und zu erlangen ist für Frauen nur ein erster, gleichwohl wichtiger Schritt aus der Abhängigkeit. Aber es genügt nicht, nur den männlichen Weg nachvollziehen zu wollen, und damit einer Idealisierung von Autonomie zu folgen. Wie meine Ergebnisse zeigen, entspricht dieser Weg auch nicht den konkreten Bedürfnissen der Frauen und Männer. Über die Erreichung persönlicher Unabhängigkeit hinaus muß die Macht der Arbeit, ihre Hegemonie in den Lebensbezügen, zurückgedrängt werden, so daß Zeiträume - für

Resümee

beide Geschlechter - entstehen, sowohl um persönliche Fürsorge und Anerkennung zu praktizieren und zu erfahren, als auch um neue Formen sozialer Anerkennung und zivilgesellschaftlicher Partizipation entfalten zu können. An dem Beispiel der DDR ist zu lernen, daß es sowohl eine weibliche als auch allgemeine Emanzipation als Autonomie ohne Bindungen nicht geben kann.

Anhang

Transkriptionsregeln

Bei der Transkription wurde grundsätzlich alles Gesprochene verschriftlicht, daneben aber auch andere wichtige nichtsprachliche Äußerungen wie Lachen oder Seufzen. Allerdings wurde der Lesbarkeit halber auf die Wiedergabe von Dialekten oder jeden Sprachfehlers bzw. jeder sprachlichen Ungenauigkeit und Nachlässigkeit verzichtet, sofern sie nicht besondere Bedeutung für die Darstellung hatten. Es wurden auch nicht alle "äh" und "hmh" wiedergegeben, weil das die Lesbarkeit behindert hätte. Das heißt, daß für die Wiedergabe von Textstellen in dieser Arbeit die vorliegenden Transkriptionen manchmal nochmals verändert wurden.

- Die Äußerungen der Interviewten wird grundsätzlich kursiv wiedergegeben. Die der Interviewerin dagegen in Normalschrift.
- Die Ziffern hinter den Interviewzitate im hermeneutischen Teil beziehen sich auf die Seite im jeweiligen Interviewtranskript; wenn eine weitere Zahl hinter einem Schrägstrich angegeben wurde, handelt es sich zusätzlich um die Zeilennummer. Dabei ist die Zeilennummerierung im hermeneutischen Auswertungsteil jeweils immer seitenweise neu beginnend, im inhaltsanalytischen Teil aus technischen Gründen jedoch fortlaufend. Im inhaltsanalytischen Teil beziehen sich die Zahlenangaben deshalb ausschließlich auf die Zeilennummerierung ohne Seitenangabe.
- Betonungen beim Sprechen sind durch Unterstreichung der betonten Worte gekennzeichnet.
- Satz- bzw. Redeabbrüche sind durch drei Punkte kenntlich gemacht: *Und das kam... gab's öfter.*
- Sprechpausen sind durch durch Bindestriche in Klammern vermerkt, wobei die Anzahl der Striche die Länge der Pause andeutet: (--) bzw. (-).
- Für Kürzungen in den Interviewzitate bzw. Auslassungen werden drei Punkte in Klammern benutzt: (...).
- Unverständliche Textstellen werden in Klammern vermerkt: (unverständlich).
- Gleichzeitiges Sprechen wird der Einfachheit halber für die hier benutzten Zitate nicht wiedergegeben.

Literatur

- Arendt**, Hanna 1981: Vita activa oder vom tätigen Leben. München
- Bäcker**, Gerhard; **Steffen**, Johann. 1990: Synopse zu ausgewählten Bereichen des Arbeits- und Sozialversicherungsrechts in beiden deutschen Staaten. In: WSI-Mitteilungen Heft 5, S. 346-354
- Bahro**, Rudolf 1980: Die Alternative. Zur Kritik des real existierenden Sozialismus. Reinbeck bei Hamburg
- Beck**, Ulrich 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.
- Becker-Schmidt**, Regina 1987: Die doppelte Vergesellschaftung - die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Unterkirchener, Lilo; Wagner, Ina (Hg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft. Österreichischer Soziologentag 1985. Wien, S. 11-25
- 1991: Individuum, Klasse und Geschlecht aus der Perspektive der Kritischen Theorie. In: Zapf, Wolfgang (Hg.): Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt a. M. 1990. Frankfurt a. M., New York
- 1994: Diskontinuität und Nachträglichkeit. Theoretische und methodische Überlegungen zur Erforschung weiblicher Lebensläufe. In: Diezinger, Angelika u.a. (Hg.): Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Forschung. Freiburg i. Br., S. 155-182
- 1995: Von Jungen, die keine Mädchen und von Mädchen, die gerne Jungen sein wollten. Geschlechtsspezifische Umwege auf der Suche nach Identität. In: dies.; Knapp, Gudrun Axeli (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M., New York, S. 220-246
- Becker-Schmidt**, Regina; **Bilden**, Helga 1991: Impulse für die qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung, in: Flick, Uwe u.a. (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München, S. 23-30
- Becker-Schmidt**, Regina; **Knapp**, Gudrun Axeli 1995: Einleitung. In: dies. (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M., New York, S. 7-18
- Becker-Schmidt**, Regina; **Knapp**, Gudrun Axeli; **Schmidt**, Beate 1985: Eines ist zuwenig - beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik. Bonn
- Beer**, Ursula 1990: Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses. Frankfurt a. M., New York
- Beer**, Ursula; **Chalupsky**, Jutta 1993: Vom Realsozialismus zum Privatkapitalismus. Formierungstendenzen im Geschlechterverhältnis. In: Aulenbacher, Brigitte; Goldmann, Monika (Hg.): Frauenformationen im Geschlechterverhältnis. Frankfurt a. M., New York, S. 184-230
- Benjamin**, Jessica 1982: Die Antinomien patriarchalen Denkens. In: Bonß, Wolfgang; Honneth, Axel (Hg.): Sozialforschung als Kritik: zum sozialwissenschaftlichen Potential der kritischen Theorie. Frankfurt a. M., S. 426-455
- 1985: Die Fesseln der Liebe: Zur Bedeutung der Unterwerfung in erotischen Beziehungen. In: Feministische Studien, Heft 2, S. 10-33
- 1990: Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Frankfurt a. M.
- 1993: Phantasie und Geschlecht. Studien über Idealisierung, Anerkennung und Differenz. Basel, Frankfurt a. M.
- (Hg.) 1994: Unbestimmte Grenzen. Beiträge zur Psychoanalyse der Geschlechter. Frankfurt a. M.
- Bertram**, Barbara 1995: Die Wende, die erwerbstätigen Frauen und die Familien in den neuen Bundesländern. In: Nauck, Bernhard; Schneider, Norbert; Tölke, Angelika (Hg.): Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch. Stuttgart, S. 268-284
- Bertram**, Hans 1992: Selbstverwirklichung im Beruf - Kinder und Ehe als Lebenssinn. In: ders. (Hg.): Die Familie in den neuen Bundesländern. Opladen, S. 215-237
- BMFJ** 1991: Bundesministerium für Frauen und Jugend (Hg.): Frauen in den neuen Bundesländern im Prozeß der deutschen Einheit. In: Materialien zur Frauenpolitik Bd.11 des BMFJ. Bonn, Bad Godesberg, S. 1-53
- Böckmann-Schewe**, Lisa; **Kuhlke**, Christiane; **Röhrig**, Anne 1995: "Es war immer so, den goldenen Mittelweg zu finden zwischen Familie und Beruf war eigentlich das Entscheidende." Kontinuitäten und Veränderungen im Leben von

- Frauen in den neuen Bundesländern. In: Berliner Journal für Soziologie, Heft 2, Bd. 5, S. 207-222
- Bohnsack**, Ralf 1991: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Sozialforschung. Opladen
- Buchholz**, Elke 1998: Umbruch der Geschlechterverhältnisse in Ostdeutschland. Datensammlung und -analyse zur sozialen Situation von Frauen in Ostdeutschland nach der Wende. Interne Veröffentlichung der IAG Frauenforschung der Gesamthochschule Kassel. Kassel
- Bude**, Heinz 1985: Die individuelle Allgemeinheit des Falls. In: Frank, H.-W. (Hg.): 22. Deutscher Soziologentag 1984. Beiträge der Sektions- und Ad-hoc-Gruppen. Opladen, S.84-86
- Bütow**, Birgit 1992: Frauenerwerbsarbeit in den neuen Bundesländern und Anforderungen an Frauenpolitik - am Beispiel von empirischen Ergebnissen einer soziologischen Studie aus Sachsen. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis (SUB). 15. Jg., Heft 4, S. 376-393
- Chodorow**, Nancy 1985: Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München
- Dausien**, Bettina 1994: Biografieforschung als "Königinnenweg"? Überlegungen zur Relevanz biografischer Ansätze in der Frauenforschung. In: Diezinger, Angelika u.a. (Hg.): Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Forschung. Freiburg i.Br., S. 129-153
- Deutschmann**, Christoph 1990: Der Normalarbeitstag. Historische Funktion und Grenzen der industriellen Zeitarrangements. In: Leviathan, Sonderheft 11: Sozialphilosophie der industriellen Arbeit, S. 77-95
- Diemer**, Susanne 1994: Patriarchalismus in der DDR. Opladen
- Diezinger**, Angelika 1991: Frauen: Arbeit und Individualisierung. Chancen und Risiken. Eine empirische Untersuchung anhand von Fallgeschichten. Opladen
- DIW** 1992: DIW-Wochenbericht 18/92: Umbruch am ostdeutschen Arbeitsmarkt benachteiligt auch die weiterhin erwerbstätigen Frauen - dennoch anhaltend hohe Berufsorientierung. Berlin
- Dölling**, Irene 1991: Über den Patriarchalismus staatssozialistischer Gesellschaften und die Geschlechtsfrage im gesellschaftlichen Umbruch. In: Zapf, Wolfgang: Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt a. M. 1990. Frankfurt a. M., New York, S.407-417
- 1993: Weibliche Wendeerfahrungen "oben" und "unten". In: Frerichs, Petra; Steinrücke, Margareta: Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse. Opladen, S. 101-116
- 1994: Zum Verhältnis von modernen und traditionellen Aspekten im Lebenszusammenhang von Frauen. In: Berliner Debatte INITIAL, Heft 4, S. 29-35
- 1995: Die Bedeutung von Erwerbsarbeit für weibliche Identität in der ehemaligen DDR, in: Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung (MKF), Heft 36, August 1995, S. 41-52
- 1996: Nachbemerkung. In: Andruschow, Karin u.a. (Hg.): Frauen in den neuen Bundesländern - go West? Tagungsreader der 6. Tagung "Sozialunion Deutschland" am 4.10.1995. Band 11 der Reihe "Umbruch. Beiträge zur sozialen Transformation in den alten und neuen Bundesländern". Berlin, S. 192-199
- Drauschke**, Petra; **Stolzenburg**, Margit 1995: Selbstverwirklichung im Erwerbsleben ostdeutscher alleinerziehender Frauen - Kontinuitäten und Wandel im Transformationsprozeß. In: Sahner, Heinz; Schwendter, Stefan (Hg.): 27. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie - Gesellschaften im Umbruch: Sektionen und Arbeitsgruppen. Opladen, S. 60-65
- 1996: Zurück an den Familienherd - neue Orientierungen der Ostfrauen? In: Andruschow, Karin u.a. (Hg.): Frauen in den neuen Bundesländern - go West? Tagungsreader der 6. Tagung "Sozialunion Deutschland" am 4.10.1995. Band 11 der Reihe "Umbruch. Beiträge zur sozialen Transformation in den alten und neuen Bundesländern". Berlin, S. 99-129
- Duden**, Barbara; **Hausen**, Karin 1982: Gesellschaftliche Arbeit - geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. In: Kuhn, Annette; Schneider, Gerhard (Hg.): Frauen in der Geschichte I. Frauenrechte und die gesellschaftliche Arbeit der Frauen im Wandel. Studien zur Geschichte der Frauen. Düsseldorf, S. 11-33
- Eckart**, Christel 1987: Verschlingt die Arbeit die Emanzipation? Von der Polarisierung der Geschlechtscharaktere zur Entwicklung der Arbeitsmonade. In: Widersprüche, Heft 23, S. 7-18
- 1988: Wie Teilzeitarbeit zur Frauenarbeit gemacht wurde. In: Gerhard, Ute; Limbach, Jutta (Hg.): Rechtsalltag von Frauen. Frankfurt a. M., S. 46-60

- 1990: Der Preis der Zeit. Eine Untersuchung der Interessen von Frauen an der Teilzeitarbeit. Frankfurt a. M., New York
 - 1993a: Frauen zwischen der Moral der Fürsorge und dem individualisierenden Leistungsprinzip, in: Reese, Dagmar u.a. (Hg.): Rationale Beziehungen? Geschlechterverhältnisse im Rationalisierungsprozeß. Frankfurt a. M., S. 170-185
 - 1993b: Normalarbeitstag, Teilzeit und Frauenautonomie. Die verleugneten Voraussetzungen des "Normalarbeitsverhältnisses" und ihre Wiederkehr in weiblichen Berufsbiographien. In: Widerspruch, Heft 25, S. 109-123
 - 1995: Voll beschäftigt. Zur gesellschaftlichen Gestaltung von Abhängigkeiten jenseits der Lohnarbeit. In: Komitee für Grundrechte und Demokratie (Hg.): Jahrbuch '94/95. Köln, S. 277-286
 - 1997a: Wechsel als Kontinuität. Ausstiege aus dem Hamsterrad von Leistung und Konkurrenz. In: Kommune, Heft 12, S. 43-49
 - 1997b: Menschenbild und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung: Von der Polarisierung zur Integration von Berufs- und Reproduktionsarbeit? In: Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank AG (Hg.): Geschichte der industriellen Arbeitsgesellschaft: Strukturwandel bis heute und Potentiale für die Zukunft. Zweiter Zyklus der Kempfenhausener Gespräche, 7.-9. März 1997. München, S. 36-49
- Eifler**, Christine 1992: Identitätsbruch als Orientierungschance? Zu den Nachwirkungen der (auf)gelösten Frauenfrage in der DDR, in: Kuhlke, Christine u.a. (Hg.): Wider das schlichte Vergessen: Der deutsch-deutsche Einigungsprozeß. Frauen im Dialog. Berlin, S.31-37
- Enders**, Ulrike 1984: "...damit sie ihre Pflichten als Berufstätige, Ehefrau und Mutter immer besser vereinbaren kann." Zu einigen Aspekten der Lebensbedingungen von Frauen in der DDR. In: Lebensbedingungen in der DDR. Siebzehnte Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, 12.-15. Juni 1984. Köln, S. 37-48
- Flick**, Uwe 1995: Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbeck bei Hamburg
- Fraser**, Nancy 1994a: Die Frauen, die Wohlfahrt und die Politik der Bedürfnisinterpretation. In: dies.: Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht. Frankfurt a. M., S. 222-248
- 1994b: Die Gleichheit der Geschlechter und das Wohlfahrtssystem: Ein postindustrielles Gedankenexperiment. In: Honneth, Axel (Hg.): Pathologien des Sozialen. Die Aufgaben der Sozialphilosophie. Frankfurt a. M., S. 351-377
- Gather**, Claudia 1996: Konstruktionen von Geschlechterverhältnissen. Machtstrukturen und Arbeitsteilung bei Paaren im Übergang in den Ruhestand. Berlin
- Geissler**, Birgit 1991: Arbeitsmarkt oder Familie: Alte und neue gesellschaftliche Integrationsformen von Frauen. In: Zeitschrift für Sozialreform, Heft 11/12, S. 663-676
- Geißler**, Rainer 1991: Soziale Ungleichheit zwischen Frauen und Männern im geteilten und im vereinten Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Heft B 14-15, S. 13-24
- Gensior**, Sabine u.a. 1991: Berufliche Weiterbildung für Frauen in den neuen Ländern. Ergebnisse eines Forschungsprojektes zur Arbeitssituation und zum beruflichen Weiterbildungsverhalten. In: Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (Hg.): Bildung Wissenschaft Aktuell. Heft 11
- Gerhard**, Ute 1978: Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert. Mit Dokumenten. Frankfurt a. M.
- 1994: Die staatlich institutionalisierte "Lösung" der Frauenfrage. Zur Geschichte der Geschlechterverhältnisse in der DDR. In: Kaelble, Hartmut; Kocka, Jürgen; Zwahr, Hartmut (Hg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart, S. 383-403
- Gilligan**, Carol 1984: Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau. München
- 1995: Auf der Suche nach der "verlorenen Stimme" in der weiblichen Adoleszenz - Shakespeares Schwester unterrichten. In: Flaake, Karin; King, Vera (Hg.): Weibliche Adoleszenz. Frankfurt a. M., New York, S. 40-63
- Goldner**, Virginia 1994: Gedanken zu einer Kritischen Relationstheorie der Geschlechtsidentität. In: Benjamin, Jessica (Hg.): Unbestimmte Grenzen. Beiträge zur Psychoanalyse der Geschlechter. Frankfurt a. M., S. 211-243
- Gorz**, André 1994: Kritik der ökonomischen Vernunft. Sinnfragen am Ende der Arbeitsgesellschaft. Hamburg
- Grandke**, Anita 1978: Zur Entwicklung von Ehe und Familie. In: Wissenschaftlicher Beirat "Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft" bei der Akademie der Wissenschaften der DDR unter Leitung von Prof. Dr. Herta Kuhrig und Dr. sc.

- W. Speigler: Zur gesellschaftlichen Stellung der Frau in der DDR. Leipzig
- Großmann, Heidrun; Huth, Sabine** 1993: Wandel sozialer Ungleichheit: subjektive Erfahrungen ostdeutscher Alleinerziehender in der Sozialhilfesituation. In: Haensch, Walter (Hg.): Lebenslageforschung und Sozialberichterstattung in den neuen Bundesländern. Düsseldorf, S. 137-150
- Gysi, Jutta; Meyer, Dagmar** 1993: Leitbild: berufstätige Mutter - DDR-Frauen in Familie, Partnerschaft und Ehe. In: Helwig, Gisela, Nickel, Hildegard Maria (Hg.): Frauen in Deutschland 1945-1992. Bonn, S. 139-165
- Hagmann-White, Carol** 1992: Berufsfindung und Lebensperspektive in der weiblichen Adoleszenz. In: Flaake, Karin; King, Vera (Hg.): Weibliche Adoleszenz. Frankfurt a. M., New York, S. 64-83
- Hampele, Anne; Naevecke, Stefan** 1993: Erwerbstätigkeit von Frauen in den neuen Bundesländern - Lebensmuster unter Druck. In: Glaebner, Gert-Joachim (Hg.): Der lange Weg zur Einheit. Studien zum Transformationsprozeß in Ostdeutschland. Berlin, S. 107-141
- Hausen, Karin** 1978: Die Polarisierung der "Geschlechtscharaktere": Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Rosenbaum, Heide (Hg.): Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Frankfurt a. M.
- Hausen, Karin; Krell, Gertraude** 1993: Perspektiven einer Politik der Gleichstellung von Frauen und Männern. In: dies. (Hg.): Frauen-erwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart. München, Mehring, S. 9-24
- Heidenreich, Martin** 1991: Plan und Flexibilität. Zur institutionellen Struktur sozialistischen Wirtschaftens. Bielefeld
- Hennig, Gert** 1984: Kinderwunsch = Wunschkind? Weltanschaulich-ethische Aspekte der Geburtenregelung in der DDR. Berlin (DDR)
- Hernes, Helga Maria** 1990: Die zweigeteilte Sozialpolitik: Eine Polemik. In: Hausen, Karin; Nowotny, Helga (Hg.): Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt a. M., S. 163-176
- Honneth, Axel** 1994: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a. M.
- Huinink, Johannes; Mayer, Karl Ulrich; Trappe, Heike**: Staatliche Lenkung und individuelle Karrierechancen: Bildungs- und Berufsverläufe, in: Huinink, Johannes u.a.: Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach. Berlin, S. 89-143
- Institut für Demoskopie Allensbach (Hg.)** 1993: Frauen in Deutschland. Lebensverhältnisse, Lebensstile und Zukunftserwartungen. Die Schering-Frauenstudie '93. Köln
- Jurczyk, Karin; Rerrich, Maria S. (Hg.)** 1993: Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg i. Br.
- Keddi, Barbara; Kreil, Mathilde** 1994: Weibliche Eigenständigkeit - Balanceakt zwischen Unabhängigkeit und Bindung. In: Seidenspinner, Gerlinde: Frau sein in Deutschland. München, S. 17-34
- Klenner, Christina** 1992: Arbeit und Leistung von Frauen in der DDR. Brauchen wir eine feministische Kritik des Leistungsbegriffs? In: Faber, Christel; Meyer, Traute (Hg.): Unterm neuen Kleid der Freiheit das Korsett der Einheit. Auswirkungen der deutschen Vereinigung für Frauen aus Ost und West. Berlin, S. 23-31
- Kohli, Martin** 1994: Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung. In: Kaelble, Hartmut; Kocka, Jürgen; Zwahr, Hartmut (Hg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart, S. 31-61
- Kontos, Silvia** 1979: Die Partei kämpft wie ein Mann. Frauenpolitik der KPD in der Weimarer Republik. Basel, Frankfurt a. M.
- 1981: Hausarbeit, Geburtenkontrolle und Frauenautonomie. In: Backhaus, H.-G. u.a. (Hg.): Gesellschaft. Beiträge zur Marx'schen Theorie Bd. 14. Frankfurt a. M., S. 12-29
- Kornai, János** 1980: Economics of Shortage, Contributions to Economic Analysis Bd. 131. Amsterdam
- Kramer, Helga u.a.** 1986: Grenzen der Frauenlohnarbeit. Frauenstrategien in Lohn- und Hausarbeit seit der Jahrhundertwende. Frankfurt a. M., New York
- Krömmelbein, Silvia** 1996: Krise der Arbeit - Krise der Identität? Institutionelle Umbrüche der Erwerbsarbeit und subjektive Erfahrungsprozesse in den neuen Bundesländern. Berlin
- Krüger, Helga** 1995: Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung von Lebensläufen. In: Becker-Schmidt, Regina; Knapp, Gudrun Axeli (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M.; New York, S. 195-219
- Laplanche, J.; Pontalis, J.-B.**: Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankfurt a. M. 1973⁷

- Leuzinger-Bohleber**, Marianne; **Garlichs**, Ariane 1993: Früherziehung West-Ost. Zukunftserwartungen, Autonomieentwicklung und Beziehungsfähigkeit von Kindern und Jugendlichen. Weinheim, München
- Mahrad**, Christa 1987: Schwangerschaftsabbruch in der DDR. Frankfurt a. M.
- Mayring**, Philipp 1990: Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. München
- 1994: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim
- Meyer**, Dagmar 1991: Einheitsverliererinnen. Zur Situation ostdeutscher Frauen. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, Heft 11, S. 1326-1333
- Meyer**, Sibylle; **Schulze**, Eva 1995: Die Auswirkungen der Wende auf Frauen und Familien in den neuen Bundesländern. In: Gensior, Sabine (Hg.): Vergesellschaftung und Frauenerwerbsarbeit. Ost-West-Vergleiche. Berlin, S. 249-269
- Negt**, Oskar 1984: Lebendige Arbeit, enteignete Zeit. Politische und kulturelle Dimensionen des Kampfes um die Arbeitszeit. Frankfurt a. M., New York
- Nickel**, Hildegard Maria 1990a: Geschlechtertrennung durch Arbeitsteilung. Berufs- und Familienarbeit in der DDR. In: Feministische Studien, Heft 1, S. 10-79
- 1990b: Frauen in der DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Heft B 16-17, S. 39-45
- 1992: Soziologische Aspekte männlicher und weiblicher Identität. Oder: Rekonstruktion des Patriarchats durch Sozialisation. In: Wessel, Karl Friedrich; Bosinski, Hartmut A.G. (Hg.): Interdisziplinäre Aspekte der Geschlechterverhältnisse in einer sich wandelnden Zeit. Bielefeld, S.218-224
- 1993: "Mitgestalterinnen des Sozialismus" - Frauenarbeit in der DDR. In: Hellwig, Gisela; dies. (Hg.): Frauen in Deutschland 1945-1992, Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 318. Bonn, S. 233-256
- 1994a: Geschlechterverhältnis in der Wende. Individualisierung versus Solidarisierung? Antrittsvorlesung vom 5. Juli 1993 an der Humboldt-Universität zu Berlin, Fachbereich Sozialwissenschaften. In: Öffentliche Vorlesungen, hrsg. von der Präsidentin der Humboldt-Universität zu Berlin. Berlin (Auch abgedruckt in: Deutschland Archiv, 26. Jg., Oktober 1993)
- 1994b: Die Ankunft der Ostdeutschen in einer verdampfenden Gesellschaft. Frauenwirklichkeiten im fünften Jahr der Einheit: Von der Normalbiographie zum Individualisierungszwang. In: Frankfurter Rundschau, Ausgabe vom 30.11., Nr. 278
- 1995a: Frauen im Umbruch der Gesellschaft. Die zweifache Transformation in Deutschland und ihre ambivalenten Folgen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Heft B 36-37, S. 23-33
- 1995b: Soll und Haben. In: Die Mitbestimmung, Heft 7, S. 23-25
- Obertreis**, Gesine 1986: Familienpolitik in der DDR. Opladen
- Ochs**, Christiane 1990: "Nicht alles, was die Partei der Frau zusammenbraute, gehört gleich in den Gully der Vereinigung". Frauen in der DDR. In: WSI-Mitteilungen, Heft 5, S. 289-303
- 1993: Frauendiskriminierung in Ost und West - oder: die relativen Erfolge der Frauenförderung. Eine Bestandsaufnahme in beiden ehemaligen deutschen Staaten. In: Hausen, Karin; Krell, Gertraude (Hg.): Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart. München, Mering, S. 47-67
- Ott**, Cornelia 1998: Die Spur der Lüste. Sexualität, Geschlecht und Macht. Opladen
- Penrose**, Virginia 1990: Vierzig Jahre SED-Frauenpolitik: Ziele, Strategien und Ergebnisse. In: Ifg-Frauenforschung, 8. Jg., Heft 4, S. 60-77
- Programm und Statut der SED Köln 1976**
- Prokop**, Ulrike 1976: Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche. Frankfurt a. M.
- Rerrich**, Maria S. 1988: Balanceakt Familie. Zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen. Freiburg i. Br.
- Ritter**, Martina 1997: Mütterchen Rußland - Väterchen Staat. In: Spiegel der Forschung 2, Forschungsmagazin der Justus-Liebig-Universität Gießen, Heft 2, Gießen, S. 14-21
- Ruddick**, Sara 1993: Mütterliches Denken. Für eine Politik der Gewaltlosigkeit. Frankfurt/New York
- Schmidt**, Heinz 1981: Die berufstätige Mutter. Ursachen und Lösung ihres Dilemmas. Berlin (DDR)
- Schröer**, Norbert (Hg.) 1994: Einleitung: Umriß einer hermeneutischen Wissenssoziologie. In: ders.: Interpretative Sozialforschung. Auf dem

- Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie. Opladen, S. 9-25
- Sichtermann**, Barbara 1987: Frauenarbeit. Zur Geschichte des Konflikts Hausarbeit/Beruf. In: dies.: FrauenArbeit. Über wechselnde Tätigkeiten und die Ökonomie der Emanzipation. Berlin, S.11-34
- Soeffner**, Hans-Georg 1989: Auslegung des Alltags - Der Alltag der Auslegung: zur wissenschaftlichen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Frankfurt a. M.
- Soeffner**, Hans-Georg; **Hitzler**, Ronald 1994: Hermeneutik als Haltung und Handlung. Über methodisch kontrolliertes Verstehen. In: Schröer, Norbert (Hg.): Interpretative Sozialforschung. Auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie. Opladen, S. 28-55
- Solga**, Helga 1996: Klassenlagen und soziale Ungleichheit in der DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Heft B46, S.18-27
- Speigner**, Wulfram und **Autorenkollektiv** 1987: Kind und Gesellschaft. Eine soziologische Studie über die Geburtenentwicklung in der DDR. Berlin
- Stolk**, Bram van; **Wouters**, Cas 1987: Frauen im Zwiespalt. Beziehungsprobleme im Wohlfahrtsstaat. Eine Modellstudie. Frankfurt a. M.
- Stolt**, Susanne: 1990: Ursachen und Formen der geschlechtlichen Arbeitsteilung in der DDR. Unveröffentlichte Diplomarbeit im Studiengang Sozialwissenschaften der Universität Hannover
- 1995: Mehr als Arbeit - Zur Diskussion um Frauenpolitik zwischen Ost und West. In: Komitee für Grundrechte und Demokratie (Hg.): Jahrbuch '94/95. Köln, S. 265-276
 - 1999: Die Macht der Arbeit. Geschlechterkonflikte im ostdeutschen Alltag nach der Wende. In: Andres-Müller, H.; Heipke, C.; Wagner, L.; Wilde-Stockmeyer, M. (Hg.): *ORTSveränderungen - Perspektiven weiblicher Partizipation und Rauman eignung*. Königstein/Ts., Königstein/Taunus, S. 32-57
 - 2000: Grenzen der Emanzipation durch Arbeit. Anerkennungskämpfe ostdeutscher Frauen in Paarbeziehungen vor und nach der Wende. In: Feministische Studien extra, S. 81-92
- Stolt**, Susanne; **Syben**, Gerd 1996: Die Rationalität in der Transformation. Ostdeutsche Baubetriebe im Übergang in die Marktwirtschaft. Berlin
- Trappe**, Heike 1995: Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik. Berlin
- Tronto**, Joan 1993: Moral Boundaries: A Political Argument for an Ethic of Care. New York
- Tronto**, Joan 2000: Demokratie als fürsorgliche Praxis. In: Feministische Studien extra/2000, S. 25-42
- Voskamp**, Ulrich, **Wittke**, Volker 1990: Aus Modernisierungsblockaden werden Abwärtsspiralen - Zur Reorganisation von Betrieben und Kombinatn der ehemaligen DDR. In: SOFI-Mitteilungen, Heft 18, S. 12-30
- Weber**, Max 1972: Soziologische Grundkategorien des Wirtschaftens. In: ders.: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen (5. Auflage, Erstveröffentlichung: Tübingen 1921)
- Wetterer**, Angelika 1993: Professionalisierung und Geschlechterhierarchie. Vom kollektiven Frauenausschluß zur Integration mit beschränkten Möglichkeiten. Kassel
- Willms**, Angelika 1983: Grundzüge der Entwicklung der Frauenarbeit von 1880 bis 1980. In: Müller, Walter; dies.; Handl, Johann (Hg.): Strukturwandel der Frauenarbeit 1880-1980. Frankfurt a. M., New York, S. 25-46
- Winkler**, Gunnar 1990: Frauenreport '90. Berlin
- Witzel**, Andreas 1982: Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt a. M., New York
- Wunder**, Heide 1993: "Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert." Zur geschlechtsspezifischen Teilung und Bewertung von Arbeit in der Frühen Neuzeit. In: Hausen, Karin (Hg.): Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbchancen von Männern und Frauen. Göttingen